

DIE WELTWOCHEN



Der eingebildete Rassismus

Anmerkungen zu einem Phänomen politischer Folklore.

Thilo Sarrazin

Primadonna der Vernunft

Besuch bei der erstaunlichen Giorgia Meloni in Rom. *Nicholas Farrell*

Berset musste beim Staatsanwalt antanzen

Sein engster Berater sass währenddessen in U-Haft.

Christoph Mörgeli

Nicolas Cage
Tom Kummer's Hymne
auf den vielleicht besten
Schauspieler der Welt

4 194407 006904



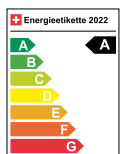
DER NEUE PEUGEOT 308

Unique

Neues PEUGEOT i-Cockpit® – Brandneues Infotainmentsystem
Bis zu 60 km Reichweite im elektrischen Modus



Abgebildetes Modell: Neuer PEUGEOT 308 GT Pack HYBRID 225 e-EAT8, CO₂-Emissionen (kombiniert: 33 g/km), kombinierter Verbrauch (WLTP): 1.4 l/100 km, Energieeffizienzklasse: A. PEUGEOT empfiehlt Total Energies.



Der Glaube, Urkraft des Lebens

Lange konnte ich mit dem Wort «Glaube» nichts anfangen. Ich gehörte zu denen, die den Glauben für eine minderwertige Form des Wissens hielten, für ein blosses «Für-wahr-Halten», dem das rationale Denken unendlich überlegen ist. Heute sehe ich es anders. Es gibt kein richtiges Leben ohne Glauben. Glauben ist viel mehr als Wissen.

Wissen ist die sorgfältige, hirngesteuerte Verarbeitung von Tatsachen und Erfahrungen in der materiellen Welt. Die Wissenschaften verschaffen uns nach einigermaßen gesicherten logischen Verfahren eine gewisse Kenntnis der Dinge und der Phänomene. Aber dieses Wissen ist kalt, es greift nicht ans Herz, es berührt nicht unser Innerstes, es bleibt werkzeughaft, instrumentell ausgerichtet auf die Zwecke und Ziele, die wir mit Hilfe unseres Wissens erreichen wollen. Das Wissen, schrieb ein kluger Philosoph, leuchtet uns an wie Strassenlaternen, aber es erwärmt uns nicht.

Niemals dringt das rationale Wissen ins Weltgeheimnis vor, ins Wunder unserer Existenz und in die Rätsel des Lebens, das dank schöpferischen Vorgängen, die wir nie verstehen werden, das ursprüngliche Nichts besiegte. Warum ist etwas, und warum ist nicht einfach nichts? Mit dieser Frage verlassen wir das logisch neokalte Wissen und öffnen uns dem Schauen, dem dankbaren Staunen, den schöpferischen Quellen unseres Wesens, die wir weniger durchs Hirn als durch unser Gemüt, durch unser Herz erfassen. Der Glaube ist das, was die wundersamen Ursprünge und Quellen des Lebens nicht enträtselt, aber entsiegelt, sie fruchtbar macht und hervorsprudeln lässt.

Der Glaube ist die Urkraft des Lebens. Das ist nicht zwingend religiös gemeint. Der Glaube betrifft, das liegt in seiner Natur, das Wichtigste im Leben eines jeden Menschen. «Sage mir, was für dich das Wichtigste ist im Leben, und ich sage dir, woran du glaubst», lautet ein berühmtes Zitat. Glauben ist mehr als Wissen. An dem, woran wir glauben, hängt unser Herz, unser Streben, unser unbedingtes Wollen, unsere Liebe. Nur dort, wo wir an etwas glauben, sind wir bereit, uns hin- und sogar aufzugeben. Lebensfreude und Lebensschmerz gruppieren sich um das Geglaubte. Ohne Glauben ist das Leben lauwarm, gleichgültig. Bin ich bereit, dafür zu sterben? Dann glaube ich daran.

Menschen, die glauben, sind entflammt vor Leidenschaft. Sie glühen vor Leidenschaft für ihr persönliches Heiligtum. Die Fähigkeit zu glauben, ohne deren Ausübung es kein erfülltes Leben geben kann, ist naturgemäss gefährlich. Viele Menschen sagen, sie glauben an nichts. Damit ist gemeint: Sie glauben nicht an Gott. Das aber heisst nicht, dass sie an nichts glauben. Sie glauben an etwas anderes, vielleicht auch, ohne sich dessen bewusst zu sein. Sie glauben an Macht, Geld, Sex, Greta oder Marx, an Ideologien oder Ersatzreligionen aller Art. Der Glaube kann sich an vielem festmachen, auch an Vorurteil und Aberglauben. Dann artet der Glaube aus in Fanatismus, Raserei, Zerstörung.

Der Glaube ist die Urkraft des Lebens. Wie aber kann diese Urkraft gebändigt, in sinnvolle Bahnen gelenkt werden? Das führt uns zur Frage, was des Glaubens wirklich wert ist. Und hier muss ich anfügen, dass in letzter Zeit, wohl auch eine Folge des Alters, theologische Fragen für mich an Bedeutung gewonnen haben. Jede Religion behandelt das Problem der Beziehung zwischen dem Menschen und dem Allerhöchsten. Es gibt Religionen, die dem Menschen erzählen, er könne das Höchste, Gott, für seine irdischen Zwecke einspannen, sich gottähnlich über andere Menschen er-

heben, vielleicht selber zu einer Art Gott, zum unfehlbaren Absoluten werden.

Solche Religionen sind brandgefährlich. Sie haben heute Hochkonjunktur. Die gefährlichste und älteste unter ihnen ist der Moralismus. Moralismus ist, wenn ein Mensch sich hinstellt und seine persönlichen Werte absolut setzt, verbindlich für alle. Moralisten sind Tyrannen, Despoten. Sie glauben, die Welt zu retten, das Böse zu beseitigen. Daraus leiten sie für sich die Macht ab, allen anderen den Tarif durchzugeben: Musikaufführungen zu verhindern, weil die Musiker «falsche» Frisuren haben; Kinderbücher zu verbieten, weil sie angebliche Lügen verbreiten; Menschen auszugrenzen und, auch das gab es schon, umzubringen, weil sie eine andere Meinung haben.

Gutmenschen sind böse, weil sie sich für unfehlbar gut halten. Sie reden vom Edelsten und Idealsten, sie reden von Gott, aber sie meinen sich selbst. Gutmenschen sind das abschreckende Beispiel dafür, was passiert, wenn sich der Glaube an falsche Gegenstände heftet. Der christliche Glaube, theologisch richtig verstanden und ernst genommen, ist auch ein Versuch, die Glaubensfähigkeit des Menschen wegzulenken von der Despotie, vom Tanz ums Goldene Kalb, vom Götzendienst der Ideologien, vom ewigen Risiko der Selbstvergottung. Der christliche Glaube ist das Gegenteil des Gutmenschentums: Er bewahrt den Menschen davor, sich selber für den lieben Gott zu halten.

Das Christentum lehrt, das Wunder der Schöpfung zu bestaunen, dankbar zu sein für jeden Tag, an dem wir leben, ein Geschenk, das wir ohne unser Zutun bekommen haben. Die christliche Lehre besagt, dass das Leben, dass unsere Welt mehr ist als blosser Materie, ein Haufen von Atomen, und dass der Mensch das Geistige spüren, in sich aufnehmen, aber eben nie bemeistern, nie durchschauen kann. Dem Christentum liegt eine Theologie der Liebe und der Freiheit, aber vor allem der Demut zugrunde, der Mahnung auch, dass der Mensch ein anfechtbares Wesen ist: «Es irrt der Mensch, solange er strebt» («Faust»).

Auf dieser Glaubenseinsicht ist alles aufgebaut, was mir lieb und teuer ist: Freiheit, Demokratie, Vielfalt der Meinungen, Misstrauen gegenüber der Macht und eine tiefe Abneigung gegen Menschen, die sich moralisch für etwas Besseres halten. Ohne Glaube keine Schweiz. R. K.

Landjäger.ch

Verliebt
in die
Schweiz



Edelweiss
Hemden ab Fr. 84.-
Krawatte & Fliege Fr. 49.-

Giorgia Meloni, Ernst Schläpfer, Carlos Jaico, *Weltwoche Grün*, Theodor Herzl und die Vision Israels

Giorgia Meloni könnte bei den Wahlen im September die erste Frau an der Spitze Italiens werden. Grund zur Freude in Europa, insbesondere bei «genderalerten» Zeitgenossen, könnte man denken. Weit gefehlt. Der Mainstream in Presse und Politik fasst die Aufsteigerin bestenfalls mit der Grillzange an. Die Chefin der postfaschistischen Fratelli d'Italia wird des rechtsextremen Gedankenguts bezichtigt. Italien-Korrespondent und Mussolini-Biograf Nicholas Farrell geht dem Vorwurf auf den Grund. **Seite 10**

Zweimal Schwingerkönig, später Obmann des Eidgenössischen Schwingerverbandes. SP-Politiker und ETH-Absolvent. Erneuerer und Traditionalist. Der Appenzeller Ernst Schläpfer (66) gehört zu den interessantesten und überraschendsten Persönlichkeiten der Sägemehlszene. Im Interview mit unserem Reporter Thomas Renggli spricht er vor dem Eidgenössischen Schwing- und Älplerfest in Pratteln darüber, weshalb es mit der Kommerzialisierung des Nationalsports seine Richtigkeit hat, warum der Verband den Frauen die Türe öffnen soll und wen er als Schwingerkönig 2022 sieht. **Seite 30**

Mit der Verhaftung seiner Schwägerin Yenifer Paredes erreichte die Präsidentschaft des indigenen Gewerkschafters Pedro Castillo Anfang Woche in Peru einen neuen Tiefpunkt. Paredes, die sich im Präsidentenpalast vor



Energiewende zurück, jetzt!

dem Zugriff der Justiz versteckt hatte, soll als Teil eines mafiösen, familiären Netzwerks Bestechungsgelder für das Staatsoberhaupt eingetrieben haben. Castillos Tage dürften gezählt sein. Für den Schweizer Anwalt Carlos Jaico war das absehbar. Als Berater hatte er Castillo letztes Jahr im Wahlkampf begleitet. Als Generalsekretär des Präsidenten lernte er das Netzwerk um den Präsidenten von innen kennen, bis er im letzten Februar unter lautem Protest zurücktrat. Im Gespräch mit dem

langjährigen *Weltwoche*-Reporter Alex Baur erzählt Jaico, wie das korrupte System funktioniert. **Seite 38**

Als Theodor Herzl vor 125 Jahren in Basel den ersten Zionistenkongress durchführte, hielten die meisten seine Vision, dass es nach 2000 Jahren wieder einen jüdischen Staat geben werde, für unrealistisch. Herzls Gegner bezeichneten ihn als «Spinner». Doch in Basel glaubten viele Christen an Herzls Vision und unterstützten diese. Sie taten das allerdings nicht ganz uneigennützig. Würden die Juden wieder ins Gelobte Land gehen, wäre die Erlösung der Menschheit nahe, hofften sie. **Seite 51–56**

Mit grosser Freude präsentieren wir Ihnen die neue Ausgabe unserer Spezialbeilage *Weltwoche Grün* – gerade rechtzeitig zur Debatte über den möglichen Strommangel im kommenden Winter. «Strom für alle», ist der Titel. Die Schweiz hat mit der 2011 beschlossenen Energiewende und Atomausstieg ihre erstklassige Versorgung aufs Spiel gesetzt, es drohen Blackouts. Das liesse sich vermeiden. Solar ist ein Teil der Zukunft, hat aber gewichtige Nachteile. Der ETH-Nukleartechnikexperte Horst-Michael Prasser legt dar, wie man mit modernen Kernkraftwerken und Brennstoffkreisläufen in Zukunft für viele Generationen genug Energie sauber bereitstellen könnte. Die Energiewende zurück wäre vielversprechend. *Ihre Weltwoche*

IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Zollikerstrasse 90, Postfach, 8702 Zollikon. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

Chefredaktor: Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Florian Schwab. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch

Kundenservice: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo.

Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Druck:** Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See, Mitglied der Schellenberg Gruppe AG.

Die Weltwoche wird auf **SCHWEIZER PAPIER** in der Schweiz gedruckt. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.



Bösester aller Bösen: Ernst Schläpfer. Seite 30



Italiens Hoffnung: Giorgia Meloni. Seite 10



Genialer Exzentriker: Nicolas Cage. Seite 42

DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 6 Eilmeldung Berset musste beim Staatsanwalt antanzen
- 7 Peter Rothenbühler
Liebe Eveline Widmer-Schlumpf
- 8 Tagebuch Marc Jongen
- 9 Bern Bundeshaus
Gesucht: Jobs für Kriegsvertriebene
- 10 Giorgia Meloni
Primadonna der Vernunft
- 14 Erziehung der Gefühle
- 15 Personenkontrolle
- 15 Cancel-Culture:
Winnnetou hat's erwischt
- 16 Mörgeli
Bärfuss statt Sommaruga?
- 16 Eisernes «Njet» Russland erteilt Friedensgesprächen eine klare Absage
- 17 Peter Bodenmann
Der 300-Millionen-Restwasser-Fisch
- 18 Maillard greift nach Bersets Krone
Machtkampf der SP-Alphatiere
- 19 Inside Washington
- 20 Verliebt in Frankreich
Regisseurin Mäiwenn Le Besco
- 21 Inflation Merkel war's
- 22 Neonazis in der ukrainischen Armee
Frontbesuch im Donbass
- 25 Kurt W. Zimmermann
Niedrigwasser bei der «Tagesschau»
- 26 Sag mir, wo die Kinder sind
Einbruch der Geburtenzahlen
- 28 Mein genialer Benziner Plädoyer für den voluminösen Verbrennungsmotor

- 29 Eurasisches Selbstbewusstsein
Wer ist Alexander Dugin?
- 30 Ernst Schläpfer «Vermutlich würden mich SP wie auch SVP ausschliessen»
- 33 Anabel Schunke
Waschlappen für Waschlappen
- 34 Der eingebildete Rassismus
Anmerkungen zur politischer Folklore
- 36 «Bomber-Schaffner» Der Absturz der «Lonesome Polecat» im März 1944
- 37 Brandstifter spielt Feuerwehr
BDP-Politiker Werner Luginbühl
- 38 Carlos Jaico Der Schweizer, der Perus Kommunisten beim Regieren half
- 40 Bermudadreieck des Denkens
Wachablösung im Reich des Geistes
- 41 Wirtschaft Stevens Senn
knackt den Hasch-Jackpot
- 42 Nicolas Cage Er betreibt den Wahnsinn mit eiserner Disziplin
- 45 Tamara Wernli
Jetzt auch noch der Orgasmus-Gap!
- 46 Medien Wie man mir verbot, über Karl Lauterbach zu schreiben
- 48 Leserbriefe
- 49 Nachrufe Wolfgang Petersen, Rudolf Steigrad
- 50 Beat Gygi Licht schützt das Eigentum

THEODOR HERZL: GEBURT ISRAELS

- 52 Wie Israel in Basel erdacht wurde
Erinnerung an den Gründervater
- 54 Stefan Zweig Theodor Herzl:
Ihm galt meine Liebe und Bewunderung

LITERATUR UND KUNST

- 57 Ikone der Woche
- 58 Nur das Unverhoffte zählt
Lawrence Durrells «Alexandria-Quartett»
- 60 Bücher der Woche
- 63 Die Bibel
- 64 Aus der Ruhe in den Tumult der Musik
Schweizer Alpenfestivals
- 66 Fernsehen
- 66 Film «Where the Crawdads Sing»
- 67 Pop Beyoncé
- 68 Gesang Gaudeamus igitur!
- 69 Nachruf Fredy Studer

LEBEN HEUTE

- 70 Wunderbare Welt
- 70 Unten durch
- 71 Frauen
- 72 Thiel Ausweg
- 72 Häuser «Grand Hotel Brioni Pula»
- 73 Was macht eigentlich? Walter Steiner
- 74 Essen
- 74 Wein
- 75 Auto
- 75 Objekt der Woche
- 76 Bei den Leuten
Harley-Volksfest in Lugano
- 78 Zeitzeichen
- 78 Fragen Sie Dania
- 79 Mittagessen mit ...
Thomas Wolfensberger
- 80 Menschen von morgen Yann Tissot
- 82 Das indiskrete Interview Lisa Eckhart

Berset musste beim Staatsanwalt antanzen

Peter Marti, Sonderermittler des Bundes, knöpfte sich den Bundesrat vor, während dessen wichtigster Strategie in Untersuchungshaft sass.

Christoph Mörgele

Erstaunt, beunruhigt oder süffisant berichten die Medien, wie gründlich der Sonderermittler Peter Marti bei der Aufdeckung der Indiskretionen aus der Bundesverwaltung ans Werk geht. Kurz vor Eröffnung des Weltwirtschaftsforums in Davos vom 22. Mai hat sich Marti sogar Innenminister Alain Berset (SP) vorgeknöpft. Dieser wurde als Auskunftsperson über die Lecks in der Bundesverwaltung befragt, die den Weg zu den Journalisten von Tamedia, Ringier und NZZ gefunden hatten. Besonders pikant: Die Befragung von Berset fand statt, während dessen Kommunikationschef und enger Vertrauter Peter Lauener noch in einer mehrtägigen Untersuchungshaft sass. Dieser Umstand legt nahe, dass Sonderermittler Marti einer Absprache beziehungsweise der Kollusionsgefahr zu Lasten der Strafuntersuchung vorbeugen wollte.

Beziehungen zum Haus Ringier

Es ist schwer denkbar, dass der als hartnäckig, aber auch umsichtig geltende frühere Zürcher Obergerichtspräsident Peter Marti sogar einen Bundesrat zur Befragung zitierte, ohne handfeste Indizien in Händen zu haben. Bundesrat Berset hat grundsätzlich ein Zeugnisverweigerungsrecht und muss sich nicht selber belasten. Er konnte oder wollte sich der Befragung nicht unter Berufung auf seine Immunität entziehen. Denn immerhin war es die Landesregierung selber, die neben der parlamentarischen Geschäftsprüfungsdelegation Anzeige gegen unbekannt erstattet und so die Untersuchungen erst ausgelöst hatte. Kommunikationschef Lauener, das Innendepartement und auch andere in die Untersuchung involvierte Bundesstellen liessen sämtliche beschlagnahmten Datenträger unverzüglich versiegeln. Bersets Spindoktor Peter Lauener musste wegen dieser Affäre den Bundesdienst ohne die sonst üblichen Würdigungsgirlanden verlassen und gilt seither als belastet. Für alle Genannten gilt aber die Unschuldsvermutung.

Die Untersuchungen des Sonderermittlers Peter Marti nahmen ihren Anfang bei der

mutmasslichen Weitergabe eines geheimen Untersuchungsberichts der Geschäftsprüfungsdelegation an Journalisten des *Tages-Anzeigers* und der *NZZ*. Es ging dabei um die Firma Crypto AG im Kanton Zug, die verdächtigt wurde, unter anderem für die Schweiz Spionagebetrieben zu haben. Offenbar ist Marti im Zuge seiner Ermittlungen auch auf eine möglicherweise zu weit gehende Zusammenarbeit des Departements Berset mit dem *Blick* gestossen. Jedenfalls ist landesweit aufgefallen,

Die Ergebnisse der Ermittlungen sind von erheblicher staatspolitischer Bedeutung.

wie detailliert das Boulevardblatt jeweils schon am Vortag der jeweiligen Bundesratssitzungen über die geplanten Covid-Massnahmen zu berichten wusste. In etwas geringerem Masse galt dies auch für die Tamedia-Zeitungen.

Mittlerweile ist bekanntgeworden, wie eng und vertrauensvoll die Beziehungen zwischen dem Departement Berset und dem Ringier-Verlag waren. Eine wissenschaftliche Untersuchung in Zusammenarbeit mit der *NZZ* hat

aufgezeigt, dass die hiesige Medienlandschaft in Zeiten von Corona dem Bundesrat und seinen Massnahmen auffallend unkritisch gegenüberstand. Dies gelte ganz besonders für Ringier und das Schweizer Radio und Fernsehen (SRF). *Blick* und *Sonntagsblick* pflegten mit Gesundheitsminister Berset einen speziell pfleglichen Umgang und setzten ihn auch in der *Schweizer Illustrierten* und im *Interview by Ringier* vorteilhaft in Wort und Bild.

Grosses Aufsehen erregte der von Sonderermittler Marti ebenfalls befragte Ringier-CEO Marc Walder, als der *Nebelspalter* nachwies, dass dieser seine Redaktionen auf die Unterstützung von Bundesrat und dessen Pandemie-Massnahmen eingeschworen hatte. Zur Verwunderung der gesamten Branche hat Berset unlängst die *Blick*-Autorin Gianna Blum zur neuen Co-Kommunikationschefin gewählt; sie ist – wenn überhaupt – bislang höchstens durch freundliche Artikel gegenüber Berset aufgefallen.

Preisgabe von Amtsgeheimnissen

Die Journalisten halten gegenwärtig den Ball flach: Sonderermittler Peter Marti koche auch nur mit Wasser und werde wenig herausfinden. Seine Ergebnisse sind indessen von erheblicher staatspolitischer Bedeutung. Sollte sich bewahrheiten, dass in gewissen Departementen vertrauliche oder gar geheime Informationen gegen eine positive Berichterstattung ausgetauscht werden, muss neben der Strafuntersuchungsbehörde auch die parlamentarische Aufsicht tätig werden. Solche Tauschgeschäfte wären nicht nur der öffentlichen Hygiene abträglich, sie wären gesetzeswidrig und strafwürdig. Speziell bei Geschäften der obersten Landesbehörde gilt im Rahmen des Informationsauftrags das Prinzip der Gleichbehandlung der Medien. Diese müssen zeitgleich dieselben Informationen erhalten. Nicht bloss die Preisgabe von Amtsgeheimnissen – womöglich mit Wissen eines Bundesrats – wäre ein Skandal. Sondern auch eine Ungleichbehandlung durch politische *copinage* und Beziehungskorruption.



„Man sagt, es vermehrt sich nicht mehr...“

Liebe Eveline Widmer-Schlumpf

Sie sagen, dass alle Frauen zu 70 Prozent erwerbstätig sein müssten, damit sie im Alter auf eine Rente kommen, die sie anständig leben lässt. Ich denke, das hat Ihnen Ihr Taschenrechner geflüstert.

Leider kann die Lebensplanung von Frauen nicht mit Mathematik gelöst werden. Heute arbeiten drei Viertel der Frauen mit Teilpensen, die sich zunehmend gegen 50 Prozent bewegen. Und solange in der Schweiz die Kinderbetreuung eine Privatsache bleibt und es weder bezahlbare Kitas noch Arbeitslohn für Hausfrauen gibt, zeugt Ihre Forderung von einer recht unsensiblen Haltung gegenüber allen Müttern von zwei, drei Kindern, die sich zu Hause ohne Lohn mehr abrackern als jede angestellte Sekretärin oder Sachbearbeiterin mit einem angenehmen Salär und Pensionskasse.

Gut, ich frage mich schon lange, weshalb sich die Frauen, die zu Hause von morgens um sieben bis abends um zehn hart arbeiten



Flüstern des Taschenrechners:
Alt Bundesrätin Widmer-Schlumpf.

und unsere Kinder zu anständigen Bürgern erziehen, noch keine Lobby gebildet haben, um sich gegen die dauernde Diskriminierung durch Feministinnen und die herabsetzende Frage «Arbeiten Sie oder sind Sie Hausfrau?» zu wehren und entsprechende politische Massnahmen zu unterstützen. Sie sagen auch, dass

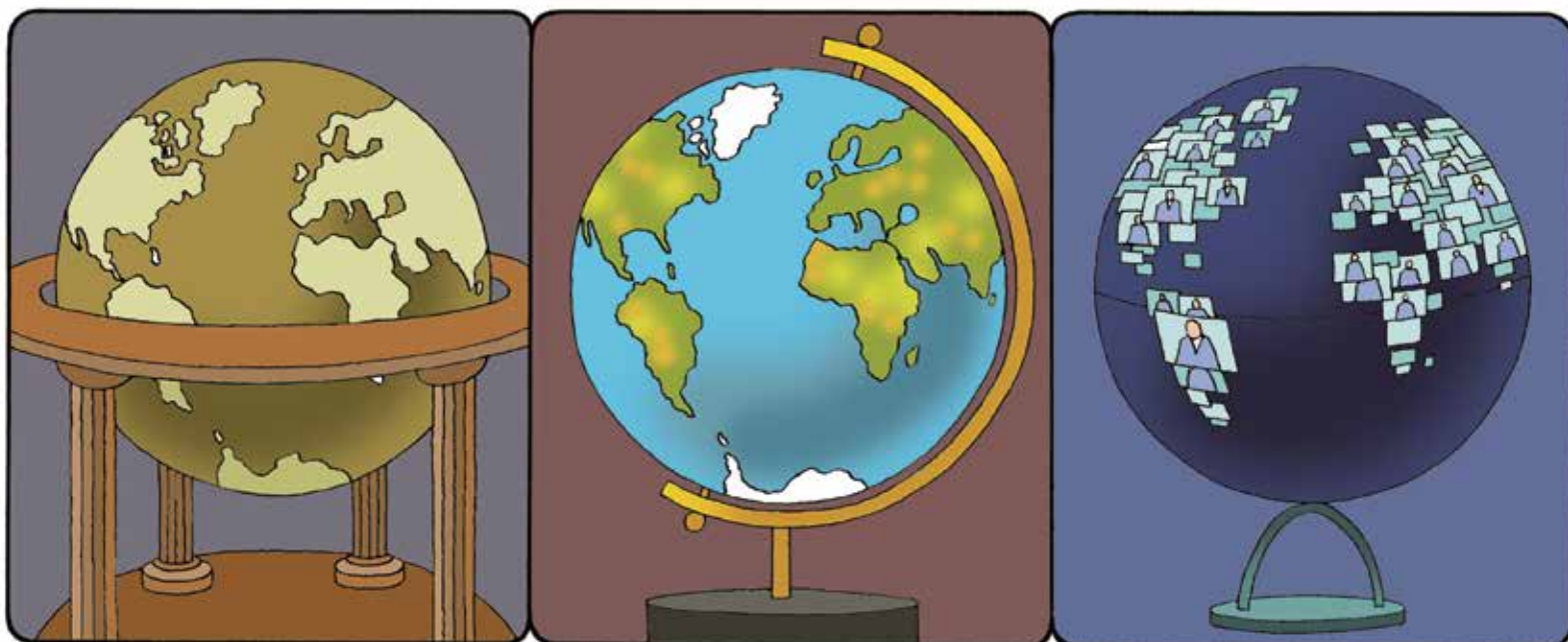
Sie noch nie etwas gefordert hätten, nur weil Sie eine Frau seien. Dabei haben, soviel ich weiss, gerade Mütter sehr wohl Bedürfnisse, die ganz anders sind als die der Männer.

Etwas blauäugig fordern Sie auch, dass die Männer sich stärker in der Familien- und Hausarbeit engagieren. Und übersehen dabei, dass es immer noch zig Familien gibt, die mit der traditionellen Rollen- teilung sehr glücklich durchs Leben kutschieren, obschon man das heute gar nicht mehr sagen darf.

Im Übrigen neige ich dazu, die Meinung zu teilen, dass eine Politikerin, die das Schweizer Bankgeheimnis fahrlässig preisgegeben hat, sich eigentlich nicht mehr zu grundsätzlichen Fragen der Finanzpolitik äussern sollte.

Mit freundlichen Grüssen
Peter Rothenbühler

BARTAK



TAGEBUCH

Marc Jongen



Die deutsche Erinnerungskultur ist bekanntlich ganz auf die NS-Zeit fokussiert und hat das erklärte Ziel, die ewige Flamme von Schuld und Sühne im deutschen Kollektivbewusstsein brennen zu lassen. Man muss die Verbrechen der Nationalsozialisten indes nicht im Geringsten relativieren, um an der bei jeder Gelegenheit offensiv zur Schau getragenen deutschen Hypermoral den Hautgout der Heuchelei wahrzunehmen.

Das ganze Ausmass der Verlogenheit hat sich jetzt auf der Documenta 15, der berühmten Kasseler Kunstausstellung, in einem Skandal enthüllt, der das kulturelle Selbstverständnis Deutschlands erschüttert. Antisemitische Karikaturen nach Art des Naziblattes *Der Stürmer* waren da im öffentlichen Raum zu sehen, Juden mit SS-Runen auf dem Stahlhelm und mit Schweinekopf, auf einem riesigen Plakat namens «People's Justice» in Szene gesetzt von dem indonesischen Kuratorenkollektiv Ruangrupa.

Nicht zuletzt auf den sehr berechtigten Druck des Zentralrats der Juden hin hat sich der Deutsche Bundestag mit der Causa beschäftigt, ebenso der Hessische Landtag, die Stadt Kassel und sämtliche Feuilletons der Republik. Zwar wurde das Skandalposter inzwischen beseitigt – nachdem es anfangs nur verhängt werden sollte –, zwar ist auch die Direktorin der Documenta, Sabine Schormann, nach peinlich langem Lavieren endlich zurückgetreten, doch die politisch Hauptverantwortlichen, die hessische Kunstministerin Angela Dorn sowie vor allem die deutsche Kulturstaatsministerin Claudia Roth, beide Grüne, dre-

hen immer neue Pirouetten, um sich wider alle Evidenz schadlos aus der Affäre zu ziehen.

Das Hohldrehen der Phrasen gegen Antisemitismus seitens der Verantwortlichen kontrastiert aufs faszinierendste mit der Halberzigkeit und Wirkungslosigkeit ihrer Massnahmen. Wie in einem Albtraum, in dem die Leichen immer wieder aus dem Keller steigen, nachdem man sie mühsam dort verbuddelt hat, poppen immer neue Fälle von Antisemitismus an der Documenta auf. Zunächst neue Karikaturen – Juden als kindermordende Soldatenroboter – auf Karten, die

*Der Nazi-Knüppel,
einmal aus dem Sack, schlägt
auf seine Erfinder zurück.*

den Freiheitskampf algerischer Frauen zeigen sollen. Der neue Direktor, Alexander Farenholtz, verweigert wie zum Beweis seiner Untauglichkeit ihre Entfernung.

Und auch ein eilends eingesetztes siebenköpfiges Beratergremium konnte nicht verhindern, dass der Kunstaktivist Hamja Ahsan aus Bangladesch auf geschmacklose Weise Sympathie für die Israel-Boycott-Bewegung BDS zeigte, die für jüdische Künstler und Wirtschaftstreibende in aller Welt zur existenziellen Bedrohung geworden ist. Bundeskanzler Scholz bezeichnete er als «faschistisches Schwein», nachdem dieser ein Distanzierungsritual von dem allzu forschen Antifaschisten vollzogen hatte. Der Nazi-Knüppel, einmal aus dem Sack, schlägt auf seine Erfinder zurück.

Des Pudels Kern, den kaum jemand offen benennt, ist die postkolonialistische Ideologie der Ausstellungsmacher, die in den ver-

gangenen Jahren die kulturelle Hegemonie in der globalisierten Welt erlangt hat und zur kulturpolitischen Staatsdoktrin auch der Bundesrepublik Deutschland avanciert ist. Kurz gesagt, läuft der Postkolonialismus auf eine Fundamentalbeschuldigung des «weissen Mannes» für die Übel der Welt, vor allem des globalen Südens, hinaus. Dumm nur für seine deutschen Proponenten, dass dem Postkolonialismus der Antisemitismus untrennbar inhärent ist. Israel gilt ihm als unterdrückerischer kolonialer Apartheidsstaat, der letztlich verschwinden muss, damit «historische Gerechtigkeit» herrscht – «People's Justice».

Die Documenta wird sich noch an ihr natürliches Ende quälen, schon jetzt ist klar: Es wird die Documenta des Antisemitismus gewesen sein. Gelernt haben wird die Politik daraus nur dann, wenn sie der Ressentiment-Doktrin des Postkolonialismus abschwört und die wohlfeile moralische Selbstgeißelung nicht länger als Mittel paradoxer Selbsterhöhung praktiziert. Claudia Roth, die jetzt wahre Empörungssarien gegen den Antisemitismus singt, ist – wie im Übrigen ihre Vorgängerin im Amt, Monika Grütters, CDU – mit führenden postkolonialen Aktivisten, wie Achille Mbembe aus Kamerun, bestens befreundet und erfüllt an anderer Stelle eins zu eins deren Forderungen. Erst neue, ideologisch unbelastete Entscheidungsträger werden daher die notwendige kulturpolitische Kehrtwende herbeiführen können.

Marc Jongen ist Philosoph und kulturpolitischer Sprecher der AfD-Fraktion im Deutschen Bundestag.

Gesucht: Jobs für Kriegsvertriebene

Trotz Brimborium verschmähen Schweizer Unternehmen die angeblichen Fachkräfte aus der Ukraine. Nun soll auch noch der auf ein Jahr befristete Schutzstatus S verlängert werden.

Wie viele Male will die für Migration zuständige Bundesrätin Karin Keller-Sutter (FDP) vor den Medien noch auftreten, um schönfärberische Elogen über die Arbeitsmarktintegration der aus der Ukraine Geflüchteten zu verbreiten? Das eine Mal verkauft sie eine ukrainische Köchin in einem Gasthof in Münsingen fast als Sensation. Das andere Mal nimmt sie ein Treffen mit Unternehmern zum Anlass, die Geflüchteten als grosse Chance für den Schweizer Arbeitsmarkt darzustellen. Ein Treffen mit Vertretern von Kantonen, Sozialpartnern, Wirtschaftsverbänden und Arbeitsmarktbehörden bot jetzt der freisinnigen Magistratin die Gelegenheit, sich mit ihrem Lieblingsthema vor den Medien in Bern erneut zu profilieren.

Karin Keller-Sutter stellte dabei die Integration der Geflüchteten aus der Ukraine in den Arbeitsmarkt als grosse Erfolgsgeschichte dar. 11 Prozent gingen einer Erwerbstätigkeit nach. «Das ist viel», versicherte die Bundesrätin – und zog zum Vergleich die Flüchtlingskategorie der «vorläufig Aufgenommenen» heran, von denen nur 5 bis 6 Prozent arbeiten würden. Sie hätte vielleicht erwähnen sollen, dass seit Jahrzehnten keine andere Flüchtlingsgruppe so grosszügig umsorgt wurde wie jene der Ukrainer. Der Eifer, den die Justizministerin hier an den Tag legt, fällt im Bundeshaus auf. Sie sei ständig etwas am Organisieren, um sich mit diesem Thema als Macherin in einem günstigen Licht zu präsentieren, heisst es in Bundesbern.

Verlängerung des S-Status

Gut möglich, dass die ehrgeizige Bundesrätin brillieren will, damit ihre Wiederwahl 2023 gar nicht erst zum Thema werden kann. Ganz sicher will sie angesichts der exorbitanten Zuwanderungszahlen mit gezielter Behördenpropaganda auch der SVP den Wind aus den Segeln nehmen. Ingeheim geht es nicht zuletzt darum, das Terrain vorzubereiten, um den auf ein Jahr befristeten Schutzstatus S der Ukrainer zu verlängern. Vor den Medien gab sie zwar am Dienstag zu verstehen, dass sie ihr Staatssekretariat für Migra-



Schönfärberische Elogen:
Justizministerin Keller-Sutter.

tion (SEM) angewiesen habe, die Rückkehr der Flüchtlinge anzudenken. Aber diese Rückkehr hängt laut Keller-Sutter von der Kriegssituation in der Ukraine und den Entscheidungen der EU ab. Das SEM rechnet indessen nicht mit einer schnellen Rückkehr in die Heimat.

Und hat nicht Keller-Sutters treuer Paladin, Arbeitgeberpräsident Valentin Vogt, vergangene Woche bei der Präsentation einer bei Unternehmen durchgeführten Umfrage als eines der Hauptprobleme bei der Integration der Ukrainerinnen und Ukrainer in den

Angesichts der exorbitanten Zuwanderung will sie der SVP den Wind aus den Segeln nehmen.

Arbeitsmarkt den Sonderstatus S erwähnt, weil dieser auf ein Jahr beschränkt ist? Das ist kaum ein Zufall. Vogt ist stets zur Stelle, wenn die Justizministerin Support aus der Wirtschaft braucht, um ihre Agenda durchzusetzen. Zum Beispiel vor der Abstimmung zur Begrenzungsinitiative der SVP, die eine massvolle Zuwanderung verlangte. Vogt unterstützte

die Überbrückungsrente für ältere Arbeitnehmer, ein Anliegen der Gewerkschaften. Keller-Sutter brachte ihn auf Kurs, mit der Überbrückungsrente die Linke im Kampf gegen die Begrenzungsinitiative ins Boot zu holen. Hand in Hand arbeiten sie jetzt auch, um aus dem Rohrkrepierer Arbeitsmarktintegration eine Erfolgsgeschichte zu zimmern.

Hindernisse beim Arbeitsmarkt

Fakt ist nämlich, dass trotz Gejammer über einen angeblichen Fachkräftemangel und dem vielen Brimborium, das Keller-Sutter und Vogt machen, immer noch 90 Prozent der Ukrainer im erwerbsfähigen Alter keine Arbeitsstelle haben. Mehr als die Hälfte der Unternehmen, die Kriegsvertriebene beschäftigen, gaben bei der Umfrage des Arbeitgeberverbandes an, sie hätten damit vor allem einen solidarischen Beitrag leisten wollen.

Das hört sich nicht an, als würden sich Schweizer Firmen um die «ukrainischen Fachkräfte» reissen. Kein Wunder, beschrieben sogar unverdächtige Zeitungen wie die Titel des Verlagshauses CH Media die Arbeitsmarktintegration als eine «grosse Ernüchterung».

Gerade dort, wo man besonders Fachkräfte brauchen würde – im Gesundheitsbereich, in der Gastrobranche oder in der Bildung –, kommen die Ukrainer wegen fehlender Sprachkenntnisse zum Handkuss. Dem Zugang zum Arbeitsmarkt steht aber noch etwas anderes im Wege: die Zuwanderung im Rahmen der Personenfreizügigkeit aus den EU-Staaten und über die Drittstaatenregelung. Im ersten Halbjahr sind unter diesem Titel über 38 000 Personen ins Land gekommen, welche die Ukrainer auf dem Arbeitsmarkt konkurrenzieren.

Das Gedränge dürfte in Zukunft noch grösser werden. Das SEM rechnet damit, dass bis Ende Jahr 85 000 bis 120 000 Kriegsvertriebene in der Schweiz leben. Die Perspektiven werden dadurch nicht unbedingt besser. Aber Keller-Sutter wird gewiss einen Weg finden, um das Ganze wieder schönzureden.



«Ich bin Italienerin, ich bin Christin. Das lasse ich mir nicht wegnehmen»: Phänomen Meloni.

Primadonna der Vernunft

Giorgia Meloni könnte die erste Premierministerin in der Geschichte Italiens werden. Ihre Gegner verunglimpfen sie als Extremistin. Zu Recht? Wir haben sie besucht.

Nicholas Farrell

G iorgia Melonis geräumiges Büro befindet sich im obersten Geschoss des Palazzo Montecitorio, des Sitzes der italienischen Abgeordnetenkammer, hohe Fenster gehen hinaus auf die grosse Dachterrasse, die einen spektakulären Blick auf Rom bietet. Hier könnte man die Party des Jahrhunderts feiern, wenn einem danach wäre.

Vielleicht wird im Falle ihres Sieges dort oben gefeiert. Laut Umfragen könnte Meloni, 45, bei den vorgezogenen Wahlen im September, die nach dem Kollaps von Mario Draghis Regierung der nationalen Einheit angesetzt wurden, die neue italienische Ministerpräsidentin werden. Die Partei Fratelli d'Italia, die, vor nur zehn Jahren von ihr mitgegründet, bei den letzten Wahlen nur auf 4 Prozent der Stimmen kam, führt in den Meinungsumfragen als Seniorpartnerin in dem rechten Bündnis, dem auch Matteo Salvinis Lega angehört. Letzterer ist auf der Beliebtheitskala so schnell eingebrochen, wie Meloni aufgestiegen ist. Sie könnte bald der erste weibliche Regierungschef einer (noch immer) männerdominierten Nation im Herzen Europas sein – und überdies Italiens erster demokratisch

Rom

gewählter (und nicht technokratisch ernannter) Premier seit vierzehn Jahren.

Wäre das nicht für ganz Europa ein Grund zum Feiern? Wenig wahrscheinlich. In der internationalen Presse wird meist darauf hingewiesen, dass Meloni nicht konservativ oder «rechtskonservativ» ist, wie sie selbst sagt, sondern für etwas Unheilvolleres steht.

Ich komme sofort auf dieses Thema zu sprechen. Warum wird sie von der internationalen Presse fast immer als «rechtsradikal» bezeichnet (eine moderne Methode, jemanden als Faschisten zu bezeichnen, ohne das Wort auszusprechen)?

Leidenschaftliche Rednerin

Sie sieht darin eine Verleumdungskampagne ihrer politischen Gegner, die in den Nervenzentren der Macht «extrem gut vernetzt» sind – vor allem des postkommunistischen Partito Democratico, der in Umfragen gleich hinter Melonis Partei liegt, allerdings nicht die für eine Koalitionsbildung notwendigen Partner hat. «Machen wir uns nichts vor», sagt sie, «die konzentrierten Angriffe auf mich können nur einen Urheber haben. Die Linken kontrollieren das kulturelle Leben. Sie sind der Mainstream. Nicht

nur in Italien. Sie schreien Zeter und Mordio, und alle stimmen mit ein.»

Der Vorwurf, sie sei eine Faschistin, hat sie so sehr empört, dass sie in der vergangenen Woche ein Video an Auslandskorrespondenten in Italien schickte, in dem sie in drei Sprachen erklärt, dass sie keine Faschistin sei und keine Gefahr für die Demokratie darstelle.

Ihr wird vorgeworfen, sie verfolge eine «offen reaktionäre» Agenda – vor allem wohl wegen ihrer Ablehnung illegaler Migration und der «woken» Ideologie, die, wie sie in einer Rede dieses Jahr in Amerika erklärte, «das Fundament der natürlichen Familie zerstört». Meloni akzeptiert inzwischen die gleichgeschlechtliche Zivilehe (in Italien seit 2016 legal), ist aber gegen das Adoptionsrecht für Schwule. Sie sagt, ein Kind habe «das Recht auf einen Vater und eine Mutter». Sie ist gegen gendersensiblen Schulunterricht und gegen die «LGBT-Lobby». Meloni, eine leidenschaftliche, bisweilen manische Rednerin, rief 2019 in Rom aus: «Sie wollen uns zu Elternteil eins, Elternteil zwei, LGBT-Geschlechtern und Bürgern X mit Codenummer machen. Wir sind aber keine Codenummern [...] und wir werden unsere Identität verteidigen. Ich bin Giorgia.

Ich bin eine Frau. Ich bin eine Mutter. Ich bin Italienerin, ich bin Christin. Das lasse ich mir nicht wegnehmen.»

Diese Rede ging viral und wurde als Disco-Tanznummer ein Hit. Ich bemerke eine gerahmte Platin-Schallplatte an der Wand. Ja, die ist für diesen Song. Aber dann lacht sie: «Die ist nicht echt! Das war ein Geschenk!» Meloni lacht oft. Und sie raucht gelegentlich superdünne Zigaretten.

Meloni und ihr Verbündeter Salvini vertreten in der Einwanderungsfrage eine harte Position. In den vergangenen acht Jahren haben rund 750 000 Migranten von Libyen aus das Mittelmeer überquert, viele davon an Bord von Schiffen internationaler Hilfsorganisationen, die dort unterwegs sind. Angesichts solcher Zahlen ist die Aufregung um die Migranten, die den Ärmelkanal überqueren, ein wenig übertrieben.

Angesichts der vielen Rettungsschiffe hat Meloni wiederholt eine Seeblockade Libyens gefordert. «Rassisten sind dumm. Aber das heisst nicht, dass Italien den Zustrom von Migranten nicht regulieren darf.» Die von ihr bevorzugte Lösung sähe so aus, dass die Europäische Union Geld an Libyen überweist, damit die Boote gar nicht erst ablegen und diejenigen, die es nach Italien schaffen, wieder zurückgenommen werden. 2016 bekam die Türkei 6 Milliarden Euro von der EU, um genau das in der Ägäis zu gewährleisten – mit durchwachsenem Ergebnis.

«Italien braucht eine Migrantenquote»

«Weil diese Migranten in Deutschland für Unmut sorgten, hat sich die EU ausnahmsweise zusammengerauft. Im Fall Libyen muss das Gleiche geschehen. Europa muss dafür sorgen, dass diese Boote gar nicht erst ablegen, und in Libyen Asylzentren einrichten, in denen Asylersuchen bearbeitet und anerkannte Flüchtlinge gerecht in Europa verteilt werden. Grenzen gibt es nur, wenn man sie schützt. Andernfalls gibt es sie nicht.» Italien brauche eine «Migrantenquote», sagt Meloni. Aber: «Regel Nummer eins lautet, dass niemand illegal Italien betreten darf.»

Braucht Italien nicht so viele Migranten wie irgend möglich? Am Ende des Jahrhunderts wird die Einwohnerzahl von sechzig Millionen auf vierzig Millionen geschrumpft sein, weil Italien eine der niedrigsten Geburtenraten der Welt hat – 1,2 Kinder pro Frau. Wird es ohne Einwanderer nicht bald zu einer demografischen Katastrophe kommen? Es bringe ja nichts, sagt Meloni, wenn es überwiegend Männer seien. «Wir müssen das Problem bei uns zu Hause lösen und dafür sorgen, dass die Italiener in der Lage sind, Kinder zu haben. Frauen wollen keine Kinder haben, weil sie in einer Gesellschaft leben, in der ihr Kinderwunsch einen Preis hat. Wenn sie aber feststellen, dass Mütter gesellschaftlich anerkannt werden, dann werden sie Kinder bekommen wollen.» Mutterschaftsgeld sei eine «schöne Idee», sagt sie, aber es gebe ja schon Kindergeld. Sie spricht von kostenlosen, länger geöffneten Kinder-

gärten, von Mutterschaftsurlaub, der nicht vom Arbeitgeber, sondern vom Staat bezahlt wird, und von Steuererleichterungen für Eltern.

Unstrittig ist, dass die Fratelli d'Italia die Erben von Mussolini sind, insofern die Partei 2012 von Meloni und vormaligen Mitgliedern des neofaschistischen Movimento Sociale Italiano (MSI) gegründet wurde, der 1946 von einstigen Faschisten gegründet worden war. 1995 benannte sich der MSI in Alleanza Nazionale um und distanzierte sich vom Faschismus. Der damalige Vorsitzende war Gianfranco Fini, Präsident der Abgeordnetenkammer von 2008 bis 2013 sowie Aussenminister in Berlusconi's zweitem und dritten Kabinett.

«Für mich ist das kein Problem», sagt Meloni. «Wir haben die Fratelli als selbstbewusste Mitte-rechts-Partei gegründet. Ich sage, wofür ich

«Rassisten sind dumm. Aber das heisst nicht, dass Italien den Zustrom von Migranten nicht regulieren darf.»

stehe. Ich verstecke mich nicht. Wenn ich Faschistin wäre, würde ich mich dazu bekennen. Aber ich habe nie von Faschismus gesprochen, weil ich keine Faschistin bin.»

Nicht nur internationale linke Medien bezeichnen Meloni als «rechtsextrem», sondern auch Rechte, die ihr ein bewusst unklares Verhältnis zum Faschismus vorwerfen. In der vergangenen Woche ist sie in einem Video-Statement darauf eingegangen: «Die italienische Rechte hat vor Jahrzehnten mit dem Faschismus gebrochen und die Unterdrückung der Demokratie und die schändlichen Rassengesetze unmissverständlich verurteilt.»

«In der DNA der Fratelli», sagt sie, «gibt es keine Nostalgie nach Faschismus, Rassismus oder Antisemitismus. Vielmehr lehnen wir jede Diktatur ab – in der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.» Und was ist mit den Parteimitgliedern, die beim Zeigen des faschistischen Grusses gefilmt wurden? «Das ist eine winzige Minderheit. Ich habe meine Parteiobere wiederholt aufgefordert, mit maximaler Strenge auf jedwede Demonstration törichter Nostalgie zu reagieren, denn Faschismusnostalgiker können wir nicht gebrauchen. Das sind nur nützliche Idioten für die Linken.»

Italien hat in der Tat zwei offen faschistische Parteien – Forza Nuova und Casa Pound. Beide kamen bei den letzten Wahlen 2018 auf weniger als 1 Prozent der Stimmen.

Aufgrund des italienischen Wahlsystems, einer Kombination aus Mehrheits- und Verhältniswahl, müssen Parteien (gegenwärtig sind neunzehn im Parlament vertreten) Koalitionen eingehen, um eine Mehrheit zu erringen. Theoretisch wird der Vorsitzende der stärksten Partei innerhalb des Bündnisses, das als stärkste Kraft aus den Wahlen hervorgegangen ist, vom

Staatspräsidenten zum Ministerpräsidenten ernannt. Aber es gibt keine Bestimmung, wonach er gewählt sein muss – und weil seit Berlusconi's Wahlsieg 2008 keine Koalition eine Mehrheit in beiden Kammern errungen hat, ist seitdem kein Ministerpräsident Vorsitzender einer Partei, und vier waren bei ihrer Ernennung nicht einmal gewählte Abgeordnete.

Unterstützung von Salvini und Berlusconi

Aus Meloni's Sicht macht dieses System die italienische Politik «fragil und daher instabil» und endemisch kurzlebig. Sie will, dass das Staatsoberhaupt künftig nicht mehr vom Parlament gewählt wird, sondern, wie in Frankreich, direkt vom Volk. Ihr Vorschlag wird von Salvini unterstützt und von Berlusconi, der, ungeachtet seiner 85 Jahre, Chef der Forza Italia ist, der drittgrössten Partei im rechten Bündnis. Meloni's *presidenzialismo* wird ein grosses Thema bei den bevorstehenden Wahlen sein. Ihre Gegner sehen darin einen weiteren Beweis für die Gefahr, die sie für die Demokratie darstellt.

Meloni wuchs mit ihrer älteren Schwester Arianna in einem römischen Arbeiterviertel auf, ihre Mutter Anna schrieb unter anderem Liebesromane, um die Familie durchzubringen. Der Vater, ein Buchhalter, verliess die Familie kurz nach Giorgias Geburt und setzte sich mit seiner

Pensionierung

AHV

Wie hoch ist mein Anspruch?

Pensionskasse

Rente, Kapital oder beides?

Hypothek

Soll ich amortisieren?

Steuern

Wie kann ich sparen?

Nachlass

Wie sichere ich meine Familie ab?

Kostenlos bestellen:
[vz.ch/merkblatt-pensionierung](https://www.vz.ch/merkblatt-pensionierung)

Mit der Pensionierung ändert sich Ihre finanzielle Situation grundlegend. Was Sie heute entscheiden, bestimmt Ihren Lebensstandard für viele Jahre. Eine unabhängige Beratung beim VZ lohnt sich. Überzeugen Sie sich selbst: Das erste Gespräch ist kostenlos und unverbindlich.

www.vermoegenszentrum.ch

Geliebten auf der Jacht «Cavallo pazzo» (Crazy Horse) auf die Kanarischen Inseln ab.

Da der Vater kein zweites Kind haben wollte, machte die Mutter einen Termin in einer Abtreibungsklinik. Als sie auf halbem Weg dorthin einen Cappuccino trank, überlegte sie es sich anders. Meloni sagt, sie würde nie und nimmer abtreiben lassen, aber sie befürwortet das italienische Abtreibungsgesetz, das einen Schwangerschaftsabbruch innerhalb der ersten neunzig Tage erlaubt. Sie selbst hat eine fünfjährige Tochter, ist allerdings nicht verheiratet mit deren Vater, einem TV-Journalisten, weil er, im Gegensatz zu ihr, nicht an traditionelle Familienwerte glaubt.

Fest an der Seite der Ukraine

Sie war eine gute Schülerin, konnte sich ein Studium aber nicht leisten, weshalb sie als Babysitterin, Kindermädchen, Barfrau, Marktvorkäuferin und Journalistin arbeitete, bevor sie ganz in die Politik einstieg. In ihrer jüngst erschienenen Autobiografie schreibt sie, dass sie mit fünfzehn Jahren in den MSI eingetreten sei, unmittelbar nach der Ermordung der beiden führenden Anti-Mafia-Staatsanwälte durch die Mafia in Sizilien. Sie wollte etwas tun und entschied sich für den MSI, weil das eine kleine Partei war, die unberührt schien von der all-

gegenwärtigen Korruption und Unfähigkeit italienischer Politiker. Mit 31 Jahren wurde sie als Ministerin für Jugend und Sport im letzten Kabinett Berlusconi die bislang jüngste Ministerin Italiens.

Vor ungefähr sechs Jahren – sie kann nicht sagen, wann genau – starb ihr Vater auf Mallorca an Leukämie. «Mein Vater ist tot, ich empfinde nichts für ihn», sagt sie. «Das finde ich blöd, weil ich ihn zumindest gern hassen würde.»

Sie selbst und die Fratelli d'Italia, sagt sie, hätten mehr dem konservativen britischen Philosophen Roger Scruton (1944–2020) zu verdanken als dem Sozialrevolutionär Mussolini. In ihren Reden beruft sie sich oft auf Scruton. «In allem, wofür er sich leidenschaftlich interessierte, ob Kunst oder Musik, Wein oder die Jagd, verkörperte er stets den Konservatismus als Lebensart, nicht als Ideologie», sagt Meloni.

«Die grosse Herausforderung heutzutage, nicht nur in Italien, sondern weltweit, ist der Kampf zwischen denjenigen, die für ihre Identität eintreten, und ihren Gegnern», sagt sie. «Das hat Scruton gemeint, als er darauf hinwies, dass man, wenn man etwas zerstört, nicht zwangsläufig etwas Neues und Besseres schafft. Als Engländerin wäre ich wahrscheinlich bei den Tories, aber ich bin Italienerin.»

Deshalb ist sie auch gegen massive staatliche Eingriffe in die Wirtschaft, wie sie von Marine Le Pen vorgeschlagen werden. Eine solche Politik erinnere an die nationalsozialistischen Elemente des Faschismus, der, wie oft vergessen wird, als linksrevolutionäre Bewegung begann. Und Meloni verspricht Steuersenkungen, nicht Steuererhöhungen. Aussenpolitisch steht sie fest an der Seite der Ukraine (in Italien gibt es eine auffällige Ambivalenz punkto Waffenhilfe). Sie stehe, sagt sie, «an der Seite einer stolzen Nation, die der Welt zeigt, was es bedeutet, für die Freiheit zu kämpfen». Putin, sagt sie, sei durch Joe Bidens Afghanistan-Debakel ermutigt worden.

Einer ihrer Lieblingsbegriffe ist «Freiheit». Ihre Partei hat als einzige das drakonische italienische Corona-Regime abgelehnt, das unter anderem vorsah, dass nur Geimpfte an ihren Arbeitsplatz durften. «Es sind Dinge geschehen, die in einem demokratischen Staat nie hätten passieren dürfen», sagt sie. «Es ist schlicht absurd, wenn der Staat vorschreibt, ob man zur Arbeit gehen und Geld verdienen darf, damit man seine Kinder ernähren kann. Aber uns hat man als Faschisten bezeichnet, weil wir gesagt haben, dass die Leute nicht mehr frei sind.»

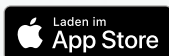
Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

App-Sofort: 24/7 Wirtschaft im Klartext.



handelszeitung.ch/hzapp

Jetzt die neue HZ App
herunterladen!



Alle Inhalte der Handelszeitung jetzt neu in der **kostenlosen App**. Dank der Funktionen wie persönlicher Merkleiste, Silent Push Notification und individueller Themen-Alerts ist es jetzt noch einfacher Wirtschaft im Klartext zu lesen.

HANDELSZEITUNG
Wirtschaft im Klartext.



Leserangebot: VIP-Spezial «Musikreise Hamburg»

London's Elbphilharmoniker live

Mit der Hafencity, der Speicherstadt, den Museen und seinem weltoffenen Flair ist Hamburg immer eine Reise wert. Als krönende Zugabe geniessen Sie auf unserer Leserreise in die Hansestadt ein Konzert des berühmten London Philharmonic Orchestra unter der Leitung seines neuen Chefdirigenten Edward Gardner im Grossen Saal der Elbphilharmonie mit seiner einzigartigen Akustik.

«Moin!» So begrüsst man sich in Hamburg. Gleich nach unserer Ankunft erkunden wir eine der faszinierendsten Städte Deutschlands auf einer Rundfahrt. Binnenalster, Michel, Rathaus, Reeperbahn und der Hafen sind einige Stationen. Abends wird in aussergewöhnlicher Kulisse gespeist: Das authentische Restaurant «Schifferbörse», oft als Filmkulisse genutzt, verwöhnt seine Gäste mit Köstlichkeiten aus dem Meer. Genächtigt wird im zentral gelegenen 4-Sterne-Hotel «Ameron».

Die Hafencity besuchen wir am zweiten Tag. Nirgendwo sonst berühren sich das alte und das neue Hamburg so harmonisch wie hier. Dem Mittagslunch in einem Traditionsrestaurant folgt ein Rundgang durch die historische Speicherstadt. Hier liegt noch immer der Duft von Kaffee, Tee oder Gewürzen in der Luft. Am Abend kommen wir in den einzigartigen Genuss eines Konzerts in der spektakulären Elbphilharmonie. Das London Phil-

harmonic Orchestra intoniert Meisterwerke von Mendelssohn Bartholdy, Tschairowsky und Bartók. Unvergesslich!

Was wäre Hamburg ohne Hafenrundfahrt? Dieser können wir uns fakultativ am Vormittag des dritten Reisetages anschliessen und dabei den Duft der grossen weiten Welt erschnuppern. Nach dem Mittagessen in einem ausgewählten Restaurant besichtigen wir die traditionelle Kaffeerösterei Burg mit Kaffeeverkostung zur Krönung dieses Ausfluges.



Platin-Club-Spezialangebot

Leserangebot «Musikreise Hamburg»

Termine:

16. bis 18. November 2022

Leistungen:

- Swiss-Flug Zürich–Hamburg–Zürich
- Gebühren und Hoteltransfer
- 2 Übernachtungen mit Frühstück im 4-Sterne-Hotel «Ameron»
- Beste Konzertkarte (Kat. 1) in der Elbphilharmonie
- Abendessen in der «Schifferbörse»
- Mittagssnack im Traditionsrestaurant
- Ausflug «Hansestadt»
- Ausflug «Moderne Bauten, historische Speicherstadt, Hafencity»
- Qualifizierte Reiseleitung

Preis (p. Pers. im DZ):

Mit Weltwoche-Abo: ab Fr. 1550.–
Für Nichtabonnenten: ab Fr. 1850.–
Einzelzimmerzuschlag: Fr. 180.–
Ermässigung bei Eigenanreise: Fr. 250.–

Zusätzlich buchbar:

Ausflug «Hamburgs Hafen und Kaffeerösterei Burg», inkl. Mittagessen: Fr. 90.–

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über:
Telefon: +41 91 752 35 20
E-Mail: info@mondial-tours.ch

Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, 6600 Locarno

Diesseits und jenseits von Eden

Ich sass in einer Ecke auf dem neunten Deck, und das letzte Licht Griechenlands würde bald hinter den Horizont fallen.



«Nüchtern betrachtet, war es besoffen doch besser.»

Manchmal treffen auch mittelmässige Zitate einen tiefen existenziellen Kern: «Das Beste kommt zum Schluss.» Wahrscheinlich ist das so, weil das Gute gerade zu Vergangenheit wird und mit jedem Atemzug mehr unwiederbringlich hinter einem liegt.

Die wie unauslöschbaren Lichter Korfus lagen schon hinter mir, die Fähre zog weiter an den letzten Fetzen der griechischen Küste entlang, bevor sie auf Westkurs in Richtung Italien gehen würde. Ich sass in einer Ecke auf dem neunten Deck, und das letzte Licht Griechenlands flackerte schon nur noch zaghaft, und bald würde es hinter den Horizont fallen. In mir schien, wider Erwarten im Grunde, nicht Tristesse oder Verzagtheit, sondern Leichtigkeit, ich fühlte mich ohne Schwere, schwebend, wenn man so will, in diesem Augenblick ohne Zeit.

Ich trank einen Whisky, einen «Tsonni», wie sie in Griechenland sagen, einen Johnny Walker, ich nahm die Umgebung wahr, aber sie drang nicht in mich hinein, nicht die schon halbvoll tätowierte Zwanzigjährige, die ihren Kopf zu irgendeiner Musik aus dem Kopfhörer schüttelte und Bier in sich hineinliessen liess, nicht das italienische Girl und der Boy, die umeinander herumschlichen, sich flüchtig berührten in ihrem Balztanz und die, als die Sonne wieder aufgegangen war, auf dem Schiff einsame Ecken suchten, um sich wild zu küssen.

Ich dachte darüber nach, wie viel Glück ich mit dem Abschied hatte, mit seinen Bildern,

noch an meiner Küste am letzten Abend bei Jorgo in der Taverne lief ich über die Strasse, wackelte über den kleinen Steinstrand zum Meer und legte mich hinein, da war niemand, nicht in der Bucht, nicht im Meer, und ich trieb ganz allein in den kleinen Wellen. Zurück in der Taverne, setzte ich mich an einen kleinen Tisch, bestellte einen «Lefko», ein Glas Weisswein, blickte über das unberührte Meer, und dann kam ein kleines, altes Motorboot vorbei, fast schon eine kleine Jacht war es, so ein Boot, auf dem ich schon seit Jahren in meinem Träumen der Welt davontuckere, an ihren Küsten entlang, nah genug, um Menschen zu sehen, weit weg genug, um sich nicht zu hören. Ich trank den Wein und sah das Boot sich am Ende des Horizonts auflösen, ohne Wehmut.

Auf dem Schiff holte ich mir noch einen «Tsonni», setzte mich wieder hin, sah die Lichter der albanischen Küste jetzt, die dünner waren und langsamer, irgendwie, und Griechenland lag jetzt hinter mir und das Leben dort, und vor mir lag die Schweiz, ihr Wohlgeordnetes, ihr grosser Daseinsdruck, ihr Leistungswahn, ihre Langeweile. Man kann, so dachte ich, gar nicht so viel trinken, um die Schweiz in sich zu ertränken.

Nino de Angelo, der deutsche Sänger, der mit dem Song «Jenseits von Eden» ein klein wenig unsterblich wurde, kam mir in den Sinn, eine Stimme wie ein Gott, der ganz in der Höhe lebt, hat er, er kann aber auch

klingen wie der Teufel, der in einer Höhle brummt. Nino, so hatte ich gelesen, trinkt wieder, nachdem er ein halbes Jahr trocken war. Nicht mehr so viel wie früher anscheinend, früher soff er, aber doch mal einen Wein hier und einen Gin Tonic dort.

Ich persönlich bin immer froh, wenn einer wieder mit dem Trinken anfängt. Ich rede aus eigener Erfahrung, ist mir gefühlt auch schon hundertmal passiert, ist nichts Dramatisches, es sind zwei Erkenntnisse; dass unsere Schwächen so stark sind, dass wir bisweilen einen aussichtslosen Kampf gegen sie führen. Und dass Abstinenz ein halbes Jahr lang ganz passabel ist, weil die Nüchternheit sich bisweilen anfühlt wie ein Rausch. Dann kommt der Fall in die Rauschlosigkeit – und die zweite Erkenntnis, dass ohne Rausch das Leben zu nüchtern ist. Oder wie Nino das sagte: «Nüchtern betrachtet, war es besoffen doch besser.»

Unentwegt sind wir diesseits oder jenseits von Eden, und nur ganz selten sind wir in Eden selbst, für die Dauer einer Welle vielleicht, bestenfalls so lange, wie ein Boot braucht, um zu kommen und wieder ins Unsichtbare zu verschwinden, eine Sternschnuppe lang. Immer stehen wir zwischen zwei Paradiesen, einem vergangenen, das jenseits liegt, und einem erhofften, das immer diesseits ist. Und manchmal scheint Eden wie ein Licht, das im Meer versinkt.

PERSONENKONTROLLE

Cassis, Erdogan, Mauch, Nordmann, Scheidegger, Rieder, Trump, kaZwelithini



Im Höhenrausch: Corine Mauch.

Ignazio Cassis, Schwarzseher, ist überzeugt davon, dass das Ringen zwischen Demokratien und Autokratien in den nächsten Jahren prägend sein wird. Dies sagte der Bundespräsident am Auslandschweizer-Kongress in Lugano. Um die grossen globalen Probleme zu bewältigen, brauche es jedoch Brückenbauer wie die Schweiz, so der FDP-Aussenminister. Wenn er sich dabei so anstellt wie im Fall des Ukraine-Konflikts, wo er und der Bundesrat sich schnell einmal auf die Seite der Ukraine schlugen, wird wohl nichts aus diesen Plänen. Bei diesem Krieg versucht ein anderer Brücken zu bauen – der türkische Staatschef und Autokrat **Recep Tayyip Erdogan**. (*hmo*)

Corine Mauch, Titelschwindlerin, will noch höher hinaus. Obwohl es eine Steigerungsform für den Titel Stadtpräsidentin eigentlich nicht gibt, bezeichnet sie sich in ihrer *Persönlich*-Kolumne als «Stadtzürcher Wirtschaftsministerin». «Ministerin ist keine offizielle Bezeichnung für Behördenmitglieder der Stadt Zürich», stellt ihre Medienstelle klar. Um sogleich anzufügen: In Zeitungsartikeln würde Mauch trotzdem so bezeichnet, auch als «Aussenministerin». Möglicherweise ist Corine Mauch ganz einfach eine Flunkerministerin. (*fre*)

Roger Nordmann, Berufspolitiker, geht auf **Eric Scheidegger** los. Der Chefökonom des Staatssekretariats für Wirtschaft hatte erklärt, die Unternehmen müssten sich auf die drohende Energiekrise vorbereiten. Der Bund werde ihnen deshalb nicht wie in der Pandemie unter die Arme greifen. Für den SP-Fraktionschef ein Affront. Er schimpft im *Sonntagsblick*: «Ein Schreibtisch-Ökonom mit einem gesicherten staatlichen Lohn kann so etwas schon



Letzter Akt: Misuzulu kaZwelithini.

sagen.» Der Bund müsse die Frage der Entschädigungen klären. Er dürfe die Firmen nicht ihrem Schicksal überlassen. Klare Worte eines *politicien professionnel*, wie sich der Waadtländer Nationalrat selber nennt und dessen Einkünfte im Winter ebenfalls ungefährdet sind. (*odm*)

Beat Rieder, Bekehrter, lässt aufhorchen. Gegenüber der *Sonntagszeitung* brach der Oberwalliser Ständerat (CVP) eine Lanze für das Projekt Grengiols-Solar. Was das heisst, kann wohl nur verstehen, wer selber im Oberwallis aufgewachsen ist. Rieder ist ein erzkonservativer Oberwalliser CVP-Politiker, der mit Grengiols-Solar jetzt ein Projekt unterstützt, das die linke Oppositionszeitung *Rote Anneliese* vor einigen Monaten aufbrachte. Der Gemeindepräsident von Grengiols schickt einem jedenfalls den entsprechenden Artikel, wenn man ihn nach Details fragt. Es geschehen wahrlich politische Wunder im Oberwallis. (*hmo*)

Donald Trump, Handicap 2,8, muss womöglich auf seinen liebsten Zeitvertreib verzichten. Denn das FBI vereitelte angeblich einen Besuch seiner Golfplätze in Schottland. Bei der Razzia seines Hauses Mar-a-Lago hätten die Agenten seine Pässe «gestohlen», klagte der Ex-Präsident. Wahrscheinlich war es eine Ausrede: Trump ist in Schottland nicht gern gesehen. (*ky*)

Misuzulu Zulu kaZwelithini, Monarch, konnte endlich seinen Thron besteigen. Die Krönung des Königs der südafrikanischen Zulu-Nation war über ein Jahr lang von Kabalen am Hof verhindert worden, die an ein Shakespeare-Drama erinnerten. Misuzulus Halbschwestern behaupteten, dass er das Testament seines Vaters gefälscht habe. (*ky*)

Cancel-Culture: Winnetou hat's erwischt

Wer sich unwohl fühlt, sieht sich heute automatisch im Recht. Das erfahren nicht nur weisse Reggae-Musiker mit Dreadlocks, deren Auftritte abgebrochen oder gestrichen werden.

«Kulturelle Aneignung» lautet der Kampfbegriff – als ob es nicht zum Wesen der Kultur gehörte, sich Fremdes anzueignen.

Jetzt hat es auch Winnetou erwischt. Zum Kinostart des Kinderfilms «Der junge Häuptling Winnetou» hat der Ravensburger-Verlag das «Buch zum Kinofilm» herausgebracht. Einem Film, den die Jury der Deutschen Film- und Medienbewertung als «besonders wertvoll» empfahl.

Auf Instagram haben darauf hochsensible Zeitgenossen und -genossinnen die aus dem Kolonialismus stammenden rassistischen Stereotype beklagt, die das Buch wiedergeben würde – Vorwürfe, mit denen man



Verletzte Gefühle: Indianerheld Winnetou.

auch schon Pippi Langstrumpf, Jim Knopf und Huckleberry Finn zu Leibe rückte.

Der Ravensburger-Verlag hat umgehend reagiert: Er hat die Auslieferung gestoppt, das Buch aus dem Programm entfernt und sich wortreich dafür entschuldigt, «die Gefühle anderer verletzt» zu haben. Der Verlag hat auch bedauert, dass in diesem Fall seine «Sensitivity Reader» nicht Alarm geschlagen haben.

«Sensibilitäts-Leser»? Das ist der schönfärberisch-woke Begriff für den guten alten Zensor. Eine Lachnummer? Natürlich. Aber eine traurige. *Daniel Weber*

MÖRGELI

Bärfuss statt Sommaruga?

Am 8. Januar, also deutlich vor dem Ukraine-Krieg, hat die SVP die Ernennung eines «Stromgenerals» gefordert. Dieser solle unverzüglich Varianten für eine sichere, möglichst unabhängige und bezahlbare Energieversorgung ausarbeiten. Selbstverständlich ignorierte der Bundesrat diesen Vorschlag. Dafür lassen sich jetzt selbsternannte Stromgeneräle vernehmen. Am lautesten solche, die am wenigsten verstehen.

Der Schriftsteller Lukas Bärfuss weiss, dass ein kleiner See im Jura wegen der «menschengemachten Klimaerwärmung» ausgetrocknet ist. Gleichzeitig habe sich der Bundesrat erfrecht, im kommenden Winter Reservekraftwerke in Betrieb zu nehmen. Dabei müsse die Politik versuchen, «die Wirklichkeit zur Sprache zu bringen und von den Menschen eine Entscheidung zu fordern» – so der Literat Bärfuss im Literatenblatt *Sonntagsblick*. Offenbar hat für ihn eine genügende Stromversorgung weder mit der Wirklichkeit noch mit Entscheiden zu tun.

Bärfuss attackiert Energieministerin Simonetta Sommaruga und wirft deren 1.-August-Rede in Saas-Balen «Infantilisierung» vor. Sie habe wie vor «Schwachsinnigen» gesprochen, tobt Bärfuss. Weil sie die dortigen Würste, die satten Wiesen und die gute Luft gelobt habe. Dabei hätte sie vor «Schlamm- und Eislawinen» und vor dem «Auftauen des Permafrostes» warnen müssen. Und – so der Stadtzürcher – den Hinterwäldlern von Saas-Balen die Leviten lesen sollen, weil sie die Zweitwohnungsinitiative und das CO₂-Gesetz abgelehnt, dem Minarettverbot und der Masseneinwanderungsinitiative aber zugestimmt hätten.

Doch Bundesrätin Sommaruga habe es nicht für nötig befunden, den Mangel an Solidarität und Gemeinsinn, die Ignoranz und die Dummheit dieser Walliser Randregion anzusprechen. Und einen toten See im Jura zu thematisieren, den die «Gewalt» des «Totschweigens» getötet habe. Zum Glück ziehen die Schweizer eine Bundesrätin Sommaruga einem Bundesrat Bärfuss vor. Zwar gehört die Arroganz bei den Schriftstellern zur Berufsausrüstung. Doch Lukas Bärfuss ist so arrogant, dass er sogar sein Spiegelbild verachtet.

Christoph Mörgeli

Eisernes «Njet»

Ein halbes Jahr Ukraine-Krieg und kein Ende in Sicht: Russland erteilt Friedensgesprächen eine klare Absage.

Urs Gehrig

Ein halbes Jahr ist vergangen, seit Putin russische Truppen in die Ukraine einbrechen liess. Unter dem Vorwand, den Nachbarn zu «entnazifizieren». Unbeschreibliches Leid hat Russlands Präsident mit seinem Angriffskrieg über die Ukraine, Europa und sein eigenes Land gebracht.

Doch offenbar sind sechs Monate Blutvergiessen nicht genug. Russland sieht keine Möglichkeit für eine diplomatische Lösung zur Beendigung des Krieges. Im Gegenteil: Man

Gatilow erstickt selbst die kleinste Hoffnung: «Ich sehe keine Möglichkeit für diplomatische Kontakte.»

rechne mit einem langwierigen Konflikt, sagt jetzt Gennadi Gatilow, Russlands ständiger Vertreter bei den Vereinten Nationen in Genf, im Gespräch mit der *Financial Times*.

Moskaus neuste Absage an eine Verhandlungslösung kommt nach wochenlangen Versuchen, durch Pendeldiplomatie den Konflikt zu beenden. Nachdem eine Vereinbarung über Getreideexporte aus den ukrainischen Schwarzmeerhäfen erzielt worden ist. Nachdem Unterhändler gehofft haben, dass diese Annäherung die Grundlage für einen Frieden bilden könnte.

Doch offenbar ist man aus Sicht Moskaus davon weit entfernt. Direkte Gespräche zwischen Putin und dem ukrainischen Präsidenten Wolodymyr Selenskyj werde es nicht geben, sagt der frühere stellvertretende Aussenminister. Gatilow erstickt selbst die kleinste Hoffnung auf Frieden: «Ich sehe keine Möglichkeit für diplomatische Kontakte.»

Politisierung der Uno

Gatilow beklagt: Die Uno sei durch den Krieg in eine «Politisierung» verwickelt worden. Infolgedessen sei sie nicht in der Lage, effektiv als Vermittlerin zu agieren. Als ständiger Vertreter bei den Vereinten Nationen weiss Gatilow natürlich, dass die Uno seit Jahr und Tag «politisiert» ist. Als permanentes Mitglied des

Uno-Sicherheitsrats ist Russland aktiv an der «Politisierung» beteiligt. Die «Grossen Fünf» im Sicherheitsrat nutzen ihr Stimmrecht so, wie es für ihr eigenes Land von Vorteil ist.

Trotz seiner Tirade gegen die Vereinten Nationen wünscht der russische Emissär in Genf mehr Uno. Es sei «bedauerlich», dass die Vereinten Nationen keine grössere Rolle spielten, sagt er.

Die widersprüchliche Rhetorik und Russlands eisernes *Njet* zu einer diplomatischen Lösung scheinen nur eines zu bezwecken: Nach der gescheiterten Grossoffensive hat Putin kein Interesse, den Krieg zu beenden, bevor er nicht den Raubzug im Osten der Ukraine abgeschlossen hat.

Den Preis dafür zahlen nicht allein die angegriffenen Ukrainer, sondern auch die russischen Soldaten, die Putin auf die Schlachtfelder in dem benachbarten, souveränen Staat wirft.



Der 300-Millionen-Restwasser-Fisch

In Birr kann man mit Öl genügend Strom produzieren, damit wir durch den Winter kommen.



Die Schweiz kann nicht antizipieren. Zuerst muss die Kacke dampfen, bevor wir reagieren. Statt permanenter Reformen prägen andauernde «Lamaschigkeiten» das politische System.

Weltwoche-Freund Putin hat bisher militärisch seine Ziele nicht erreicht:

Voll daneben 1 — Putin ging davon aus, dass seine Panzer die Ukraine so schnell überrollen wie vor acht Jahren die Krim. Fehlanzeige.

Voll daneben 2 — Putin glaubte, dass seine Waffensysteme mindestens so gut seien wie jene der Amerikaner, die achtmal mehr für Rüstung ausgeben als die Russen. Ein fataler Irrtum.

Voll daneben 3 — Die Ukrainer sprengen auf der Krim Flugzeuge und Militärdepots in die Luft. Und vielleicht im Zentrum von Moskau Autos. Ohne bisher gross Spuren zu hinterlassen. Eine Blamage für Putin.

Wer mit dem Rücken zur Wand steht, braucht Geiseln:

Geisel 1 — Atomkraftwerke sind die Atombomben des Gegners im eigenen Land. Gilt übrigens auch für die Schweiz. Die Russen kontrollieren mit Saporischschja das grösste Atomkraftwerk Europas. Sie lagern auf dem Werksgelände schwere Waffen. Es droht ein zweites Tschernobyl.

Geisel 2 — Eine Kilowattstunde Gas kostet in den USA nicht einmal vier Rappen. In Europa neu 35 Rappen. Putin hat die Gaslieferungen massiv auf 20 Prozent gekürzt. Nun wird während dreier Tage gar nichts mehr geliefert. Er spielt mit Europa Katz und Maus.

Geisel 3 — Putin hofft auf einen kalten Winter. Und wenn die Gasspeicher sich zu wenig schnell entleeren, werden russische Hacker die Gas- und Stromnetze flachlegen.

Die Schweiz nimmt diese Ausgangslage – quer durch alle Parteien – nicht ernst genug:

Schlafwagen 1 — Viola Amherd weigert sich seit Jahr und Tag, alle Quartiere und alle Unternehmen mit Stromgeneratoren auszurüsten. Im Kampf gegen das Winterloch und

Tag und Nacht müssten Güterzüge und Lastwagen von Genua in Richtung Birr rollen.

gegen die Hacker. Stattdessen will sie amerikanische Tarnkappenbomber kaufen, die uns gar nichts bringen.

Schlafwagen 2 — Simonetta Sommaruga glaubte, sie habe bis 2050 Zeit, um den ökologischen Umbau voranzubringen. Jetzt produziert sie jede Woche eine neue Blase. Zuerst wollte sie Gaskraftwerke bauen lassen, obwohl wir keine Gasspeicher haben. Dann sollten Staudämmern erhöht oder neu erstellt werden. Dauert leider eine halbe Ewigkeit. Und jetzt darf, wer will, entlang den Nationalstrassen Solarzellen aufstellen. Bringt nachweislich nicht viel.

Schlafwagen 3 — Eigentlich müssten Ende August 2022 alle staatlichen, parastaatlichen und privaten Heizöltanks in der Schweiz randvoll gefüllt sein. Leider hat die SVP mit Parmelin nichts unternommen. Im August 2022 musste der für die Landesversorgung

zuständige Bundesrat bereits 20 Prozent der Pflichtlager freigeben. Mitten im Sommer. Und von Rotterdam her treffen nahezu keine Schiffe mehr in Basel ein. Und wenn, dann nur zu 30 Prozent beladen.

Schlafwagen 4 — Seit einem Jahr kommt die für die Energiesicherheit zuständige Kommission des Ständerates nicht vom Fleck. Jetzt will man mit Notrecht den Rückstand etwas aufholen: Restwassermengen reduzieren. «Grenziols Solar» bereits 2023 bauen. Birr in Betrieb nehmen.

Wer Birr zum Laufen bringen will, muss das auf den Weltmärkten reichlich vorhandene Öl in die Schweiz bringen. Die Distanz zwischen Genua und Birr ist nur halb so lang wie jene zwischen Rotterdam und Birr. Tag und Nacht müssten Güterzüge und Lastwagen von Genua – wo die Axpo ihren italienischen Hauptsitz hat – in Richtung Birr rollen. Die Armee müsste statt Sanitäter die Lastwagenfahrer aufbieten. Denn jede Kilowattstunde, die man in Birr produziert, kann man in den matchentscheidenden Stauseen belassen.

Wer weniger Restwasser verlangt, kann im Winter 600 Millionen Kilowattstunden mehr Strom produzieren. Im kommenden Winter sind diese 600 Millionen Kilowattstunden 300 Millionen Franken wert. Vielleicht müsste man den Fischern 100 Millionen Franken offerieren, damit sie im Frühling so viele Fische aussetzen wie noch nie. Und diese kurz darauf am Angelhaken wieder aus dem Wasser ziehen.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Maillard greift nach der Krone

Lange gingen sich Alain Berset und Pierre-Yves Maillard aus dem Weg. Mit der AHV-Abstimmung kommt es zum Showdown der beiden SP-Alphatiere.

Marcel Odermatt

Bern/Sempach

Es ist das Duell des Jahres. Auf der einen Seite steht Alain Berset (SP). Der Innenminister ringt darum, dass von seinen langen Jahren im Bundesrat nicht nur Corona, persönliche Affären und Irrflüge in Erinnerung bleiben werden, sondern auch wenigstens ein konkreter politischer Erfolg. Mit der AHV-Reform möchte er das Rentenalter von Frauen und Männern angleichen und das Sozialwerk für die nächsten zehn Jahre auf eine tragfähige Basis stellen. Es wäre so etwas wie sein sozialpolitisches Vermächtnis.

Der Mann, der ihm dabei im Weg steht, heisst Pierre-Yves Maillard. Der SP-Nationalrat und Präsident des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes ergriff – unterstützt von den linken Parteien, darunter die SP – das Referendum gegen

Entscheidend für den Machtkampf der beiden Sozialdemokraten wird ausgerechnet die SVP-Basis sein.

die sogenannte AHV 21. Für Maillard geht es um mehr als diese eine Reform. Verlieren die Gewerkschaften die Abstimmung vom 25. September, wäre ihre De-facto-Vetomacht in der schweizerischen Sozialpolitik gebrochen. Das will der machtbewusste Arbeiterführer unter allen Umständen verhindern.

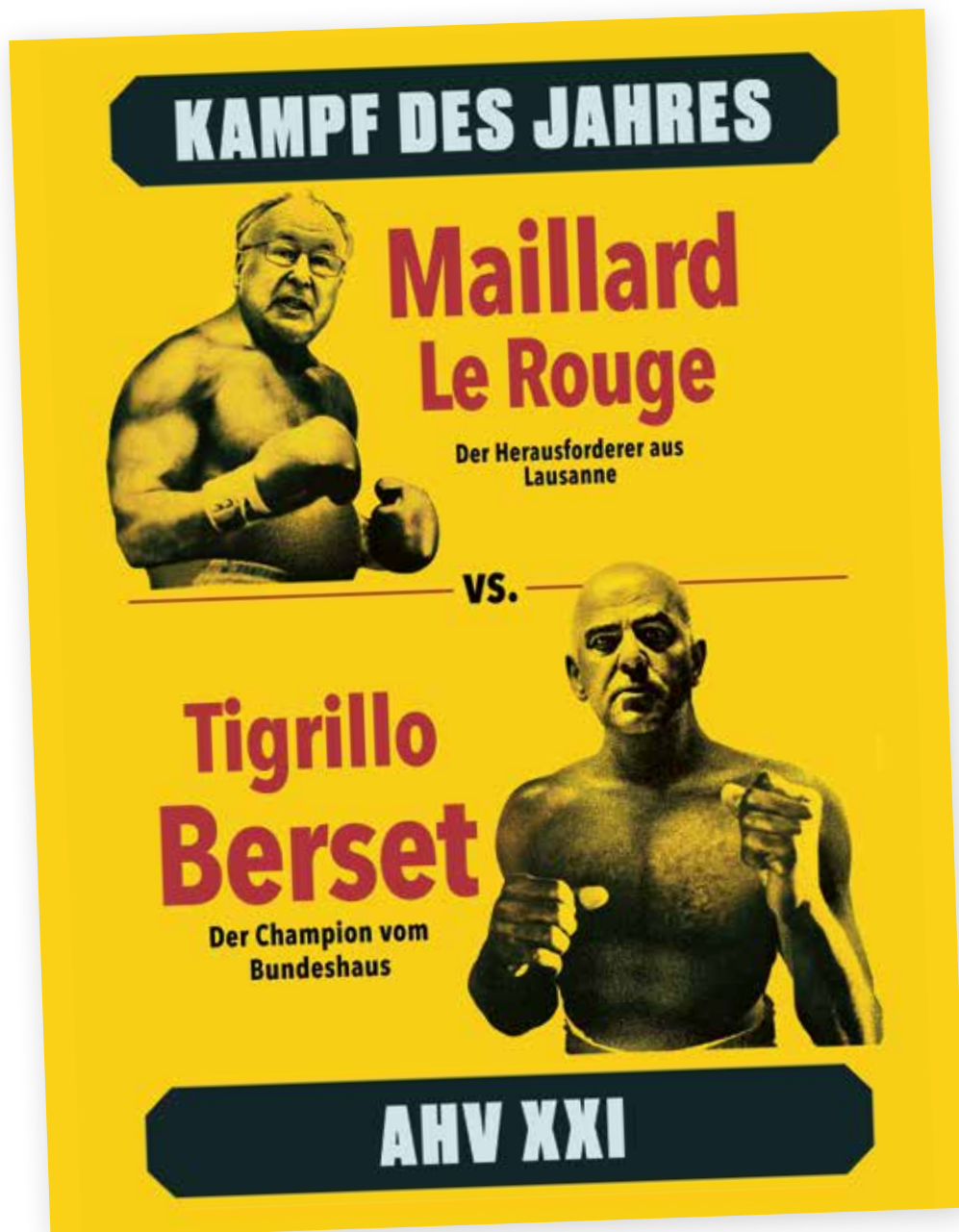
Schlacht bei Sempach

Die Wege der beiden Sozialdemokraten aus der Romandie kreuzten sich lange vor dieser schicksalhaften Abstimmung. Ende 2011 kandidierten beide für den Bundesrat. Der hemdsärmelige, joviale Maillard aus der Waadt, damals 43, unterlag dem kühlen, geschmeidigen Berset aus Freiburg, damals 39. Seither gelten sie als ziemlich beste Feinde für immer.

Heute stehen beide in ihren Fünfigern und an unterschiedlichen Punkten in ihren Karrieren. Während Berset amtsmüde wirkt und für seine Partei langsam, aber sicher eine Belastung darstellt, gibt Maillard in der SP den Ton an. Erfolgreich kämpfte er gegen

das EU-Rahmenabkommen und gegen die Abschaffung der Stempelsteuer. Jetzt will er die Reformen der Altersvorsorge und der Verrechnungssteuer versenken sowie eine 13. AHV-Rente einführen.

Maillard ersetzt die grosse Lücke, die der langjährige SP- und heutige Post-Präsident Christian Levrat nach seinem Rückzug aus der Politik in der Schweizer Sozialdemokratie hinterliess. Dessen Nachfolger an der SP-Spitze, Cédric



Ziemlich beste Feinde.

Wermuth und Mattea Meyer, verlieren sich derweil auf Nebenschauplätzen der Identitätspolitik.

In der aktuellen Abstimmungskampagne zur AHV-Revision gingen sich Berset und Maillard lange aus dem Weg. Das änderte sich am Montagabend dieser Woche. In der Festhalle in Sempach trafen die beiden Alphatiere zu einer zeitgenössischen, sozialdemokratischen Version der historischen Schlacht aufeinander. Wobei «Schlacht» ein bisschen übertrieben ist. Berset eröffnete den Abend mit einer minutenlangen, fahrigen Bestandesaufnahme, ehe er betonte, es gebe keinen Grund, «den Teufel an die Wand zu malen». Damit demontierte er das wichtigste Argument der Befürworter gleich selber. Dass er das Publikum nicht begeistern konnte, wurde ihm bald klar. «Als Bundesrat muss man manchmal langweilig sein», sagte er fast entschuldigend.

Diese Runde ging an Maillard

Ganz anders Maillard. Er wirkte angriffig wie eh und je. Bersets Reform hält er für vermurkt: «Mit einer Lohnbeitragserrhöhung von 0,25 Prozent für die Arbeitnehmenden und 0,25 Prozent für die Arbeitgeber würde die AHV in den nächsten zehn Jahren mehr Geld bekommen als mit dieser Vorlage.» Geschickt nahm er die Aussage von Berset auf, das Sozialwerk stehe besser da als von vielen behauptet. «Die finanziellen Prognosen waren immer zu pessimistisch. Die Irrtumsmarge des Bundesrates vor zehn Jahren für die heutige Situation des AHV-Fonds beträgt zwanzig Milliarden Franken», rief er in den Saal. Was bei der Reform bleibe, sei ein Leistungsabbau, verbunden mit einer Verteuerung des Konsums.

Auch wenn im ländlichen, eher konservativen Sempach die Sympathien wohl beim linksbürgerlichen Berset lagen: Die Runde ging an Maillard. Trotzdem liegt Berset laut aktuellen Umfragen vorne.

Was die Ausgangslage noch spannender macht: Entscheidend für den Ausgang im Machtkampf der beiden Sozialdemokraten wird ausgerechnet die SVP-Basis sein. Die Anhänger der Volkspartei beurteilen die Vorlage unter den Bürgerlichen mit Abstand am skeptischsten, wie Umfragen von SRF und Tamedia zeigen. Knapp jeder Fünfte sagt, dass er die Anpassungen «bestimmt» ablehne – fast dreimal so viele wie bei den FDP-Sympathisanten. Das macht durchaus Sinn. Es sind SVP-Wähler, die oft wenig verdienen und körperlich arbeiten. Viele von ihnen verspüren wenig Lust, künftig länger arbeiten zu müssen.

Wird nämlich die Reform angenommen, dürften weitere Forderungen nach einer Anhebung des Rentenalters schon am Abstimmungssonntag ins Spiel gebracht werden. Der Präsident der Jungfreisinnigen, Matthias Müller, gibt den Takt vor: «Die Altersvorsorge

steuert dem Abgrund zu.» Die Jungen müssten die Suppe dereinst auslöffeln. Deshalb brauche es eine Mini-Reform, die Luft verschaffe, um «anschliessend eine wirklich nachhaltige, das heisst strukturelle Reform aufzugleisen».

Tatsächlich ist die Abstimmung vom 25. September nur ein erster Schritt. Denn auch bei der Pensionskasse steht eine grundlegende Neugestaltung an. Eine Mehrheit will den Umwandlungssatz im obligatorischen Bereich der beruflichen Vorsorge von 6,8 auf 6 Prozent senken. Auch darum ist die AHV-Abstimmung für Berset und Maillard so wichtig. Eine Ablehnung oder wenigstens ein knapper Ent-

«Als Bundesrat muss man manchmal langweilig sein», sagte Berset fast entschuldigend.

scheid würde Maillards Position im linken Lager nochmals stärken. Er würde zum ungekrönten König. Die Frage stünde im Raum, ob die Genossen den seit längerem angezählten Berset nicht möglichst rasch gegen Maillard auswechseln müssten.

Die Gewerkschaften gehen schon einmal aufs Ganze. Auf Plakaten stellt Maillards Truppe die Frage, ob die Leute bei einem Ja zu den Anpassungen der Altersvorsorge «bald bis 67 Jahre arbeiten» müssten. Dabei geht es erst einmal um die Angleichung des Pensionierungsalters von Männern und Frauen auf 65. Wenn – wie bereits angekündigt – eine allgemeine Erhöhung des Rentenalters nach einem Ja zur AHV-Revision folgen sollte, könnten Maillard und Co. diese immer noch bekämpfen.

Nur die halbe Wahrheit

Ins Zentrum des Abstimmungskampfs dürfte in den nächsten Wochen die Zusatzfinanzierung rücken. Eine Zustimmung zu einer Erhöhung der Mehrwertsteuer um 0,4 Prozentpunkte auf 8,1 Prozent muss ebenfalls erfolgen, damit die Reform in Kraft treten kann. Anders als beim Referendum gegen das Frauenrentenalter 65 ist bei der Mehrwertsteuer zusätzlich das Ständemehr nötig. Gut möglich, dass es bei diesem Entscheid knapper wird als bei der eigentlichen AHV-Reform.

Die Kritik, dass damit das Problem der Inflation zusätzlich vergrössert würde, wischen die Befürworter bisher vom Tisch. Sie erklären korrekterweise, dass die Teuerung in der Schweiz im Vergleich zum Ausland deutlich tiefer ist. Für Maillard ist das jedoch bestenfalls die halbe Wahrheit: «Rechnet man die dieses Jahr explodierenden Kosten für die Krankenkassen dazu, müssen die Haushalte einen vergleichbaren Teuerungsschub verkraften wie die Menschen in anderen europäischen Ländern.» Er gibt sich trotz durchzogener Umfragewerte noch längst nicht geschlagen.



INSIDE WASHINGTON

Im Polizeigriff der Progressiven

In den Tagen nach Joe Bidens Sieg 2020 überboten sich die Demokraten im Kongress an Schuldzuweisungen. Anstatt auf einer triumphalen blauen Welle zu surfen, verloren sie Sitze an eine vorrückende republikanische rote Wand. Die Kongressabgeordnete Abigail Spanberger aus Virginia beschimpfte ihre Kollegen und warnte sie, dass ihre Partei, wenn sie weiterhin mit «defunding the police» (der Polizei die Finanzen beschneiden) und «Sozialismus» in Verbindung gebracht werde, «2022 verdammt noch mal auseinandergerissen werden wird. Das ist die Realität.»

Die Realität wird bald wieder anklopfen, denn die Zwischenwahlen 2022 sind nur noch zwei Monate entfernt. Ihre Tirade hat jedoch wenig Anklang gefunden. Spanberger und andere prominente Demokraten haben kaum Fortschritte dabei gemacht, ihre progressiven Kollegen zurückzubinden. Diese haben wiederholt Bemühungen der moderaten Parteikollegen blockiert, die Polizei mit ausreichenden Finanzen auszustatten.

In einer Autopsie der herben Wahlverluste 2020 kamen die Kampagnenführer der Demokraten zu dem Schluss, dass der Vorwurf der Republikaner, sie seien «weich in der Verbrechensbekämpfung», einen «alarmierend» hohen Wahrheitsgehalt habe. Jetzt, angesichts einer weiteren potenziellen Wahlschlappe bei den Zwischenwahlen, zuckt Steny Hoyer, der stellvertretende Sprecher im Repräsentantenhaus, mit den Schultern. «Wenn wir glauben würden, dass das Gesetz zur Polizeifinanzierung verabschiedet werden kann», sagte er zu Reportern, «würde ich es morgen zur Abstimmung eingeben.» Das Gesetz wird wohl trotzdem bald verabschiedet werden. Mit den Stimmen der Republikaner, die voraussichtlich im Herbst die Mehrheit im Repräsentantenhaus zurückerobern werden.

Amy Holmes

Verliebt in Frankreich

Maiwenn Le Besco bekam mit fünfzehn Jahren ein Kind von Kino-Ikone Luc Besson. Nun krönt die erfolgreiche Regisseurin den strauchelnden Johnny Depp zum König.

Jürg Altwegg

Jeder Tag ist eine Feier», hat Johnny Depp unlängst beim Festival des amerikanischen Films in Deauville geschwärmt: «Was ich bei Ihnen liebe, sind die Menschen. Die Kultur. Das habe ich in Frankreich gefunden. Es hat mir Vanessa und meine Kinder gegeben, *alors merci pour tout ça.*» Von Vanessa – Paradis – war er längst getrennt, die gemeinsame Tochter Lily-Rose ist inzwischen eine bekannte Schauspielerin. Für die Kinder verzichtete er auf den Verkauf seines Dorfs Le Plan-de-la-Tour in der Nähe von Saint-Tropez, wo sie aufgewachsen sind. Für 45 Millionen Euro war es ausgeschrieben.

Die Liebe zwischen Johnny Depp und *la France* ist gegenseitig. Die Rivalität mit Hollywood, das den «Piraten der Karibik» aus der Fortsetzung feuerte, hat sie neu aufflammen lassen. Nach dem gewonnenen Verleumdungsprozess wegen ehelicher Gewalt gegen seine Ex Amber Heard tauchte er an französischen Sommerfestivals auf: Johnny Depp spielte an der Seite der Rock-Legende Jeff Beck. Ende Juli haben die Dreharbeiten zu seinem ersten Film in französischer Sprache begonnen. In Maiwenn Le Bescos «Jeanne du Barry» über die letzte Geliebte des Monarchen spielt er Ludwig XV. «Johnny Depp wird Maiwenns König», jubelt *Paris Match*. Von «Liebe auf den ersten Blick» ein Boulevardmagazin: «Der Hollywood-Star hat ein Faible für französische Schauspielerinnen.»

Lagerfeld brachte sie zu Chanel

Die 1976 in der Banlieue von Paris geborene Maiwenn Le Besco ist ein *Enfant terrible* der Filmszene, Kind eines Bretonen – mit vietnamesischen Wurzeln – und der nicht ganz unbekanntes Philosophin, Schauspielerin und Journalistin – algerischer Herkunft – Catherine Belkhouja. Sie schickte die Dreijährige an jedes Kinder-Casting. Zu Hause wurde Maiwenn geschlagen. Als sie Viscontis «Bellissima» sah, hatte sie den Eindruck einer Verfilmung ihrer eigenen Kindheit mit einer Mutter, die ihren unerfüllten Ehrgeiz auf die Tochter überträgt.

Sie war dreizehn, als sie eine Model-Wahl gewann; fünfzehn, als sie bei der Verleihung der französischen Filmpreise, der Césars, Luc Bes-



Majestätische Rolle:
Filmemacherin Le Besco.

son kennenlernte. Als Madame Besson brachte sie noch vor ihrem sechzehnten Geburtstag eine Tochter zur Welt. In «Das fünfte Element» spielt sie eine kleine Rolle. Der Regisseur aber verliebte sich in seine Hauptdarstellerin. Maiwenn wurde depressiv und magersüchtig. Eine zweite Ehe dauerte ein bisschen länger. Fortan, erzählt eine Agentin, «begab sich die alleinerziehende Mutter mit je einem Kind an der linken und rechten Hand zu den Castings».

Ohne den Namen der Familie, den sie ablegte, wurde sie eine erfolgreiche Schauspielerin, Filmemacherin, Autorin und Produzentin. Ihre Filme sind autobiografisch gefärbt. In «Polisse» geht es um die Polizeibrigade zum Schutz Minderjähriger und um die Liaison der Regisseurin mit dem Rapper Joystarr, alias Didier Morville, der sich selber spielt. Wie schwierig

die Zusammenarbeit war, hat sie erst nach der Trennung erzählt: Joystarr lasse sich ungern von Frauen dirigieren. Der Film war ein Kassenschlager, und Karl Lagerfeld machte die Filmemacherin zu einer Nachfolgerin von Claudia Schiffer als Botschafterin von Chanel.

Einen «Film gegen den Rassismus und für die Migranten» nennt sie «ADN»; es ist ein Film über ihre algerische Herkunft und den Grossvater, der Kommunist war und im Krieg mit der Nationalen Befreiungsfront FLN gegen Frankreich kämpfte. In der Branche engagierte sie sich für die Gleichstellung und gegen Quoten: «Ich will die Menschen, mit denen ich arbeite, nicht aufgrund ihres Geschlechts auswählen.» Sie verteidigt Roman Polanski und provoziert die Feministinnen: «Ich liebe es, wenn ein Mann auf der Strasse mir hinterherpfeift.»

Geheimnistuerei auf Versailles

Das Projekt des Films über den Aufstieg einer Arbeiterin, die alle Sprossen der Gesellschaft emporklimmt und es bis nach Versailles schafft, wurde als Geheimsache behandelt. Das Kulturministerium, das die Erlaubnis für die Aufnahmen im Schloss erteilen muss, macht auf #MeToo. Erst vor ein paar Tagen ist ein Foto, das Johnny Depp in seiner majestätischen Rolle zeigt, freigegeben worden. Kommende Woche werden die Aufnahmen in Versailles beginnen. Sich selbst hat die Regisseurin die Hauptrolle der Jeanne du Barry vorbehalten.

Ist die letzte Geliebte des Königs – im Film – auch die Neue von Johnny Depp in Frankreich? Die französischen Medien wissen es wohl auch nicht so genau. Ihre Spekulationen mit Metaphern suggerieren mehr, als sie kaschieren. Beim Wort nehmen darf man die Liebeserklärungen von Maiwenn. Sie schwärmt von ihrer Arbeit mit Worten, die man aus dem Mund von binären Regisseuren männlichen Geschlechts auch in Paris nicht mehr gehört hat: «Um sie filmen zu können, muss ich in meine Schauspieler verliebt sein.»

Aber sie müssen nach ihrer Pfeife tanzen. Johnny Depp ist gewarnt.

Die Inflation ist Merkels Vermächtnis

Deutschlands frühere Kanzlerin opferte die Stabilität des Euro, um die EU zusammenzuhalten. Jetzt erleben wir den dramatischen Zerfall einer Leitwährung.

Joachim Starbatty

Ökonomen warnen, dass die Europäische Zentralbank (EZB) mit der Hinhaltepolitik gegenüber der aufkommenden Inflation ihre Glaubwürdigkeit verliere. Tatsächlich ist die EZB seit 2012 der verlängerte Arm der Politik. Seinerzeit sagte ihr damaliger Präsident Mario Draghi, er werde alles tun, um die Euro-Zone zusammenzuhalten («whatever it takes»). Die Stabilisierung der Euro-Zone war plötzlich wichtiger, als die Wertstabilität des Euro zu sichern. Angela Merkel, Deutschlands damalige Bundeskanzlerin, hat diese Entwicklung erst zugelassen, schliesslich befördert.

Dabei wollte sie eigentlich einen stabilen Euro. Als Griechenland im Frühjahr 2010 vor der Zahlungsunfähigkeit stand, warnte sie vor schneller Hilfe, da diese langfristig nicht weiterhelfe, sondern den Euro weiter schwäche. Doch der politische Druck besonders aus Frankreich war so stark, dass sie im Mai 2010 nach Brüssel reiste, wo die EU-Staats- und -Regierungschefs nicht nur das Rettungspaket für Griechenland beschlossen, sondern auch einen Hilfsfonds von 750 Milliarden Euro für Länder, die in Zahlungsschwierigkeiten geraten könnten. Die Gemeinschaft haftete nun für die Schulden einzelner Mitgliedstaaten. Das war der Wechsel von der Stabilitätsunion zum «Währungssozialismus» (Václav Klaus). Fortan galt für Angela Merkel: «Scheitert der Euro, scheitert Europa.»

Weber und Weidmann ausgebootet

2011 hätte nach Frankreichs Jean-Claude Trichet ein Deutscher das Amt des EZB-Präsidenten übernehmen können. Bundesbank-Präsident Axel Weber stand bereit. Merkel hätte bloss ein entsprechendes Signal aussenden müssen. Sie tat das Gegenteil. Am Weltwirtschaftsforum in Davos hatte sie 2011 zu einem Gespräch über Währungen und Finanzen eingeladen und den damaligen Präsidenten der Schweizerischen Nationalbank, Philipp Hildebrand, vortragen lassen. Weber, ebenfalls in Davos, erfuhr von einem Teilnehmer von diesem Gespräch. Er verstand den Wink, legte sein Amt nieder und übernahm das Verwaltungsratspräsidium der UBS. Weber hätte nicht von «whatever it

takes» gesprochen, auch sein Nachfolger, Jens Weidmann, nicht. Als Draghi sein Votum vom Zentralbankrat am 6. September 2012 absegnen liess, stimmte Weidmann dagegen. Die deutsche Bundesregierung hingegen stand bei Klagen gegen die Geldpolitik der EZB vor dem Europäi-

Nach dem Rettungspaket für Griechenland galt: «Scheitert der Euro, scheitert Europa.»

schen Gerichtshof und dem deutschen Bundesverfassungsgericht auf der Seite der EZB.

Als Draghis Amtszeit 2019 ablief, stand Weidmann bereit. In Deutschland hätte es niemand verstanden, wenn der EZB-Vorsitz in lateinischer Hand geblieben wäre. Da zugleich das Präsidium der EU-Kommission zu besetzen war, schlugen Frankreichs Staatspräsident Emmanuel Macron und die deutsche Bundeskanzlerin überraschend die deutsche Verteidigungsministerin Ursula von der Leyen für den Vor-

sitz der EU-Kommission vor. Damit war der Weg für Weidmann verbaut. Stattdessen trat Christine Lagarde, Macrons Kandidatin, die auf Draghis Kurs lag, an die EZB-Spitze.

Die EZB blieb bei ihrer Politik der Nullzinsen. Als sich andeutete, dass sie um höhere Zinsen nicht herunkäme, gerieten italienische Staatspapiere unter Druck. Um Ähnliches für andere Mitgliedstaaten zu verhindern, einigte sich der Rat der EZB auf das neue «Transmission Protection Instrument». Sie darf künftig Staatsanleihen jener Staaten aufkaufen, deren Renditen beispielsweise zu weit über den deutschen Vergleichswert steigen. Überschuldete Staaten werden, wenn notwendig, mit frischgedrucktem Geld gerettet. Damit ist der weitere Weg in die Inflation vorgezeichnet. Die frühere Bundeskanzlerin Angela Merkel hat zu all dem Tür und Tor geöffnet. Der inflationierte Euro ist ihr europapolitisches Vermächtnis.

Joachim Starbatty ist emeritierter Professor für Ökonomie der Universität Tübingen. Von 2014 bis 2019 war er Mitglied des EU-Parlaments.

«Selbstbestimmung ist, wenn Alternativen auf Flexibilität treffen.»

Edith Stuber
Leiterin Marktgebiet
Zentralschweiz

Für das selbstbestimmte Leben unserer Kundinnen und Kunden.

SwissLife

Neonazis in der ukrainischen Armee

Was ist dran am Vorwurf, in den Streitkräften des angegriffenen Landes kämpften viele Rechtsextreme? Ein Frontbesuch im Donbass.

Marc Adler

Kiew

In einer Slalomfahrt schlängeln sich Autos durch eine Strassensperre, die aus mehreren Reihen Betonblöcken und stählernen Panzerigeln besteht. Auf einigen weissen Betonhindernissen steht in kyrillischen Buchstaben «Ehre für das Asow-Regiment», und ein paar Schritte entfernt ist ein schwarzes Kolovrat aufgemalt, ein Sonnenrad aus zwei übereinandergelegten Hakenkreuzen.

Wir befinden uns mitten im ukrainisch kontrollierten Teil des Donbass, des heftig umkämpften östlichen Teils der Ukraine. Vom Asow-Regiment ist an der Strassensperre allerdings weit und breit nichts zu sehen. Seit dem Fall des von dieser Einheit verteidigten Stahlwerks in Mariupol Mitte Mai gelten die Angehörigen von Asow als Helden in der Ukraine. Offen über die rechtsextreme Gründungsphase des Verbands zu diskutieren oder über die Frage, wie viele dieser Kämpfer auch heute noch Neonazis sind, ist deshalb fast unmöglich. Dies gilt umso mehr seit dem mutmasslich von Russen zu verantwortenden Massaker an mehr als fünfzig Asow-Kämpfern im Straflager Oleniwka im russisch besetzten Teil des Donbass.

Neonazis auf beiden Seiten

Laut der israelischen Presse haben im Asow-Regiment in Mariupol auch jüdische Ukrainer gekämpft, ersichtlich zum Teil an tätowierten Davidsternen. Und gemäss übereinstimmenden Berichten in zahlreichen westlichen Medien ist der Anteil der Neonazis seit der Gründung der Einheit im Jahr 2014 drastisch zurückgegangen. Die russische Kriegspropaganda wird aber nicht müde, Asow und andere ukrainische Kampfgruppen wie Ajdar oder Kraken als Paradebeispiele für die angeblich naziverseuchte Ukraine anzuführen.

Das Kolovrat an der Strassensperre, das doppelte Hakenkreuz, ist ein typisches Symbol ukrainischer und russischer Neonazis. Neonazis der russischen Kampfgruppe Rusich tragen es offen auf ihren Uniformen, als Abzeichen ihrer Söldnerinheit. Ähnliches gibt es auch auf der



Kampfsport und Muskeltraining: Söldner Turbito.

ukrainischen Seite der Front. In der Grossstadt Dnipro, dem Logistikzentrum für die ukrainischen Kampfseinheiten im Donbass, sind in einer Bar an einer Wand rund 300 Abzeichen militärischer Verbände aufgehängt. Sieben davon, also ein Anteil von etwas mehr als 2 Prozent, haben einen klaren rechtsradikalen Bezug: Sie enthalten ein Kolovrat, eine schwarze Sonne – also zwei übereinandergelegte Hakenkreuze –, oder den Spruch «Thor mit uns» in Runenschrift. Zwei der sieben Abzeichen gehören zu Kampfseinheiten des Rechten Sektors, einer ultranationalistischen ukrainischen Formation.

Szenenwechsel in ein kleines Bauerndorf rund dreissig Kilometer von der Front entfernt: Der Weiler ist umgeben von Mais-, Sonnenblumen- und Weizenfeldern. Die kleinen Häuschen stammen ausnahmslos noch aus der Sowjetzeit und sind mit Wellblech- oder Asbestdächern gedeckt. Die Dorfstrasse ist weitgehend ungeteert und voller Schlaglöcher. Auch wenn keine Kampfspuren sichtbar sind, ein Teil der Bewohner ist geflüchtet. In den verlassenen Häusern und deren Gärten haben sich etwa zwei Dutzend Kämpfer einer Sondereinheit eingenistet, die mehrheitlich aus Rechts-extremen besteht.

Fronteinsatz mit Minenwerfer

Klarnamen verraten die Männer nicht, sie benutzen untereinander nur ihre im Krieg verwendeten Übernamen. Da ist zum Beispiel der Chef, der sich Samurai nennt, ein grosser, muskulöser Typ mit Bart und einem sympathischen

Ihre Gesinnung tragen die Kämpfer auf der Haut, in Form tätowierter Hakenkreuze.

Lachen. Weniger sympathisch sind dagegen seine Tätowierungen. Auf der linken Brust des 35-Jährigen prangt zum Beispiel das Konterfei von Adolf Hitler, und darunter ist auf Russisch zu lesen: «Die Welt erobern – eine gute Idee.» Nicht einmal in den sozialen Medien verbirgt Samurai seine zahlreichen Nazi-Tattoos. Wenn er aber spricht, lassen seine Worte kaum auf seine Ideologie schliessen. Nur einmal, als ein Bauer den Kämpfern einen Krug frische Ziegenmilch bringt, meint er, dass die arische Rasse – im Vergleich mit Afrikanern oder Asiaten – Rohmilch besser verdauen könne.

Die meisten der Männer betreiben Kampfsport und stählen ihre Körper mit Krafttraining unter den Bäumen des Weilers. Auf einem Tisch daneben stehen Eiweisspräparate für den Muskelaufbau. Ihre Gesinnung tragen die Kämpfer auf der Haut, in Form tätowierter Hakenkreuze. Zu sehen sind auch die Odal-Rune, der Wikinger-Kompass, überhaupt nordische Symbole, die auch von Neonazis in Westeuropa gerne vereinnahmt werden. Daneben

Tattoos aus der Szene der Fussball-Hooligans wie die Abkürzung A. C. A. B. für «All cops are bastards» – frei übersetzt: Alle Bullen sind Schweine. Oder ein verschlungenes D, das Zeichen des bekannten Fussballklubs Dynamo Kiew.

Zu den jüngeren Uniformierten gehört ein Mann, der sich Ragnar nennt. Er ist einer der wenigen, die keinen Bart tragen. Auch wenn alle der Kämpfer Nationalisten und Patrioten sind, halten sie wenig vom derzeitigen Zustand der Ukraine. «Dieser Staat, diese Regierung kümmern sich nicht um uns Ukrainer», erzählt Ragnar resigniert. «Den Reichen, den korrupten Politikern und Funktionären ist unser Schicksal egal. Ob wir in verschlammten Schützengräben verrecken oder uns im Winter Frostbeulen holen, es kümmert sie nicht.» In der Einheit habe man sich deshalb daran gewöhnt, selbst für sich zu sorgen. «Jeder muss sich Waffe, Helm und Schutzweste selbst besorgen», sagt Samurai. Er selber habe seine ganzen Ersparnisse in seine Ausrüstung gesteckt, ihm bleibe jetzt nichts mehr für seine Familie. Samurai hat schon vor der russischen Invasion am 24. Februar im Donbass gekämpft, gegen die von Russland unterstützten ukrainischen Separatisten, die seit 2014 Landesteile im Osten besetzt halten.

Hauptsächlich Nahrungsmittel und unzählige Dosen mit Energy-Drinks werden gespendet. Wichtigster Wohltäter der Neonazi-Einheit ist ein ukrainischer Millionär, dessen Identität die Kämpfer aber nicht offenlegen wollen. Wenn die Männer Glück haben, trifft im Weiler gespendetes Fleisch aus einem Supermarkt in der nächstgelegenen Stadt ein. Ein Teil davon wird über offenem Feuer in einer dicken Suppe gekocht, der Rest am Abend gegrillt. Alkohol ist in Frontnähe eigentlich verboten, es bleibt also beim selbstgebrühten Most, den die Kämpfer nach dem Abkühlen mit Brotstücken versetzen und so einen Gärprozess auslösen. Es ist aber schwierig, sich damit zu betrinken. Einer der Älteren spricht ein paar Brocken Deutsch. Nach dem Grillabend spielt er deutsche Soldatenlieder ab. Der einzige Aus-

länder in der sonst rein ukrainischen Truppe ist aber kein Deutscher, sondern ein Weissrusse.

Manchmal fährt die kleine Einheit mit einem Minenwerfer und ein paar Granaten zur Front. Auf ihren Handy-Bildschirmen zeigen die Kämpfer Filmchen von solchen Einsätzen: zuerst der Marsch durch einen Wald, dann eine ukrainische Stellung. Ein Minenwerfer wird auf einer Lichtung in Stellung gebracht. Zivile Drohnen liefern mit ihren Videokameras Bilder der russischen Stellungen – in Echtzeit.

Der Rest ist Handarbeit: Anhand der Drohnenbilder wird mit Hilfe von «Google Earth» die genaue Position des Ziels ermittelt. Damit lassen sich die Distanz zum Minenwerfer und die genaue Schussrichtung berechnen. Dann wird das Rohr ausgerichtet und ein erster Testschuss abgegeben. Eine Aufklärungsdrohne ist immer noch in der Luft, der Pilot zeigt dem Schützen die Bilder des Einschlags, und damit lässt sich die Ausrichtung des Rohrs so lange korrigieren, bis die Granaten in der russischen Stellung landen. Es ist eine Mischung aus Hightech und Erstem Weltkrieg. Die Videos dieser Einsätze verbreiten die Kämpfer dann via soziale Medien wie Instagram und Telegram, meist in Verbindung mit Kontonummern, auf die man Spenden überweisen kann.

Wenn man bedenkt, dass sich die Neonazi-Einheit grösstenteils selbst versorgen muss, wirkt ihr Waffenarsenal ziemlich beeindruckend. Neben Sturmgewehren verfügen die Kämpfer auch über leichte und schwere Maschinengewehre, britische NLAW-Panzerabwehrkanonen, die sich ihr Ziel selbst suchen, und deutsche Matador-Panzerfäuste. Hinzu kommt ein Sammelsurium an zivilen Drohnen zu Aufklärungszwecken.

Nur wenige sind geblieben

Die Wartezeiten zwischen den Einsätzen sind teilweise sehr lange. Die Neonazis vertreiben sich dann die Zeit mit Kraft- und Kampfsporttraining, Übungen mit Drohnen und Schusswaffen, und manchmal gehen sie in einem nahegelegenen See baden. Das ist der Moment, da sie ihre Uniformen ablegen und die ganzen Neonazi-Tätowierungen sichtbar werden. Nach dem Bad ziehen sich einige von ihnen T-Shirts des Kiewer Bekleidungsunternehmens Sva Stone über, eine Marke, die auch bei Neonazis im Westen bekannt und beliebt ist. Der Name Sva Stone leitet sich vom englischen *swastika* für «Hakenkreuz» ab, und bezeichnenderweise besteht das Logo aus einem abgewandelten Hakenkreuz.

Was aber ist mit ausländischen Neonazis, die in die Ukraine gereist sind, um ihre «Hilfe» im Kampf gegen Russland anzubieten? Entgegen anfänglicher Erwartungen haben sich in Tat und Wahrheit nur wenige Rechtsextremisten aus dem Westen permanent in der Ukraine





Beeindruckendes Sammelsurium: Waffenarsenal der Neonazi-Einheit.

niedergelassen. Es gab zu Beginn der russischen Invasion eine Unterstützungswelle, aber viele der herbeigeeilten Neonazis hatten keine Kriegserfahrung oder waren nicht ausreichend militärisch trainiert, als dass sie den Ukrainern einen Nutzen gebracht hätten. Heute muss man deshalb lange suchen, bis man einen westlichen Neonazi findet.

Einer von ihnen ist ein stämmiger Österreicher Mitte vierzig mit einschlägigen Tätowierungen. Er tingelt in einem weissen Kastenwagen mit einem Nummernschild des Bundeslands Steiermark quer durch die Ukraine. Auf das Fahrzeug hat der Mann das Emblem des Roten Kreuzes und den Schriftzug «Med Evac» geklebt. Zumindest auf dem Papier kümmert er sich also um medizinische Evakuierungen, den Abtransport von Verletzten. Ob das wirklich seine Hauptaufgabe ist, bleibt sein Geheimnis.

Ukrainische Fremdenlegion

Ein anderer, der zum Kämpfen in die Ukraine kam, ist der nicht ganz unbekannt spanische Neonazi Pablo Garrido alias Turbito. Noch im vergangenen Jahr stand er im Irak bei einem Ableger der linksextremen Arbeiterpartei Kur-

Noch im vergangenen Jahr stand Turbito im Irak bei einem Ableger der linksextremen PKK im Einsatz.

distans (PKK) im Einsatz. Das hat möglicherweise auch damit zu tun, dass der Kommandant der Einheit, in der Turbito damals diente, ebenfalls aus Spanien kommt. Turbitos Gesinnung ist in Form eines Hakenkreuzes unterhalb des Halsansatzes gut sichtbar eintätowiert.

Ob das bei den linksgerichteten PKK-Kämpfern auf Ablehnung stiess, ist bisher nicht bekannt. Jedenfalls posiert der aus Valencia

stammende Extremist bewaffnet und in ukrainischer Uniform auf zahlreichen Fotos, die er via Instagram veröffentlicht. Auf einem der Bilder trägt er auch ein Abzeichen, auf dem ein Kolovrat gut sichtbar ist. Allem Anschein nach gehört Turbito zur Internationalen Legion, der ukrainischen Fremdenlegion. Diese Formation, die zu Beginn des Kriegs viel Medienaufmerksamkeit erhielt, hat bei den Ukrainern nicht den besten Ruf. Viele ukrainische Militärs zweifeln inzwischen an der Kampfkraft der Ausländer.

Bereits vor dem russischen Einmarsch hat sich mindestens ein angeblich aus der Westschweiz stammender Mann mit dem Pseudonym Björn Sigvald bei der ukrainischen «Misanthropic Division» aufgehalten und sich dabei ablichten lassen. Ob auch jetzt noch Schweizer in der Ukraine kämpfen, ist unklar. Die rechtsextreme Szene in Westeuropa ist bei der Beurteilung der russischen Invasion uneins. Viele Neonazis unterstützen Russland, andere dagegen die Ukraine. Diese Spaltung ist mit ein Grund, warum es bisher nicht zu einer grossen rechtsextremen Unterstützungswelle zugunsten der Ukraine gekommen ist. Tatsächlich kämpfen nur wenige westeuropäische Neonazis in ukrainischen Formationen, während Russland auf der anderen Seite systematisch russische Neonazis als Söldner für die Kampfgruppen Wagner und Rusich rekrutiert.

Terrorismusexperten im Westen warnten zu Beginn des Kriegs davor, dass westliche Neonazis in die Ukraine strömen könnten, um dort militärisch ausgebildet zu werden und Kriegserfahrung zu sammeln – mit der Absicht, später zurückzukehren und in ihren Heimatländern Terrorattentate zu verüben. Dabei verglichen sie die Situation in der Ukraine mit jener des Islamischen Staats (IS) während des Kalifats in Syrien und im Irak zwischen 2014 und 2019.

Tausende Muslime wanderten zu dieser Zeit zum IS und zu anderen dschihadistischen Gruppen aus, erhielten Training mit automatischen Waffen und Sprengstoffen. Einige von ihnen kehrten als Terroristen nach Europa zurück – mit den bekannten Folgen und Terroranschlägen.

Nichts davon lässt sich allerdings mit der Ukraine vergleichen. Das Land ist kein Terrorstaat und beherbergt keine ausländischen Terrorbewegungen. Bisher wurden keine ukrainischen Organisationen bekannt, die sich neben dem Krieg gegen Russland noch dem terroristischen Kampf gegen westliche Staaten widmen. Ausländische Möchtegerterroristen können in der Ukraine nicht auf Hilfe hoffen.

Beachtlicher Stimmenanteil

Was aber ist mit den einheimischen Neonazis wie jenen im kleinen Weiler im Osten des Landes? Sie kämpfen primär für ihr Land und nur in zweiter Linie für ihre verquere Ideologie. Solange sie kämpfen und keine Probleme machen, können sie auf Unterstützung durch die Lokalbevölkerung zählen. Ihr zahlenmässiger Anteil an den gesamten Streitkräften und Milizen der Ukraine liegt aber wohl nur im tiefen einstelligen Prozentbereich. Das war auch bei den letzten landesweiten Wahlen nicht anders. Eine Allianz rechtsextremer Organisationen kam bei den Parlamentswahlen von 2019 gerade einmal auf einen Stimmenanteil von 2,15 Prozent. Damit verfehlte sie die 5-Prozent-Hürde für den Einzug ins Kiewer Parlament bei weitem.

Im Vergleich mit westlichen Neonazi-Formationen ist dieser Stimmenanteil dennoch beachtlich: In den letzten beiden Bundestagswahlen erreichte die rechtsextreme Nationaldemokratische Partei Deutschlands (NPD) 0,1 beziehungsweise 0,4 Prozent. Und hierzulande fielen die Wahlergebnisse der inzwischen aufgelösten Partei National Orientierter Schweizer (Pnos) eher noch schlechter aus.



Niedrigwasser bei der «Tagesschau»

Der Wetterbericht stand früher für sachliche Information. Das ist Regen und Schnee von gestern.



Letzte Woche fuhr ich gegen Abend zurück in die Schweiz. Am Autoradio hatte ich gehört, dass die Ostschweiz von einem gewaltigen Hochwasser heimgesucht wurde. Flüsse wie die Sitter erreichten den höchsten Wasserstand seit dreissig Jahren.

Journalisten nennen solch seltene Naturereignisse gerne «historisch».

Ich wollte mich also über das historische Hochwasser informieren. Ich schaltete dazu die «Tagesschau» ein. Über das historische Hochwasser vom letzten Freitag sendete die «Tagesschau» nicht eine Sekunde.

Das war erstaunlich. Denn über den gegenteiligen Fall, über den ebenso seltenen Fall von Niedrigwasser, hatte sich die «Tagesschau» in den Tagen zuvor geradezu überschlagen. Sendung für Sendung präsentierte sie irgendwelche Flussbetten, die zu wenig Wasser führten.

«Dürre in Europa» lautete der Titel eines Beitrags. «Trockenheit in Europa» lautete der Titel des nächsten Beitrags. «Trockenheit und Dürre in Europa» lautete der Titel des nächsten Beitrags. Und so fort.

Gut, dachte ich, wenn der Staatsfunk wichtige News unterdrückt, dann informiere ich mich halt in der freien Presse. Ich wandte mich also an den *Tages-Anzeiger*, das grösste Blatt des Landes, um mich über das historische Hochwasser zu informieren. Über das historische Hochwasser schrieb der *Tages-Anzeiger* nicht eine Zeile.

Das war erstaunlich. Denn über den gegenteiligen Fall, über den ebenso seltenen Fall von Niedrigwasser, hatte sich der *Tages-Anzeiger* in

den Tagen zuvor geradezu überschlagen. Nummer für Nummer schrieb er über irgendwelche Flussbetten, die zu wenig Wasser führten.

«Rinsal Rhein» lautete etwa der Titel eines Artikels. «Flüsse trocknen aus» lautete der Titel des nächsten Artikels. «So wenig Wasser führen die Flüsse in Europa» lautete der Titel des nächsten Artikels. Und so fort.

Es ist klar, woher die eklatanten journalistischen Fehlleistungen rühren. Die Fehlleistungen sind ideologisch unterfüttert. Auf

Mit dem Klimawandel wurde die nüchterne Perspektive abgelöst durch die politische Optik.

den Redaktionen von «Tagesschau» und *Tages-Anzeiger* arbeiten zu 70 Prozent oder mehr linksgrüne Journalisten. Das merkt man.

Flüsse mit Niedrigwasser stützen die Welt, wonach der überbordende Kapitalismus die Welt in die Klimakrise gestürzt und dies nun nur mit zentralstaatlicher Verbotspolitik korrigiert werden kann. Darum sind Flüsse mit Niedrigwasser ein Hammerthema, das hochgeschraubt werden muss.

Flüsse mit Hochwasser hingegen sind ideologisch störend, weil sie sich der Theorie entziehen, wonach die Erde systematisch verdorrt, und stattdessen zeigen, dass die Natur halt gelegentlich Kapriolen macht. Die drei schlimmsten Hochwasserkatastrophen der Neuzeit erlebte die Schweiz im 19. Jahrhundert. Damals schrieb kein Journalist von Klimawandel.

Nun wollen wir fair bleiben. Für normale Re-

daktionen, von NZZ über *Blick* bis *Tele Züri*, war das Rekordhochwasser klarerweise eine Story. Das *St. Galler Tagblatt* und seine Kopfblätter führen Sonderschichten («Der Regen hat die Ostschweiz im Griff»). Auch für «10 vor 10» vom öffentlichen TV war das offensichtliche Thema ein offensichtliches Thema.

Das zu den ideologischen Ausreissern die «Tagesschau» gehört, ist wenig überraschend. Es ist ein gutes Beispiel dafür, wie die Informationspflicht, der sie unterliegt, für die Redaktion allzu oft nur noch lästig ist.

Es zeigt sich darin auch ein grundlegender Trend: Das Wetter und der Wetterbericht wandelten sich im Journalismus von einem Thema zu einer Thematik. Mit dem Klimawandel wurde die nüchterne Perspektive abgelöst durch die politische Optik.

Bis in die neunziger Jahre bezog der Rundfunk die Wetterinformation von der staatlichen Stelle der Schweizerischen Meteorologischen Zentralanstalt. Sie lieferte sachliche Information und nicht Journalismus mit Spin. Also nahm das Fernsehen die Sache selber in die Hand. Inzwischen ist auch der TV-Wetterbericht, der nun «Meteo» heisst, politisch-aktivistisch auf Kurs.

Zuletzt etwa forderte «Meteo»-Moderator Gaudenz Flury in der Sendung die «Durchsetzung von griffigen Klimamassnahmen». SVP-Nationalrat Christian Imark nahm die Steilvorlage natürlich sofort an. Es handle sich um «billige, linke Propaganda des Staatsfernsehens».

In einem Punkt hatte Imark unrecht: Billig ist das nicht. Für drei, dreieinhalb Minuten «Meteo» arbeiten zwanzig Leute.

Sag mir, wo die Kinder sind

Die Schweiz erlebt zurzeit einen historisch einmaligen Einbruch der Geburtenzahlen. Die Daten lassen vermuten, dass die Corona-Impfung dafür verantwortlich ist.

Konstantin Beck

Kürzlich gelangte eine Studie mit dem harmlosen Titel «Geburtenrückgang in den Schweizer Kantonen» in meine Hände. Abnehmende Fruchtbarkeit in den industrialisierten Staaten – das hat doch wohl kaum News-Wert. Erst der zweite Blick enthüllte ihre Brisanz. Der Autor, Raimund Hagemann, versuchte zusammen mit zwei Statistikerkollegen den überraschenden jüngsten Geburtenrückgang mit der Corona-Impfung in Verbindung zu bringen. Ihre These war, die Impfung führe zu Unfruchtbarkeit. Und weil diese These gewagt ist, suchten die *Weltwoche* zusätzliche Einschätzungen; ich wurde eingeladen, eine Beurteilung der statistischen Methode abzugeben. Stefan Millius hat in der *Weltwoche* Nr. 33/22 darüber berichtet.

Historischer Einbruch

Die Arbeit beruht auf den Daten des Bundesamts für Statistik (BFS). Und tatsächlich, die BFS-Statistik weist für die ersten fünf Monate im Jahr 2022 15,1 Prozent weniger Geburten aus als im Vorjahr – eine Zahl, die das BFS gegenüber *20 Minuten* kürzlich bestätigt hat. Ist das viel? Allem Anschein nach nicht, denn im Frontartikel des BFS beschränkt man sich auf Aussagen wie: «Seit 1975 hat sich die Kinderzahl pro Frau auf tiefem Niveau stabilisiert.»

Also alles in Butter? Nein, denn der Blick in die Vergangenheit zeigt: Dieser Rückgang ist einmalig. Und damit ist die Neugierde geweckt, man gräbt zunehmend tiefer in den Daten des BFS. Dabei ergibt sich folgendes Bild, das in der Grafik unten veranschaulicht wird: Starke negative Ausschläge bei den Geburten gab

Sind wir so überfüttert, dass es auf eine Horrormeldung mehr oder weniger gar nicht mehr ankommt?

es bislang nur drei. 1915 sanken die Geburten um 13,5 Prozent, was wahrscheinlich mit der Generalmobilmachung eines Massenheeres im August 1914 und der dadurch erzwungenen sexuellen Enthaltbarkeit zu erklären ist. Erstaunlicherweise ging die Weltwirtschaftskrise (1929) ohne dramatischen Ausschlag vorüber, ebenso der Pillenknick 1965. Ein grosser Rückgang der Geburten ergab sich mit der Erdölkrise und der damit verbundenen Abwanderung werktätiger Italiener. Mit 7,2 Prozent ist er allerdings nicht einmal halb so stark wie der heutige Rückgang. Und der vorletzte Einbruch von 7,9 Prozent im Jahr 2001 war lediglich Folge einer geänderten Datendefinition des Bundesamts.

Nochmals klar ausgedrückt: Seit die Schweiz die Geburtenzahlen statistisch erfasst, gab es weder absolut noch in Prozent je einen derart starken Rückgang wie jetzt. Es fehlen in den fünf Monaten Januar bis Mai 5500 bis 6000 Babys, was bei einer aktuellen Lebenserwartung von 83,6 Jahren rund einer halben Million fehlender Jahre entspricht. Besonders schockierend an dieser Feststellung ist, dass das eigentlich niemanden schockiert. Sind wir inzwischen so überfüttert mit Schreckensstatistiken, dass es auf eine Horrormeldung mehr oder weniger gar nicht mehr ankommt?

Suche nach Erklärungen

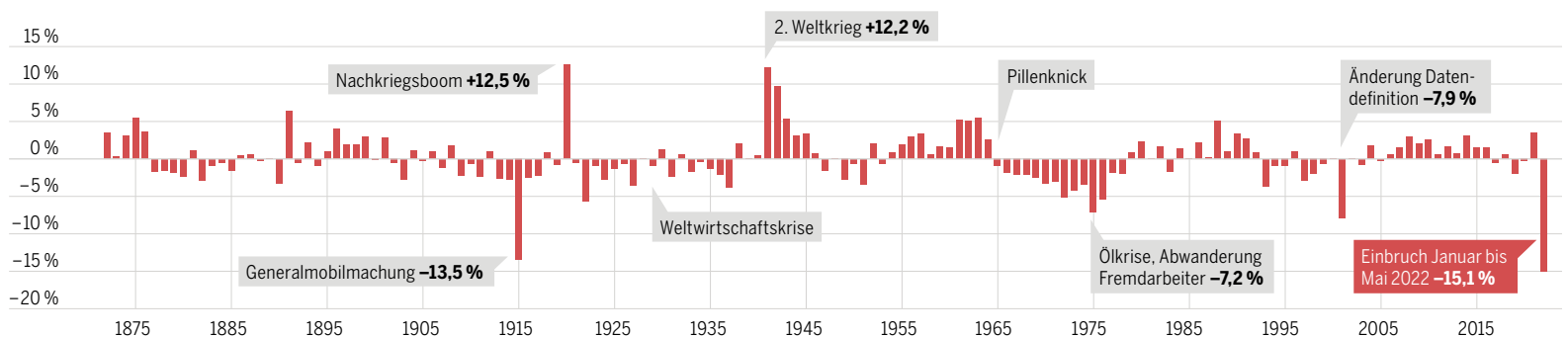
Bevor wir die Impfung als Ursache in Betracht ziehen, müssen andere Gründe ausgeschlossen werden können, nämlich folgende:

– Das BFS weist korrekterweise darauf hin, dass es noch nachträglich gemeldete Geburten erfassen werde. Aber selbst wenn das 7 Prozent wären, was sehr viel ist, bliebe es der stärkste Einbruch seit 1915.

– Susanne Grylka, stellvertretende Leiterin der Forschung am Institut für Hebammen an der Fachhochschule ZHAW äussert sich in *20 Minuten* dahingehend, dass im Winter 2020/2021 wegen der Corona-Massnahmen viele Paare Kinder gezeugt hätten, die eigentlich erst für 2022

Geburtenzahlen unter dem Einfluss einschneidender Ereignisse

Jährliche Änderungsraten (1872–2022)



QUELLEN: UNIVERSITÄT LUZERN, BUNDESAMT FÜR STATISTIK

Besonders schockierend: Es schockiert niemanden.

geplant gewesen wären. Diese Planänderung führte zu einem Babyboom 2021 und als Konsequenz zu einer natürlichen Abnahme der Geburten im Folgejahr. Diese Erklärung lässt die Frage offen, warum ein Boom von plus 3,5 Prozent (2021) ein Unterschneiden von 15,1 Prozent im Folgejahr auslösen soll.

– Grylka weist auch darauf hin, dass psychischer und körperlicher Stress die Fruchtbarkeit kurzfristig beeinflussen können. «Dass es aktuell weniger Geburten gibt, hängt auch mit den hohen Covid-Ansteckungszahlen ab dem Herbst zusammen», so Grylka. Diese Welle betraf die Periode Oktober 2020 bis Januar 2021. Der vermutete Geburtenausfall neun Monate später fällt somit vollumfänglich ins «Boomjahr» 2021 und trägt nicht viel zur Erklärung des Baby-Defizits von 2022 bei. Auch die Omikron-Welle im Herbst 2021 kann die uns bekannten Geburten vor Juni 2022 nicht beeinflusst haben. Zwar ist das Stressargument plausibel, aber es passt nicht ins zeitliche Muster der Geburten.

– Eine Zunahme der Abtreibungen, ein weiteres mögliches Argument, sticht ebenfalls nicht, weil die Abtreibungen im Jahr 2021 gar leicht zurückgegangen sind.

– Könnten die Covid-19-Infektionen selber die Fruchtbarkeit reduziert haben? Also Baby-Gap wegen Corona? Wenn dem so wäre – wie lässt sich dann der Babyboom von 2021 erklären? Das würde eine Virusmutation ab April 2021 mit neuerdings negativen Konsequenzen für die Reproduktion bedingen. Davon war bisher nie die Rede.

Einfacher Kausalitätsnachweis

Es ist schwer vorstellbar, dass der historische Einbruch 2022 durch die fünf diskutierten Gründe hinreichend erklärt werden könnte, zumal einige der Argumente mit dem zeitlichen Verlauf der Geburtsdaten schlicht nicht übereinstimmen. Zwar werden die Zulassungsbehörde Swissmedic sowie die deutschen Impfexperten im Paul-Ehrlich- und im Robert-Koch-Institut, nicht müde, auf zahlreiche Studien zu verweisen, die eine Reduktion der Fruchtbarkeit durch die Impfung verneinen.

Es wäre jedoch nicht das erste Mal, dass sich chemische Wirkstoffe im Feldexperiment anders auswirken, als aufgrund der Zulassungsstudien vermutet wurde. Und mit Blick auf das Impfverhalten zeigen Hagemann und Kolle-



In den fünf Monaten Januar bis Mai fehlen 6000 Babys.

gen eindrücklich, dass eine erstaunliche zeitliche Korrelation besteht: Die Impfungen erreichten in den Monaten Mai und Juni 2021 ihr Maximum (mit 537 100 respektive 843 700 Erstimpfungen) – und der Geburteneinbruch erreicht im Februar und März 2022, also neun

In den Kantonen mit hoher Impfquote fehlen mehr als doppelt so viele Babys, nämlich 720 pro Monat.

Monate später, seinen vorläufigen Tiefstwert. Und sollte sich der Baby-Gap im Juni 2022 erneut verschärfen, weil auch die Impfungen im September 2021 erneut zugenommen hatten, dann würde das Korrelationsargument weiter gestützt.

Trotzdem bleibt es eine Korrelation, und mit Korrelationen lassen sich auch die unsinnigsten Zusammenhänge konstruieren. Als Beweis in einer so umstrittenen Frage wie der Impfwirkung taugen Korrelationen nicht.

Aus der modernen Statistik ist indessen ein einfacher Kausalitätsnachweis bekannt, der hier gut anwendbar ist. Bekannt ist, dass die Geburten in der Schweiz im Jahr 2022 zurückgegangen sind, und vom Rückgang sind praktisch alle Kantone betroffen. Wenn wir nun zwei grosse Zufallsstichproben von Kantonen ziehen, ist zu erwarten, dass der Geburtenrückgang in beiden Stichproben ungefähr gleich ausfällt, jedenfalls nicht deutlich unter-

schiedlich. Eine Unterteilung der Kantone in zwei Gruppen nach alphabetischer Reihenfolge ihrer Namen bestätigt das. Nach unserer Berechnung kann, erwartungsgemäss, ein systematischer Unterschied in den Geburtenzahlen der beiden Gruppen mit 96 Prozent Wahrscheinlichkeit ausgeschlossen werden.

Neuer Test: Folgt man den Aussagen von Swissmedic, dann sollte auch die Unterteilung der Kantone nach der Höhe ihrer Impfquote (Ende August 2021) keinen systematischen Einfluss auf die Geburtenhäufigkeit der beiden Gruppen haben. Kantone mit überdurchschnittlichen Impfquoten von 59 bis 65 Prozent sind Zürich, Bern, Genf, Basel-Stadt, Baselland, Waadt, Freiburg, Tessin, Neuenburg und Zug. Alle anderen Kantone weisen Quoten zwischen 42 und 57 Prozent auf.

Nun der Clou: Diese Aufteilung ergibt das Resultat, dass in sämtlichen Kantonen im

Durchschnitt derzeit pro Monat 339 Geburten fehlen, in den Kantonen mit hoher Impfquote jedoch zusätzlich 381. Anders ausgedrückt: In den Kantonen mit hoher Impfquote fehlen mehr als doppelt so viele Babys, nämlich 720 pro Monat, in den Kantonen mit geringeren Quoten dagegen deren 339.

Daten gegen Swissmedic

Ist das ein Zufallsbefund? Der einschlägige statistische Test zeigt, dass das nur mit 7 Promille Wahrscheinlichkeit Zufall ist und dass 99,3 Prozent dafür sprechen, dass die Impfung einen problematischen Einfluss auf die Fortpflanzung hat. Die Daten weigern sich also quasi, die Aussage von Swissmedic zu stützen.

Die Frage stellt sich nun: Was ausser der Impfquote unterscheidet die genannte Gruppe der Kantone Zürich bis Zug vom Rest der Schweiz? Beide Gruppen umfassen mehrere Sprachen, in beiden hat es ländliche und städtische Kantone. Und selbst wenn sich systematische Unterschiede finden liessen, müssten diese geeignet sein, Unterschiede in der Geburtenhäufigkeit sinnvoll erklären zu können. Solange diese Frage nicht schlüssig beantwortet werden kann, ist aufgrund der heute vorliegenden Schweizer Geburtszahlen davon auszugehen, dass die Impfung die Verursacherin des ungewohnt heftigen Einbruchs der Anzahl Lebendgeburten ist.

Konstantin Beck ist Titularprofessor für Versicherungsökonomie an der Universität Luzern.

Mein genialer Benziner

Jetzt ist der richtige Moment, um ein Auto mit voluminösem Verbrennermotor zu kaufen. Man investiert in einen kulturellen Wert, der überrollt zu werden droht.

David Schnapp

Ab dem Jahr 2035 sollen in der Europäischen Union keine Autos mehr mit Verbrennermotoren zugelassen werden dürfen, das haben die Umweltminister der 27 EU-Länder vor kurzem beschlossen. Erlaubt sein sollen ab dann nur noch sogenannte klimaneutrale Neuwagen. Die Folgen dieses massiven politischen Eingriffs in den freien Markt sind noch schwer abschätzbar, aber unerwünschte Auswirkungen der Massnahme sind so wahrscheinlich wie ein paar heisse Tage im Sommer.

Man muss keinen höheren Ökonomieabschluss gemacht haben, um zu erkennen, dass dies ein guter Moment ist, um genau das zu besitzen, was vielleicht bald verboten sein wird. Ich habe deshalb ein Auto mit einem leistungsstarken Verbrennermotor bestellt: einen BMW M50i xDrive, der von einem Biturbo-V8-Motor mit 4395 Kubikzentimetern Hubraum angetrieben wird und 530 PS Leistung entwickelt. Ausserdem hat er eine komfortable Zwei-Achs-Luftfederung, eine mitlenkende Hinterachse und Platz für die ganze Familie samt Gepäck oder mein Rennvelo – allerdings nicht gleichzeitig.

Genuss und Schönheit

Es ist mein erstes eigenes Auto seit dem gebrauchten schwarzen Saab 9-5 Turbo Aero mit beigefarbenen ventilierten Ledersitzen, den ich vor rund sechzehn Jahren verkauft habe, weil mir die Parkplatzsucherei in der blauen Zone im Zürcher Seefeld zu anstrengend wurde und eine Vespa GTS 300 mit ABS die vernünftiger Wahl für die Fahrt zur Arbeit erschien. Mittlerweile wohne ich an einem Ort mit Tiefgarage und bin oft mehrmals pro Woche auf Mittel- und Langstrecken unterwegs, für die der öffentliche Verkehr keine annehmbaren Angebote macht.

Ein Wagen mit V8-Motor steht für Autofreunde ganz oben auf der *bucket list*, so wie andere einmal einen Marathon laufen oder nach Neuseeland reisen wollen. Natürlich ist ein V8 nicht so vernünftig wie eine Vespa – so wenig, wie ein Zehngangmenü zum Abendessen oder

ein Designersofa für 10 000 Franken sowie viele andere Dinge, die Genuss und Schönheit ohne exponentiell zum Preis steigenden Nutzen bringen, vernünftig sind. Aber ein Dasein der reinen Vernunft scheint mir in seiner lustfeindlichen Art auch nicht besonders erstrebenswert.

Ein klein wenig ist es deshalb auch ein Protestkauf. Auf Bestrebungen, mir mit angeblich über-



Höchst vernünftig: BMW M50i xDrive.

legener Moral unterlegte Vorschriften für eine sinnvolle Lebensführung zu machen, reagiere ich seit meinen Teenagerjahren eher unwillig. In meine Vorstellung von einer liberalen Weltordnung und der grösstmöglichen Freiheit für den Einzelnen mag es einfach nicht hinein-

Schon heute gibt es nur noch wenige V8 auf dem Markt. In Zukunft wird diese Motorbauart noch seltener.

passen, dass eine Gruppe einer anderen ihren Lebensstil aufzwingen will, weil es der angeblich bessere sei.

Abgesehen davon gibt es einige sehr gute Gründe für einen Hubraum-starken Verbrenner – etwa die hohe Zuverlässigkeit, die Leistung, die Laufruhe, aber auch den kulturellen Wert einer jahrzehntlang erprobten und hochentwickelten Technologie, die gerade von einer Kulturrevolution der Öko-Maos überrollt zu werden droht. Schon heute gibt es nur noch we-

nige V8 auf dem Markt. In Zukunft wird diese Motorbauart noch seltener oder nur noch als Plug-in-Hybrid angeboten werden.

Monatelange Evaluation

Der Bestellung meines Wagens bei der Firma Auto-Graf AG in Meilen ging eine monatelange Evaluation voraus: Ich habe stundenlang Youtube-Videos geschaut, mit Autokennern gesprochen und die Produkte verschiedener Marken in diversen Karosserieformen und Antriebskonzepten erwogen.

Die Möglichkeit eines Elektroautos habe ich geprüft, dann aber verworfen. Am Ende vor allem deshalb, weil E-Fahrzeuge zwar eine attraktive Form der Fortbewegung sind, wie ich aus vielfältiger eigener Anschauung weiss. Auch die Aura eines optimistischen Zukunftsglaubens, den sie ausstrahlen, finde ich ausgesprochen anziehend. Gleichzeitig aber haben batterieelektrische Modelle den Charakter von Unterhaltungselektronik: Es handelt sich um eine relativ junge Massenmarkttechnologie, die sich rasend schnell weiterentwickelt und deshalb ebenso schnell veraltet sein könnte.

Wenn beispielsweise in wenigen Jahren umweltfreundliche, rezyklierbare Salz-Akkus mit hoher Reichweite verfügbar werden, sind die heutigen Modelle mit Lithium-Ionen-Akkus möglicherweise wie Röhrenfernseher im Vergleich zu Flachbildschirmen. Dabei ist die Frage, wie umweltfreundlich der heute eingesetzte elektrische Antrieb mit seinem hohen Bedarf an seltenen Erden für die Batterien sowie der absehbaren Stromknappheit wirklich ist, noch nicht einmal gestreift.

Als Kleinstunternehmer investiert man schliesslich mit aller gebotenen Vorsicht, wenn es um eine doch sportliche Summe für ein Fahrzeug geht. Ein V8-Motor in einem gut ausgestatteten, ästhetischen und qualitativ hochwertigen Auto zu einem guten Einkaufspreis verspricht ein gewisses Mass an Wertstabilität. Das scheint mir höchst vernünftig zu sein.

Eurasisches Selbstbewusstsein

Die russische Journalistin Darja Dugina stirbt bei einem Anschlag in Moskau. Wer ist ihr Philosophen-Vater Alexander Dugin, dem die Bombe vermutlich galt?

Thomas Fasbender

Alexander Dugins unscheinbares Büro liegt versteckt in einem Trakt des Bildungsministeriums im Moskauer Stadtzentrum. Die hüfthohe Schranke im Foyer öffnet sich erst, als seine Tochter Darja erscheint und nickt. Misstrauen registert. Im Aufzug erkundigt sie sich nach meiner Arbeit. Ihr Vater freue sich auf das Gespräch, sagt sie. Wache Augen, ein warmes Lächeln, zugewandt und offensichtlich intelligent. Habe ich sie als vollschlank in Erinnerung? Wir gehen durch endlose Korridore. Später bringt sie uns Tee und russische Pralinen, zwei Klassiker: Mischka Kosolapij und Aljonka. Vater und Tochter, die Chemie stimmt.

Das war Anfang Mai 2021. Da hatte sie nicht einmal mehr eineinhalb Jahre. Am 20. August 2022 zerriss eine Autobombe, dem Vater zugedacht, ihr 29-jähriges Leben. Ein Attentat auf einen Philosophen – ein Novum in der an politischen Morden nicht eben armen russischen Zeitgeschichte. Nicht auf einen investigativen Journalisten, dessen Wählerarbeit oligarchische Interessen berührt. Nicht auf einen Politiker, dessen Ehrgeiz den Mächtigen das Wasser abgräbt. Nein, auf einen Philosophen. Einen, der in seinem Leben so ziemlich alle Überzeugungen vertreten hat – mit Ausnahme liberaler, individualistischer und nach westlichen Vorstellungen demokratischer.

Liebe für die Sowjetunion

Geboren wurde Alexander Dugin 1962 in eine sowjetische Nomenklatura-Familie. Der Vater war General im Militärgeheimdienst, die Mutter Medizinerin. Der Sohn: ein Rebell. Noch keine zwanzig, gehört er zu den ersten «Neuen Rechten» in der Sowjetunion. Er glorifiziert die SS und fliegt von der angesehenen Moskauer Luftfahrtschule. Sein Vater wird zur Strafe in die bedeutungslose Zollverwaltung versetzt. Der junge Dugin hasst jede Erscheinungsform von Anpassung und Mittelmaß. Es treibt ihn zur Querfront, zum Lichtbogen der Ex-

treme. Hitler und Stalin sind gleichermaßen attraktiv. Als sich im August 1991 die demokratische Opposition den KGB-Putschisten entgegenstellt, durchlebt er im Angesicht der demonstrierenden Massen eine Erweckung: «In dem Moment, als die Sowjetunion unterging, verstand ich zum ersten Mal, wie sehr ich sie liebte.»

Bald ist er journalistisch tätig und findet Aufnahme im Führungskreis der Nationalbolschewistischen Partei des Literaten Eduard Limonow. Der ist 1991 nach mehr als fünfzehn Jahren aus dem amerikanischen Exil heimgekehrt. Limonows Nationalbolschewisten sind Querfront par excellence, durchaus in der Tradition der gleichnamigen deutschen Bewegung nach dem Ersten Weltkrieg. Ein französisches Magazin listet Dugin 1994 unter den «herausragenden Denkern der postkommunistischen Epoche». Um 2000 legt er die Fundamente für eine akademische Laufbahn. Gleichzeitig entsteht seine Spielart des «Eurasismus», einer Weltanschauung, die den individualistisch-

liberalen Werten des modernen Westens die eigenen, traditionell-kollektivistischen selbstbewusst entgegensetzt.

In den Folgejahren besetzt Dugin eine prominente Position an der Schnittstelle von Wissenschaft, Publizistik und Politik. Auch im Ausland wird er wahrgenommen; in Washington bittet ihn 2005 der Doyen der amerikanischen Geopolitik, Zbigniew Brzezinski, zum Gespräch. Den klügeren Vertretern des Westens ist schon damals klar, dass ihr liberaler Werte-Universalismus, den sie mit Macht postulieren, kein Selbstläufer ist.

Demokratie und Autoritarismus

2012 wird Dugin Mitglied im «Isborskij Klub», einem exklusiven Kränzchen russischer Antiwestler aller Couleur. Zwei Jahre später orchestriert er den intellektuellen Trommelwirbel im Nachklang der Krim-Annexion. Als Putin nach dem Abschuss des malaysischen Passagierflugzeugs MH17 im Juli 2014 die unkontrollierbaren Dimensionen seines «Noworossija»-Abenteuers erfasst, wird auch Dugin zurückgepfiffen. Er verliert seinen Lehrstuhl für die Soziologie internationaler Beziehungen an der Moskauer Universität; die Frequenz seiner Talkshow-Auftritte sinkt von einem Tag auf den anderen.

Am Selbstbewusstsein des eurasischen Propheten ändert das wenig. Bei unserem Treffen im Mai 2021 weiss er eloquent darzulegen, warum die Bedingungen der russischen Geschichte und Realität die Übernahme westlich-liberaler Wertvorstellungen unmöglich machen. Man muss dem nicht zustimmen. Man sollte jedoch anerkennen, dass Alexander Dugin unter den nichtwestlichen Intellektuellen dieser Welt nicht allein dasteht. Auch für illiberale Gesellschaftsmodelle werden gewichtige Argumente vorgebracht. Wer im Systemwettbewerb zwischen Demokratie und Autoritarismus nur die westliche Sichtweise für rational vertretbar hält, verkennt die Realität.



Die Chemie stimmt: Vater und Tochter Dugin.

«Vermutlich würden mich heute SP wie auch SVP ausschliessen»

Ernst Schläpfer war einst der Böseste aller Bösen. Heute beobachtet der politisch engagierte Schwingerkönig seinen Sport aus der Halbdistanz. Die Kommerzialisierung hält er für einen Segen.

Thomas Renggli

Zweimal Schwingerkönig, später Obmann des Eidgenössischen Schwingerverbandes (ESV), SP-Politiker und ETH-Absolvent. Erneuerer und Traditionalist. Der Appenzeller Ernst Schläpfer (66) gehört zu den interessantesten und überraschendsten Persönlichkeiten der Sägemehlszene. Mit seiner Vielseitigkeit und der stupenden Wurftechnik setzte er sportliche Massstäbe und gewann während seiner Laufbahn eine stattliche Rinderherde (vierzig Munis).

Im Trainingsbereich galt er als erster Schwinger, der die physische Grundlagenarbeit ins Zentrum rückte und mit modernen Methoden arbeitete. «Pro Woche habe ich durchschnittlich zehn Trainingseinheiten absolviert – total fünfzehn Stunden. Das war für damalige Verhältnisse ein enormer Aufwand.» Im Interview vor dem Eidgenössischen Schwing- und Älplerfest (Esaf) in Pratteln spricht Ernst Schläpfer darüber, weshalb die Kommerzialisierung ihre Richtigkeit besitzt, warum der ESV den Frauen die Türen öffnen soll und wen er als nächsten König sieht.

Weltwoche: Reden wir nicht um den heissen Brei herum. Wer wird am Sonntag Schwingerkönig?

Ernst Schläpfer: Das ist einfach: der, der den Schlussgang gewinnt. An einem Eidgenössischen spielen viele Faktoren mit. Ich würde mir aber schon erhoffen, dass Sämi Giger diesmal ganz zuoberst steht. Das sage ich nicht, weil Giger Ostschweizer ist, sondern weil er in den vergangenen zwei, drei Saisons jeweils der konstanteste Schwinger war. Auch Pirmin Reichmuth besitzt grosses Potenzial, wenn er gesund antreten könnte. Grundsätzlich ist es aber zu wünschen, dass der dominierende Schwinger der ganzen Saison auch das Eidgenössische für sich entscheidet. Sonst kommt es zu einer Konstellation wie Anfang der 1990er Jahre, als wir mit Eugen Hasler einen überragenden Schwinger hatten – aber einen, der nie König wurde. Das war in gewisser Weise tragisch.

Weltwoche: Giger ist einer der wenigen Spitzenschwinger, die sich lange gegen die Kommerzialisierung wehrten. Was würde sein Sieg für die Szene bedeuten?

Schläpfer: Es wäre zweifellos ein gutes Zeichen für den Schwingsport. Giger ist einer, der den traditionellen Weg geht, der die gute Kameradschaft im Klub hochhält – der viel Wert auf das Techniktraining legt, der auch mal intuitiv schwingt und sich zu einem verkehrten Hüfter hinreissen lässt. Komponenten wie Krafttraining oder Mentaltraining sind für ihn eher ein notwendiges Übel. Auch von den



Erneuerer und Traditionalist: Schläpfer.

Trainingslagern in Magglingen hält er nicht viel. Zuletzt hatten wir mit Matthias Sempach 2013 in Burgdorf einen König, der ähnliche Werte vertrat.

Weltwoche: Weshalb sind Sie gegen Krafttraining? Zu Ihrer Aktivzeit galten Sie als einer der Ersten, die den Bereich professionalisierten.

Schläpfer: Ich habe nichts gegen durchstrukturiertes Krafttraining. Aber ich glaube, dass heute viele Schwinger die Bedeutung der mentalen Arbeit und des Krafttrainings überschätzen. Persönlich musste ich mehr ins Krafttraining investieren als meine Konkurrenten. Denn ich studierte an der Uni und konnte nicht

von körperlicher Arbeit profitieren. Vom Bleistiftwerfen wird man schliesslich nicht kräftig. (Lacht)

Weltwoche: Haben wir mit dem aktuellen König – Christian Stucki – nicht auch einen Schwinger, der exakt jene Werte vertritt?

Schläpfer: In gewissem Sinne schon. Stucki nimmt's, wie's kommt. Er steht mit beiden Füßen auf dem Boden. Ich denke nicht, dass er dem Gewinn des Königstitels alles untergeordnet hatte. Aber zurück zu Giger. An ihm gefällt mir, dass er sich als Schwinger bezeichnet – und nicht als Athleten. Fürs Schwingen braucht es keine Modellathleten. Das ist eine Wunschvorstellung der Medien. Es braucht aber eine gesunde Angriffslust – wie dies von der jungen Generation beispielsweise Werner Schlegel, Fabian Staudenmann oder Marcel Räbsamen vorleben. Schlegel lieferte auf der Schwägalp ein gutes Beispiel. Zwar kassierte er gegen Mario Schneider eine Niederlage, weil er ausgekontert wurde, aber am Schluss war er trotzdem ganze vorne.

Weltwoche: Keine Modellathleten? Giger verkörpert mit den Gardemassen von 194 Zentimetern und 120 Kilogramm exakt jenen Typ.

Schläpfer: Das stimmt, aber Giger ist ein echter Schwinger geblieben – auch punkto Vielseitigkeit und Aggressivität. Er ist einer, der in jeder Lage schwingen kann – und einer, der das ganze taktische Spektrum beherrscht. Man kann nicht gegen alle Gegner gleich kämpfen. Aber viele der heutigen Schwinger reizen die taktischen Möglichkeiten nicht aus.

Weltwoche: Gab es früher den Typ des durchtrainierten Schwingers noch nicht?

Schläpfer: Doch. Karl Meli in seinen grossen Zeiten war ein solcher, später sicher auch ein Thomas Sutter oder Kilian Wenger. Aber Leute wie Ruedi Hunsperger, Jörg Abderhalden oder meine Wenigkeit haben gezeigt, dass es auch den anderen Weg an die Spitze gibt – den technischen, variablen und instinktiven, jedoch mit Speckgürtel.

Weltwoche: Aber ein gezieltes Krafttraining kann doch einen Mehrwert darstellen.

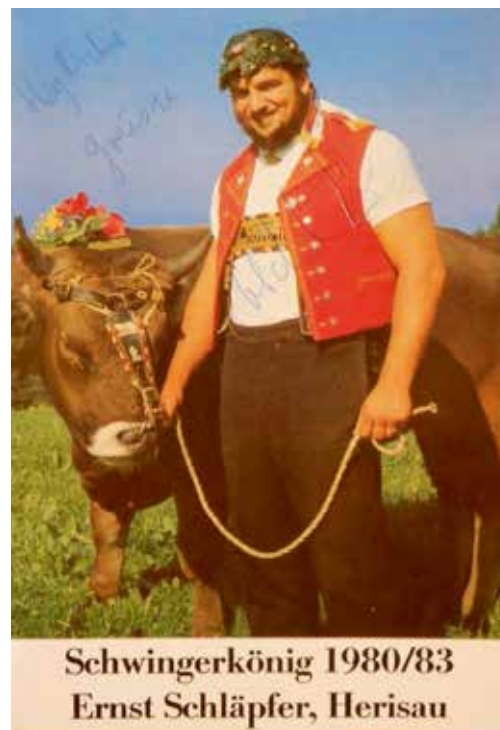
Schläpfer: Da könnten wir lange diskutieren. Ich sage es so: Von einem Sumo-Ringer verlangt auch niemand, dass er einen Waschbrettbauch hat. Gleiches gilt für uns Schwinger. In unserem



Das Eidgenössische in Pratteln kann kommen: Favorit Giger.



«Nimmt's, wie's kommt»: Titelverteidiger Stucki.



Schwingerkönig 1980/83
Ernst Schläpfer, Herisau

«Ohne Schwinger kein Fest»: Autogrammkarte.

Sport ist es entscheidend, dass man Technik mit Taktik und Wucht verbindet. Was mir auffällt: Heute gibt es viel weniger technisch gut ausgebildete Mittelschwinger. Früher hatten wir viel mehr Schwinger, die nur 175 Zentimeter gross und neunzig Kilogramm schwer waren, aber dank guter Technik gegen deutlich Grössere standhielten. Heute ist es leider oft so, dass nur noch 1,90 grosse und 110 Kilogramm schwere Sportler in die Zwiilchhosen steigen.

Weltwoche: Zurück zu Giger. Mittlerweile prangt auf seiner Internetseite das Logo eines deutschen Grossverteilers. Was sagt uns das?

Schläpfer: Das ist eine nachvollziehbare Entwicklung. In den 1990er Jahren setzte die Kommerzialisierung ein. Damals hatten aber vor allem die Verbände und Festorganisatoren Sponsoren in grösserem Masse. Wir Schwinger dagegen standen abseits. Einige von uns setz-

ten sich über das Werbeverbot hinweg. War der Zentralvorstand (ZV) des Eidgenössischen Verbandes stark, wurden sie sanktioniert. War der ZV schwach, geschah nichts. Das war ungerecht. Letztlich ist es menschlich und auch richtig,

«Heute ist es leider oft so, dass nur noch grosse und schwere Sportler in die Zwiilchhosen steigen.»

dass die Schwinger von ihrer Popularität profitieren wollen. Als Kilian Wenger Schwingerkönig wurde, verdiente er als Zimmermannlehrling etwa 900 Franken pro Monat. Dann kam eine Grossbank und bot ihm 20 000 Franken für eine Autogrammkarte. Wenn jemand ein solches Angebot ausschlagen würde, wäre er blöd.

Weltwoche: Also befürworten Sie die Kommerzialisierung?

Schläpfer: Ich habe nichts gegen sie. Der Sport muss aber immer im Vordergrund stehen. Schliesslich kann ein Werbevertrag auch unnötigen Druck aufbauen – wie dieses Jahr vielleicht bei Damian Ott, der sich als Kilchberger-Schwinger-Sieger vermarkten liess und in dieser Saison vielleicht auch deswegen den nächsten Entwicklungsschritt verpasst hat. Auch bei Christian Stucki kann man gewisse Sachzwänge erkennen. Weil er lukrative Werbeverträge abgeschlossen hat, kann er wohl kaum von heute auf morgen zurücktreten. Er muss seine Karriere vielleicht sogar künstlich in die Länge ziehen.

Weltwoche: Sie wurden einst wegen unerlaubter Werbung gesperrt. Wie war das damals?

Schläpfer: Im Vergleich zu heute handelte es sich um kleine Beträge. Es fing damit an,

dass gewisse Firmen mit mir warben, ohne dass ich mein Einverständnis gegeben hatte. Dann mussten diese Sponsoren jeweils tausend Franken an den ESV bezahlen. Als dann die Autofirma Renault auf mich zukam, schlug ich ein – schliesslich hätte ich mir als Student kaum ein Auto leisten können. Aber nochmals: Es war von Anfang an nicht in Ordnung, dass nur die Verbände und Veranstalter von den Sponsoreneinnahmen profitierten. Ohne Schwinger gibt es kein Fest.

Weltwoche: Sie wurden zweimal Schwingerkönig – 1980 und 1983. Wie hat sich das Nationalspiel seither entwickelt und verändert?

Schlöpfer: Man muss die Entwicklungen differenziert betrachten. Gegen innen ist das Schwingen ärmer geworden. Dies fiel mir zuletzt auf der Schwägalp auf. Die zweite und dritte Garde der Schwinger bewegt sich nicht mehr auf demselben Niveau wie früher. Schwinger wie Johann Borcard, der auf der Schwägalp im vierten Gang Giger einen Gestellten abtrotzte,

«In meinen Augen ist der Videobeweis nicht praktikabel – nur schon aus finanziellen Gründen.»

gab es früher viel mehr. Heute finden sich in diesem Leistungsbereich nur noch wenige Schwinger, die gegen Topleute stellen können. Grundsätzlich konstatiere ich einen einseitigeren und weniger technischen Schwingstil. Kommt dazu, dass man viele Schwünge nur noch selten sieht. Den Kurz oder den Gammen, Schwünge für Grossgewachsene, beherrschen die meisten – aber beim Stöckli oder bei der Bodenarbeit wird es schwieriger. Ich denke, dass schon in der Ausbildung beim Nachwuchs einiges verloren geht. Viele physisch weniger starke Junge hören auf, weil sie technisch nicht angemessen geschult werden – und dann das Gefühl haben, sie seien ohnehin unterlegen. Früher wurden solche Schwinger durch die gute technische Schulung konkurrenzfähig – wie Willy Graber, Peter Suter oder Peter Steiger. Grundsätzlich muss man sagen: Das Schwingen hat an Breite verloren.

Weltwoche: Und wo stellen Sie sonst die grössten Veränderungen fest?

Schlöpfer: Das Umfeld bei den Spitzenschwingern hat sich vergrössert. Heute hat jeder das Gefühl, er brauche einen Personaltrainer oder einen Fitnessexperten an seiner Seite, obwohl solche von Schwingen kaum etwas verstehen und sich teilweise wie Scharlatane aufführen. Ein Paradebeispiel war für mich Joel Wicki am Eidgenössischen in Zug 2019. Anstatt sich auf die Schwingtrainer zu verlassen, orientierte sich Wicki in den wichtigsten Gängen offenbar an Leuten aus einem ganz anderen Bereich. Das wäre, als würde beim FCZ der

Fitnesstrainer die Taktik vorgeben. Dazu kommen die Manager, die auch ein Stück vom Kuchen wollen. Am Schluss geht es so weit, dass der Schwingerkönig bei einem Fotoshooting vom Dach einer Gondelbahn stürzt. Manchmal habe ich das Gefühl, dass alle profitieren wollen – und alle mitschwatzen, aber die Schwinger dabei vergessen gehen.

Weltwoche: Zuletzt wurde auch über die Einführung des Videobeweises – analog zum Fussball – diskutiert. Ist das der richtige Weg?

Schlöpfer: Nein. In meinen Augen ist der Videobeweis nicht praktikabel – nur schon aus finanziellen Gründen. Man müsste beispielsweise am Eidgenössischen auf jedem der sieben Plätze Fernsehkameras installieren. Bis jetzt beschränkt sich SRF jeweils auf einen Platz. Ausserdem lässt sich auch im Video nicht alles aufschlüsseln – ebenso wenig wie im Fussball. Ich war auf der Schwägalp bei zwei entscheidenden Gängen unmittelbar am Sägemehl – und sah, wie komplex die Entscheidungsfindung ist. In einem Fall rief der Ringrichter das Ende des Kampfes aus – im anderen nicht. In beiden Fällen hätte er auch anders entscheiden können. Aber der Videobeweis hätte kaum geholfen. Es wird immer Fehler geben – mit oder ohne Video Assistent Referee (VAR). Ich bin der Meinung, dass der Kampfrichter entscheiden soll.

Weltwoche: Wie viele Schwinger können heute von ihrem Sport leben?

Schlöpfer: Vielleicht acht bis zehn. Aber eigentlich interessiert mich diese Frage nicht. Ich habe mit den Preisgeldern für die gewonnenen Munis mein Studium – und damit meine Zukunft – finanziert. Mir war immer bewusst, dass nach dem Rücktritt ein Leben beginnt, das länger dauert als dasjenige im Spitzensport. Und dafür muss man bereit sein.

Weltwoche: Sind das nicht alle Schwinger?

Schlöpfer: Nein, definitiv nicht. Nehmen wir Könige wie Jörg Abderhalden oder Ruedi Hunsperger. Sie versuchten auch nach ihrer Karriere davon zu leben, dass sie mal hervorragende Schwinger waren. Darin steckt für mich auch eine gewisse Tragik. Nöldi Forrer dagegen ist



„Wie hast du erraten, dass unsere Rente nicht reicht?“

das Gegenbeispiel. Er baute sich während seiner erfolgreichen Karriere eine Käseerei auf. Nun musste er wohl keine Sekunde darüber nachdenken, wie es mit ihm weitergeht.

Weltwoche: Sie haben Jörg Abderhalden erwähnt – ihren Göttibuben und Neffen. 2012 traten Sie als Obmann des Eidgenössischen Schwingerverbands nach einem Konflikt mit ihm zurück. Welche Erinnerungen und Emotionen verbinden Sie damit?

Schlöpfer: Das stimmt so nicht. Ich trat zurück, weil ich keinen Rückhalt im Zentralvorstand mehr besass. Ich habe damals praktisch alle Abstimmungen verloren. Die Geschichte mit Jörg war der Tropfen, der das Fass zum Überlaufen brachte. Damals sagte ich mir: Weshalb soll ich Hunderte von Stunden opfern, nur um am Schluss vom Vorstand abgestraft zu werden?

Weltwoche: Welches Verhältnis verbindet Sie heute mit Abderhalden?

Schlöpfer: Keines. Er findet mich wohl keinen Supertyp – obwohl ich sein Götti bin. In seinen Augen ist er der Star und ich sein Neider. Er ist mehr der Geschäftsmann und kann zweifellos besser rechnen als ich. Ich habe zwar auch genug, aber mir ist es wichtiger, ein paar Freunde mehr zu haben. Ich mache oft die Erfahrung, dass man sich in grösseren Familien auseinanderlebt, leider. Trotzdem hat es in unserer Familie genug liebe Menschen, mit denen ich sehr gut auskomme.

Weltwoche: In Sachen Zeitgeist steht das Schwingen eher quer in der Landschaft. Beispielsweise sind die schwingenden Frauen nicht Mitglieder des ESV. Ist das mit der fast ohrenbetäubenden Genderdiskussion noch vereinbar?

Schlöpfer: Das wird sich ändern. Man muss die Frauen in den Eidgenössischen Schwingerverband aufnehmen. Diese Meinung vertrat ich schon als Obmann. Und daran hat sich nichts geändert. Allerdings braucht es ein paar Schritte von beiden Seiten. Der Frauenschwingerverband kürzt beispielsweise jährlich eine Königin – das entwertet die Bedeutung des Titels. Ein Schwingerkönig ist für mich wie ein Olympiasieger – einer, den es nur selten gibt. Das Gleiche sollte bei den Schwingerinnen gelten.

Weltwoche: Sie machten für die SP als Politiker im Kanton Schaffhausen Karriere. Weshalb kandidierten Sie nie für den Nationalrat?

Schlöpfer: Ich wurde mehrmals angefragt, war aber nie im richtigen Moment am richtigen Ort. Als Parlamentarier wäre ich wohl eh in der falschen Rolle gewesen. Die Exekutive liegt mir mehr. Aber mit dem Regierungsrat hat's nicht geklappt. Letztlich bin ich aus der SP ausgetreten – und habe mich vom Parteidenken gelöst. Vermutlich würden mich heute sowohl SP als auch SVP ausschliessen. (Lacht) Heute sitze ich als Parteiloser im Einwohnerrat von Neuhausen. Das passt mir. So kann ich frei von Vorgaben meine unabhängige Meinung einbringen.

Waschlappen für Waschlappen

Politiker können noch so abstruse Energiespartipps geben, der gute Deutsche hinterfragt nicht.



Lich weiss nicht, für wen die Situation schlimmer ist: für all diejenigen, die quasi bis gestern geglaubt haben, dass Deutschland «so ein reiches Land» ist, das beliebig viele Menschen beherbergen kann. Oder für diejenigen, die die Katastrophe seit Jahren haben kommen sehen – ist es tröstlich, recht gehabt zu haben, wenn sich am Ende doch nichts ändert?

Es musste wohl erst eine Regierung an die Macht kommen, welche die alte in ihrer Inkompetenz und ideologischen Borniertheit übertrifft, um zu realisieren, dass nicht einmal Energiespartipps zur Nutzung von Waschlappen anstelle einer Dusche von einem grünen Ministerpräsidenten dafür sorgen, dass der Deutsche einen signifikanten Kurswechsel einfordert. Nur Regierungszweifel sind gestattet. Ebenso Unzufriedenheit in Form von zwei bis drei Prozentpunkten weniger für die Grünen bei der nächsten Umfrage. Aber mehr Protest entsteht nicht. Denn offenbar glauben noch genug Bürger, dass wir der Energiekatastrophe irgendwie entgehen können. Im Zweifel dadurch, dass wir die Heizung herunterdrehen.

Und schon ist er da, der gute Deutsche, der Post-Nazi, der seine innere Katharsis durch die bedingungslose Aufnahme aller Migrationswilligen dieser Welt vollzogen hat und seither dem Glauben verfallen ist, dass sich jedes politische und gesellschaftliche Problem mit der «richtigen» Moral lösen liesse.

So wurde aus dem Flüchtlingsfreund und Antirassisten der Klimajünger. Und aus diesem Klimajünger entpuppte sich der Corona-Massnahmen-Liebhaber. Wenn wir Deutschen eines können, dann, dass wir uns an Regeln halten –

mögen sie noch so unsinnig sein. Der gute Bürger hinterfragt nicht.

Stattdessen hilft er bei der Durchsetzung der Regeln mittels moralischer Unterdrucksetzung und Ausschlusses aller Andersdenkenden aus der Gemeinschaft der Guten. Das Fleisssternchen wurde für Deutsche erfunden. Deshalb funktionierte das mit dem Faschismus auch besonders gut. Deshalb ist der Post-Nazi im Wesen gar nicht weit entfernt vom echten.

Ja, wir, die wir nicht so einen Spass an der Umsetzung auferlegter Regeln besitzen, lachen über Spartipps der Politiker. Oder sind über die totalitäre Anwandlung entsetzt. Wenn etwa der

Wenn das Amt die Nebenkosten zahlt, wird die Temperatur eben über das Fenster reguliert.

schleswig-holsteinische Ministerpräsident Daniel Günther (CDU) Temperaturobergrenzen für private Wohnräume fordert. Hier leistete die merkelsche Transformation ganze Arbeit. So kann man sich als langjähriger Beobachter in entspannt-frustrierter Gewissheit zurücklehnen, dass auch die Wahl der CDU keine Linderung des politischen Elends verspricht.

Was den Rest betrifft, so scheinen die lächerlich-dreisten Spartipps der politischen Upperclass Wasser auf die Mühlen all derer zu sein, die mit dem Wegfall der meisten Corona-Regeln schon um den Sinn ihres Lebens fürchteten. Endlich wieder etwas, womit man sich Fleisssternchen erarbeiten kann: Wer hat kürzer geduscht? Wer war so mutig, für Gesäss und Ge-

sicht denselben Waschlappen zu verwenden? Wer hält es länger ohne Heizung aus? Und wer hat mehr Nachbarn aufgeschrieben, die noch nach 22 Uhr heiss geduscht haben?

All das könnten nach Corona und den beliebten Fortsetzungen Lockdown 2 und 3 Spiele für die ganze Familie werden. Zumindest, wenn es um die biodeutsche Grünwählerschicht geht.

Die anderen, vor allem die neuen Deutschen aus Syrien und Co., interessieren sich indes weit weniger für die deutschen Moral-Meisterschaften. Egal, ob es um die Einhaltung von Corona-Regeln geht oder um das Einsparen von Energie. Wenn das Amt die Nebenkosten zahlt, wird die Temperatur eben über das Fenster reguliert. Solidarität ist eben doch eine Einbahnstrasse. Zumindest in Deutschland, wo nur der ermahnt wird, der für seinen Lebensunterhalt und ein bisschen daraus resultierender Selbstbestimmung arbeiten geht.

Es gibt immer einen, der es macht, und einen, der es mit sich machen lässt. In jedem anderen Land würde sich wohl spätestens jetzt der eine oder andere fragen, was die Ukrainer eigentlich davon haben, wenn wir hier frieren oder uns schlicht und ergreifend das Geld zum Heizen ausgeht. Oder weshalb es einen Effekt haben soll, nachts Leuchtreklamen zu verbieten, aber keinen Effekt, die Laufzeiten für die verbliebenen Atomkraftwerke zu verlängern.

Nur müssten wir Deutschen uns dann eingestehen, dass unsere Moral nichts anderes als Idiotie ist. Und das würde dem einen oder anderen vermutlich mehr weh tun als ein kalter Winter.

Der eingebildete Rassismus

Anmerkungen zu einem Phänomen politischer Folklore.

Thilo Sarrazin



Jedes Individuum ist selbst für die eigene Sozialisation verantwortlich: Top-Model Gigi Hadid.

Die technische und zivilisatorische Vorherrschaft Europas und später auch Nordamerikas begünstigte vielfach Vorstellungen von einer geistigen oder charakterlichen Überlegenheit der weissen Rasse. Auch zur Legitimation von Kolonialherrschaft war dies eine bequeme oder lockende Vorstellung. Mit der allmählichen Auflösung der Kolonialreiche gerieten aber solche Vorstellungen seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs in Misskredit. Auch der mörderische Antisemitismus der nationalsozialistischen Herrschaft leistete zur allgemeinen Ächtung rassistischen Gedankenguts seinen Beitrag.

«Können sie rechnen?»

Rassismus findet in den Köpfen von Menschen statt. Deren Inhalte unterliegen keiner zentralen Befehlsgewalt, weder national noch international. In der politischen Ordnung ist es nicht unbedingt Ausdruck von Rassismus, wenn ethnische Gruppen, wie immer man sie abgrenzt, in der Gesellschaft unterschiedlich erfolgreich sind. Der schwarze Harvard-Ökonom Glenn Cartman Loury warnte im Sommer 2020 angesichts des Aufruhrs über Polizeigewalt gegen Schwarze vor einer «leeren These vom Rassismus». Die besonders häufige Konfrontation von Schwarzen mit der Polizei hänge mit ihrer überdurch-

schnittlichen Kriminalität zusammen, denn «es ist eine Tatsache, dass sie massiv mehr Tötungsdelikte verüben, fast 50 Prozent bei einem Bevölkerungsanteil von vielleicht 7 bis 8 Prozent. Es werden auch mehr Weiße von Schwarzen beraubt als umgekehrt, und zwar in absoluten Zahlen, nicht proportional.»

Loury bringt das eigentliche Problem auf den Punkt: «Viele Leute fordern, dass wir über Rassismus debattieren, uns den Ungerechtigkeiten der Geschichte stellen und so weiter, anstatt dass sie sich die Kinder anschauen und fragen: Können sie rechnen? Können sie sich kooperativ in soziale Gruppen einbringen? Und wenn ich sehe, dass das bei schwarzen Kindern nicht der Fall ist, dann muss ich mich doch diesen Fragen zuwenden, der offensichtlich ungenügenden Entwicklung ihres menschlichen Potenzials. Wir stellen fest, dass Immigranten, woher sie auch immer kommen, nicht annähernd so schlechte Erfolgsquoten haben wie gewisse Afroamerikaner. Das zeigt doch, dass ein wesentlicher Grund dafür ist, dass diese Gruppen mit einer anderen Kultur ankamen, andere wertorientierte Erwartungen an das Verhalten ihrer Mitmenschen hegen.»

Das ist eine Debatte, die man sicherlich nur in den USA führen kann, aber dort auch führen muss. Grundsätzlich ist jede ethnische Gruppe, so wie jedes Individuum, für die eigene Sozia-

lisation und den selbstgewählten kulturellen Rahmen selbst verantwortlich. Die Aufgabe des Staates ist es, die Individuen tatsächlich gleich zu behandeln und Diskriminierung nicht zuzulassen, alles andere wäre Ideologie. Jedenfalls

Die orwellsche Idee, der Staat müsse das Denken der Menschen beeinflussen, trägt totalitäre Züge.

bekämpft man Rassismus und seine Folgen nicht dadurch, dass man den Begriff der «Rasse» auf einen Index der «Unworte» setzt und zum Beispiel aus dem Grundgesetz streicht. Es ist magisches Denken, blossen Worten die Macht zuzusprechen, «die Kräfte des Guten oder Bösen in sich zu tragen oder weiterzugeben». Die orwellsche Idee, der Staat müsse die Sprache und auf diesem Wege das Denken der Menschen beeinflussen, trägt totalitäre Züge und ist einer freiheitlichen Demokratie unwürdig.

Man bekämpft Rassismus am besten, indem man allen Menschen in jenen Ländern, in denen sie zu Hause sind, gleiche Bürgerrechte gibt und für Chancengleichheit im Bildungswesen sorgt. Wenn die Menschen ihren eigenen Neigungen und Fähigkeiten folgen können, wird sich in Wirtschaft, Wissenschaft, Kunst und Kultur ein

den Leistungen entsprechendes Profil der ethnischen Vielfalt ergeben. Im Dezember 2021 ging anlässlich des Führungswechsels bei Twitter die Nachricht durch die Medien, dass mittlerweile die überwiegende Zahl der grossen Tech-Konzerne in den USA von indischstämmigen Chefs geleitet wird. In Grossbritannien gibt es eine ähnliche Entwicklung. Auch die Juden spielen in der Wissenschaft und in der Wirtschaft der USA traditionell eine sehr grosse Rolle. In Deutschland ist der grosse wirtschaftliche Erfolg der kleinen vietnamesischen Minderheit auffallend.

Angebliche Privilegien

Solche Wege stehen grundsätzlich auch den Mitgliedern anderer Ethnien dort offen, wo es einen fairen, leistungsgerechten Zugang zum Bildungswesen gibt. Jeder muss natürlich für seine eigene Leistung Verantwortung übernehmen und durch entsprechende Anstrengung aus seinen Begabungen das Beste machen. Überall dort, wo die Bedingungen eines leistungsgerechten Zugangs zum Bildungs- und Beschäftigungssystem gegeben sind, wird der Rassismuskritik schnell zum leeren Wortgeklänge. Aber auch anderen Vorwürfen wegen angeblicher Privilegien durch Geburt und Herkunft kann man durch eine an der Leistung ausgerichtete Chancengleichheit im Bildungs- und Beschäftigungssystem am besten begegnen.

In funktionierenden Demokratien mit formaler und materieller Gleichberechtigung der Ethnien und der Geschlechter kann man Debatten um Rassismus, Gender und so weiter getrost zur kulturellen und politischen Folklore zählen. Am Ende setzt sich durch, was die Individuen wollen und was sie können. Das Problem ist nur, dass lediglich ein relativ kleiner Teil der Welt in funktionierenden Demokratien lebt. Je nachdem, wie man rechnet, sind dies 10 bis 20 Prozent der Weltbevölkerung. Länder wie Russland, die Türkei oder China, die auf dem Weg zu funktionierenden Demokratien schienen, sind anscheinend gegenwärtig dabei, sich davon zu verabschieden, und verstärken die Elemente autoritärer Herrschaft. In der gesamten islamischen Welt gibt es überhaupt keine funktionierende Demokratie, und auch im nicht islamischen Teil Afrikas sieht es nicht besser aus, ausgenommen Südafrika, Botswana und Namibia.



Die anhaltende Rassismusdebatte im westlichen Europa und in Nordamerika bleibt deshalb folgenlos, weil sie den Rest der Welt gar nicht erreicht und die Verhältnisse in Afghanistan, Äthiopien oder Nigeria auch nicht ändern kann. Hat man im eigenen Land die leistungsgerechte Chancengleichheit unabhängig von der ethnischen Herkunft gesichert, so verliert die Rassismusdebatte ihren Inhalt und artet in selbstverliebtes und nach Sündenböcken suchendes Moralisieren aus.

Auch die Migrationsdebatte in Deutschland und Europa wird vielfach mit Rassismuskritik aufgeladen. Das ist in der Sache gänzlich verfehlt. Einwanderer aus China oder Vietnam haben noch nie in der deutschen Nachkriegszeit Ängste oder Aggressionen erweckt. Sie treten allerdings auch in den Statistiken über Arbeitslosigkeit oder Gewalttaten kaum in Erscheinung. Über schwarze junge Männer aus Afrika freut man sich, wenn sie in der Bundesliga Tore schießen, und man ärgert sich über sie oder hat Angst vor ihnen, wenn man sieht, wie sie im Görlitzer Park in Berlin den Drogenhandel dominieren.

Leider ist es so, dass die Einwanderer, die aus Subsahara-Afrika nach Deutschland kommen, durchweg aus Ländern mit sehr schlechter Bildungsleistung stammen, so dass es schwierig ist, mit ihnen demografisch bedingte Qualifikationslücken aufzufüllen. Islamische Araber werden nicht wegen ihrer Hautfarbe kritisch beäugt, sondern wegen der arabischen Clans, der hohen Arbeitslosigkeit und der grossen Kinderschar. Ein Hindu aus Südindien hat eine deutlich dunklere Hautfarbe als ein Araber aus Tunesien. Aber wenn er als Informatiker zu uns kommt, wird er überall ohne jeden kulturellen Vorbehalt willkommen geheissen.

Probleme mit kulturfremder Einwanderung treten insbesondere dann auf, wenn Einwanderer sich nicht in die Kultur des Gastlandes einfügen wollen, nachhaltig andere soziale und religiöse Sitten oder eine andere Arbeitsmoral haben. Sie verschärfen sich, wenn solche wenig integrationswilligen Gruppen von Einwanderern an Zahl besonders zunehmen und/oder besonders geburtenreich sind. Bei Einwanderern aus dem islamischen Kulturkreis häufen sich insbesondere an den Schulen und in anderen Bildungseinrichtungen Probleme mit religiöser Toleranz, wenn die Muslime zu starken Minderheiten werden oder die Mehrheit erlangen. Insbesondere in Frankreich gibt es hierzu sehr negative Erfahrungen. Religiöse Konflikte scheinen sich zu verschärfen, wenn der Integrationsgrad auch sonst gering ist, beispielsweise wenn die mehrheitlich türkisch- oder arabischstämmigen Schüler dem Unterricht nur schwer auf Deutsch folgen können. So kommt es mittlerweile an den Schulen in Berlin-Neukölln «an neunzig Prozent der zehn befragten Schulen regelmässig zu sozialen Konflikten, die vor allem

von strenggläubigen Muslimen ausgehen». Streitpunkt sind zum Beispiel das Kopftuch für Mädchen, die Beachtung des Ramadans, gottgefälliges Essen oder herablassendes Betragen gegenüber weiblichen Lehrkräften. Muslimisch geprägte Länder schneiden in allen Gender-Rankings besonders schlecht ab. Auch benachteiligen islamische Rechtssysteme Frauen und legitimieren sexuelle Gewalt. So werden die im Westen erreichte Emanzipation der Frauen und die Gleichberechtigung der Geschlechter durch die ganz anderen kulturellen Vorstellungen, die mit der muslimischen Einwanderung nach Europa kommen, massiv bedroht. Dass solche Entwicklungen Vorbehalte gegen kulturfremde Einwanderung unterstützen, liegt auf der Hand. [...]

Das Haupteinfallstor für kulturfremde Einwanderung nach Europa ist das Asylrecht. In der Tat führen die unterschiedlichen administrativen Hindernisse, die teilweise an der Grenze zum Rechtsbruch sind oder auch darüber hinausgehen, tendenziell in Richtung einer Kontingentierung. Das Grunddilemma besteht darin, dass rein rechtlich ein individuelles Einreiserecht der Asylbewerber besteht, dass mehr und mehr Staaten der EU dieses aber nicht länger einzulösen bereit sind. Auch die immer wieder erhobene Forderung, Flüchtlinge in Europa solidarisch zu verteilen, wird von den meisten Staaten ausser Deutschland abgelehnt. Die damit verbundenen Probleme sind seit Jahren ungelöst.

Singapur und Indien machen es vor

Alle Ideologien, die sich in Deutschland und Europa rund um die Dritte Welt oder den Kolonialismus ranken, haben allenfalls historische Relevanz. Für die Gegenwart und ihre Probleme erklären sie gar nichts, und die Lösungsmöglichkeiten der Zukunft verdunkeln sie sogar. Für die Länder der Dritten Welt gibt es nur einen Weg: sich durch gute Organisation, klare Rechtsstaatlichkeit und leistungsfähige Bildung ihrer Bevölkerung nach vorne zu entwickeln. Singapur, Taiwan, Südkorea oder Indien machen es vor. Nigeria, Algerien, Äthiopien oder Afghanistan sollten es nachmachen. Das ist der einzige Weg, der ihren Ländern die Zukunft erschliesst, und dazu sollte der Westen sie ermuntern. Wenn sie dazu nicht willens oder in der Lage sind, so sollten sie die Schuld nicht bei den Ländern des westlichen Abendlandes suchen, sondern sich in den von ihnen selbstgeschaffenen Verhältnissen so gut einrichten, wie es geht.



Thilo Sarrazin war Finanzsenator Berlins und Vorstand der Deutschen Bundesbank. Heute ist er als Autor und Kolumnist tätig, unter anderem für die Weltwoche.

Der vorliegende Text ist ein Auszug aus seinem neuen Buch: «Die Vernunft und ihre Feinde. Irrtümer und Illusionen ideologischer Denkens». LMV. 392 S., Fr. 38.90

«Bomber-Schaffner» und das einsame Stinktier

Im März 1944 stürzte ein Flugzeug der US Air Force in den Zugersee. Damit begann das Abenteuer erst so richtig.

Max Kern

Im englischen Great Ashfield östlich von Cambridge startet am 16. März 1944 um 6.30 Uhr die «Flying Fortress» (fliegende Festung) B-17G mit 220 anderen Bombern und Begleitflugzeugen Richtung Nazi-Deutschland. Am Steuer sitzt der 22-jährige amerikanische Pilot Robert W. Meyer.

Ziel des Angriffes sind die Messerschmitt-Flugzeugwerke und das Flugfeld im bayerischen Augsburg. Doch über Schwäbisch Gmünd wird der Bomberverband von deutschen Jagdflugzeugen beschossen. Dabei werden Meyers Kugelturmschütze Charles W. Page und Bombenschütze Carl J. Larsen, zwei der zehn Besatzungsmitglieder, verletzt. Zwei von vier Motoren geben den Geist auf. Der Pilot muss den Verbund verlassen und fliegt mit dem Ziel Spanien Richtung Schweiz.

Pilot verliert Zahnkrone

An der Grenze wird der US-Bomber mit dem Spitznamen «Lonesome Polecat» (einsames Stinktier) von zwei Schweizer Messerschmitt-Jagdflugzeugen empfangen, er soll zur Landung in Dübendorf gezwungen werden. Doch First Lieutenant Meyer steuert mit seinem angeschossenen Flugzeug Richtung Alpen. Bomben, Maschinengewehre und anderer unnötiger Ballast wird abgeworfen. In Unterlunkhofen AG findet ein Bauer wenig später eine abgeworfene Splitterweste.

In der Region Brünig, mit den frisch verschneiten Viertausendern vor Augen, beschliesst Pilot Meyer, nach Osten abzudrehen. Via Urner-, Lauerzer- und Zugersee nähert sich

Ein verwirrter Baarer feuert mit dem Karabiner in die Luft. Er meint, Deutsche fielen vom Himmel.

der «Lonesome Polecat», begleitet von Schweizer Flugzeugen des Typs Morane-Saulnier D-3801, langsam Zug. Mittlerweile ist auch der dritte von vier Motoren ausgefallen. Der Pilot merkt, dass auf dem Weg Richtung Dübendorf die Albiskette eine zu hohe Hürde wäre, und

befiehlt seiner Besatzung, über Inwil aus 300 Metern Höhe abzuspringen.

Acht Besatzungsmitglieder landen im Gebiet von Baar, nur einer stirbt dabei, da sich sein Fallschirm zu spät öffnet. Ein verwirrter Baarer feuert mit seinem Karabiner in die Luft. Er meint, Deutsche fielen vom Himmel. Augenzeuge ist der damals fünfjährige Zuger Oskar Rickenbacher, heute 83. «Ich habe den Bomber an der Industriestrasse in Zug über unser Haus



Fast 10 000 Schaulustige: Martin Schaffner (l.), Gottlieb Scherrer (M.), 1952.

fliegen sehen. Ich hatte Angst und versteckte mich unter der Kellertreppe.»

Der einsame Pilot im «Einsamen Stinktier» wassert kurz darauf vor 13 Uhr auf dem Zugersee vor dem ehemaligen Kantonsspital, 450 Meter vom Ufer entfernt. Dabei schlägt er den Kopf an den Armaturen an und verliert eine Zahnkrone. Meyer springt mit aufgepumpter Schwimmweste in den kalten Zugersee. Die Einheimischen Werner und Norbert Henggeler ziehen ihn in ihr Ruderboot.

Unterhalb des Restaurants «Taube» und dem «Wöschhüsli» in der Zuger Unteralstadt warten Tausende auf den US-Piloten. Im «Lindenhof Baar» wird er gepflegt, bei der Stadtpolizei gibt's trockene Kleider. Fünf Minuten nach der Wasserung sinkt die «Fliegende Festung».

Zu dieser Zeit ist der 21-jährige Martin Schaffner, geboren im aargauischen Gränichen, als Altstoffhändler tätig. Zuerst mit einem Hund vor dem Schubkarren, später mit einem Schweizer Motorrad Marke Motosacoche mit Seitenwagen. Da Benzin in den Kriegsjahren rationiert ist, konstruiert Schaffner einen Holzvergaser und betreibt den Töff mit Holzkohle.

Nach Kriegsende steigt er in den Fahrzeughandel ein, baut in Suhr auch eine Tankstelle. Vier weitere kommen dazu. Eines Tages sieht er in einer amerikanischen Illustrierten das Bild einer Tankstelle, auf deren Dach ein Sportflugzeug als Blickfang dient. Bei der US Air Force in Frankfurt bekommt er den Hinweis, dass US-Bomber in Schweizer Seen zu bergen seien.

Ausgestellt in St. Moritz

Schaffner begeistert Taucher Gottlieb Scherrer mit der Idee. Ein Floss mit zwei 30 000-Liter-Tanks für die Luftpumpen wird gebaut. Von einem Hilfsfloss führt eine 45 Meter lange Leiter bis auf den Seegrund. Der dreissig Tonnen schwere und 22,5 Meter lange Bomber steckt mit der Nase tief im schlammigen Untergrund. Bis zu dreissig Leute sind bei der Bergung im Einsatz. Nach einem Zwischenfall – wegen eines falsch montierten Stahlseils wird der Bug weggerissen – klappt's am 25. August 1952, vor siebzig Jahren, nach zwei Monaten Arbeit mit der Bergung. Knapp 10 000 Leute bestaunen den geborgenen Bomber allein am ersten Tag.

Der Initiant, stumpfenrauchendes Schwergewicht von 220 Kilogramm, trägt seither den Übernamen «Bomber-Schaffner». Der Flieger steht zunächst bei Schaffners Tankstelle in Suhr. Nach seinem frühen Tod 1965 verkaufen die Erben den Zugersee-Bomber nach St. Gallen. Bis 1972 steht er in St. Moritz Bad vor dem Hotel «Sonne». Vor fünfzig Jahren wird der Bomber aufgrund von Protesten aus der Nachbarschaft verschrottet. Teile liegen heute in einem holländischen Museum. Propeller, Maschinengewehre und Munition sind im Besitz von Schweizer Privatsammlern.

Brandstifter spielt Feuerwehr

BDP-Politiker Werner Luginbühl zählte im Ständerat zu den Tenören der Energiewende. Als Präsident der Eidgenössischen Elektrizitätskommission warnt er nun vor Stromausfällen.

Hubert Mooser

Bern

Seit in der Schweiz alle über eine bevorstehende Strommangellage lamentieren, ist auch der Präsident der Eidgenössischen Elektrizitätskommission (Elcom), Werner Luginbühl, ein gefragter Mann. Die Stromregulierungsbehörde ist für die Versorgungssicherheit in der Schweiz verantwortlich, und so appellierte Luginbühl via *NZZ am Sonntag* an die Bevölkerung. Es könne im Winter wegen des Ukraine-Krieges zu Energieengpässen kommen, man solle sich vorsorglich mit Brennholz und Kerzen eindecken.

Als Luginbühl ein paar Tage später im SRF-«Club» vom Moderator gefragt wurde, wieso er das mit den Kerzen und dem Brennholz gesagt habe, ruderte der Berner zwar etwas zurück. Es sei gut möglich, dass «wir problemlos durch den Winter kommen», sagte er nun, liess dem aber sofort den Satz folgen: «Aber wenn sich ungünstige Faktoren kumulieren, dann ist es möglich, dass wir in eine Mangelsituation kommen.» Der Berner Oberländer, stets geschniegelt vom Scheitel bis zur Sohle, ruhig und höflich im Umgangston, gefällt sich in der Rolle des Unheilsboten.

Breitbeinig, irritiert

In die Bredouille geraten sind wir aber nicht wegen des Krieges zwischen Russland und der Ukraine, sondern wegen der Energiestrategie 2050, wegen des Ausstiegs aus der Atomkraft und der massiven Förderung alternativer Energieträger wie Wasserkraft, Sonne und Wind als angeblichen Ersatz. Daran erinnert bei jeder Gelegenheit auch der frühere SVP-Präsident und -Energiepolitiker Albert Rösti, zuletzt im SRF-«Club». Luginbühl wagte nicht zu widersprechen. Er sass breitbeinig da, blickte etwas irritiert in die Runde, als er warte auf Widerspruch von einem der anderen anwesenden Gesprächsteilnehmer.

Dabei waren er und seine BDP nach dem Unfall im japanischen Fukushima 2011 die Haupttreiber der Energiewende. Ohne energiepolitische Pirouetten von BDP und CVP wäre diese nicht möglich gewesen. Seine BDP de-



Pirouetten nach Fukushima:
Werner Luginbühl.

ponierte nach dem Atomunfall eine von drei entscheidenden Motionen zum Atomausstieg. Bei der Beratung des ersten Massnahmenpaketes nahm er im Ständerat die Gegner des Ausstiegs ins Gebet. «Der Ausstieg aus der Planung von Atomkraftwerken heutiger Bauart ist bereits erfolgt, auch wenn das viele noch nicht wahrhaben wollen. Es sind weder Investoren noch Mehrheiten im Volk in Sicht, auch nicht ganz weit hinten am Horizont. Anders aus-

Für Luginbühl hat sich das Engagement für die fehlgeleitete Energiestrategie gelohnt.

gedrückt: Auch wenn wir vor vier Jahren den Ausstieg nicht beschlossen hätten, wäre er in der Zwischenzeit erfolgt», so Luginbühl. Den Ausbau der erneuerbaren Energien betrachtete er wie seine Mitstreiter damals durch die rosa-rote Brille.

Er hätte besser auf seinen Vorgänger an der Spitze der Elcom, den früheren CVP-Ständerat Carlo Schmid, ein Appenzeller Urgestein,

gehört. Schmid warnte früh, die Energiewende werde am Landschaftsschutz scheitern. Luginbühl hätte selber auch wissen müssen, dass der rasche Zubau an erneuerbaren Energien als Alternative zum Atomstrom ein frommer Wunsch ist. Er war zu dem Zeitpunkt Präsident der Kraftwerke Oberhasli AG, die eine Erhöhung der Grimsel-Staumauer plante. Das Projekt scheiterte am Widerstand von Umweltschützern.

Ukraine als Ausrede

Doch damals verstellte die besondere politische Konstellation im Bundesrat und im Parlament vielen Bürgerlichen den Blick auf die energiepolitische Realität. In den Jahren vor der Energiewende war es nach der Wahl von Eveline Widmer-Schlumpf anstelle von Christoph Blocher zu einer Abspaltung des Widmer-Schlumpf-Fanklubs von der SVP gekommen. Sie bildeten als BDP eine neue Partei. Werner Luginbühl, der von der SVP in den Regierungsrat und später in den Ständerat gehievt wurde, gehörte zu den Ersten, die zur BDP überliefen. Die gleiche Allianz, die Blocher aus dem Bundesrat putschte, drückte später die Energiewende durch.

Inzwischen hat die Realität Luginbühl und seine damaligen Mitstreiter eingeholt. Einsprachen von Landschafts- und Umweltschützern blockieren unzählige Projekte, es braucht jede Menge politischer Verrenkungen, um eine Strommangellage abzuwenden. Vor diesem Hintergrund kommt der Krieg in der Ukraine vielen wie Luginbühl ganz gelegen, um sich aus der Mitverantwortung am Energie-Schlamassel zu stehlen. Komplett ausgeblendet wird dabei, dass bereits im letzten Herbst, also vor dem Konflikt in der Ukraine, Wirtschaftsminister Guy Parmelin (SVP) die Unternehmen aufrief, sich auf eine Stromkrise vorzubereiten.

Für Luginbühl hat sich sein Engagement für die fehlgeleitete Energiestrategie gelohnt. SP-Bundesrätin Simonetta Sommaruga verhalf ihm 2019 zum lukrativen Job an der Spitze der Elcom – wo er nun beim Brand, den er selber gelegt hat, den Feuerwehrmann spielt.

Der Schweizer, der Perus Kommunisten beim Regieren half

Carlos Jaico war zwei verrückte Monate lang Generalsekretär von Präsident Pedro Castillo. Seine Erlebnisse bestätigen fast jedes Klischee lateinamerikanischer Politik.

Alex Baur



Eine Art Schattenkabinettt: Berater Jaico.

te es lichterloh. Jaico, ein Mitglied der rechtsliberalen Alianza para el Progreso, hatte politisch nichts am Hut mit dem Marxisten Castillo. Es war der verzweifelte Befreiungsschlag einer Regierung, gegen die, noch kein halbes Jahr im Amt, bereits wegen Korruption ermittelt wurde. Das dürfte selbst für peruanische Verhältnisse ein Rekord sein. Rekordverdächtig auch die Zahl der Minister, die Castillo in seinem ersten Amtsjahr auswechselte. Mittlerweile sind es über sechzig.

Staatsbankrott, Guerillaterror

Im Zentrum der Verfahren steht Bruno Pacheco, Jaicos Vorgänger. Es geht um Staatsaufträge in Millionenhöhe. Versteckt in der Toilette des Generalsekretärs fanden die Ermittler 20 000 Dollar in bar, «Ersparnisse», deren Herkunft Pacheco nicht erklären kann oder will. Das ist exakt die Summe, die Militärs mutmasslich der Regierung für eine Beförderung hinblättern. Andere munkeln, es handle sich um Geld, das Bittsteller dem Generalsekretär für eine Audienz beim Präsidenten zu zahlen hatten.

Dass lateinamerikanische Regierungen von Korruption, Misswirtschaft und Inkompetenz durchdrungen sind, ist nicht neu. Es lohnt sich trotzdem, die Geschichte von Pedro Castillo und seinem Sekretär genauer anzuschauen. Denn die Posse – Tragödie wäre vielleicht passender – um den Präsidenten mit indianischen Wurzeln, der mit grossartigen Plänen angetreten war, steht lehrbuchmässig für das Elend in der südlichen Hemisphäre. Es ist ein Elend, das weder mit dem Yankee-Imperialismus noch mit den Multis, irgendwelchen Oligarchen, gierigen Banken oder anderen Raubtierkapitalisten zu tun hat. Dieses Elend ist selbstverschuldet, hausgemacht, zu 100 Prozent.

Carlos Jaico empfängt uns in seiner Kanzlei in San Isidro, wo er seit dem Abstecher in

den Präsidentenpalast wieder arbeitet. Wir befinden uns im teuersten Geschäftsviertel von Lima, doch Jaicos Büro ist schlicht und zweckmässig. Sein Bücherregal ist gut bestückt mit Schweizer Rechtsschriften, das meiste auf Französisch. Jaico hat in der Schweiz studiert und als Anwalt gearbeitet. Ein halbes Dutzend der juristischen Wälzer hat er selber verfasst.

Obwohl in Peru geboren, fühle er sich mehr als Schweizer, sagt Jaico. Die Universität Freiburg, die ihn Ende der 1980er Jahre als Werkstudenten aufnahm, habe ihm Chancen geboten, von denen er in seiner Heimat nur habe träumen können. Die Meritokratie – eine Gesellschaft, in der Leistung wichtiger ist als Herkunft und Beziehungen –, das war sein Traum. Für Carlos Jaico erfüllte er sich in der Schweiz.

Warum er vor ein paar Jahren nach Peru zurückkehrte? Die Frage bringt den Redegewandten kurz ins Schleudern. Als Carlos Jaico Peru 1989 hinter sich liess, stand das Land vor dem Abgrund: Hyperinflation, Staatsbankrott, Guerillaterror. Mit hemdsärmeligen Methoden gelang der Regierung Alberto Fujimori in den 1990er Jahren der Kurswechsel. Die radikale Privatisierung der maroden Staatsbetriebe und eine Liberalisierung der Wirtschaft brachten einen Modernisierungs- und Wachstumsschub, von dem alle, aber allen voran die Ärmsten profitierten. Doch der Anfang war hart und voller Entbehrungen.

Dauerkrise seit zwei Jahrzehnten

Während seine Heimat durch die Hölle ging, lebte und studierte Jaico relativ komfortabel in der Schweiz. Mag sein, dass auch Schuldgefühle mit im Spiel waren, als er 2017 nach Lima zurückkehrte. Eine Herausforderung war es auf jeden Fall. Kein Zweifel, vieles hatte sich zwischenzeitlich zum Besseren gewendet. Aber der Fortschritt ist brüchig und oberflächlich. Fujimoris Schocktherapie hatte die korrupten politischen und wirtschaftlichen Eliten zwar gehörig aufgemischt. Doch es gelang weder ihm noch seinen Nachfolgern, den Fortschritt zu konsolidieren. Vielmehr spaltete der «Fujimorismo» die Nation in zwei unver-

Richtig bekannt wurde Carlos Jaico in Peru erst im Februar, als er unter öffentlichem Protest seinen Rücktritt begründete. Dabei war er als «Secretario General de la Presidencia» der vielleicht mächtigste Mann im Land. Doch bis dahin hatte Jaico diskret im Hintergrund gewirkt. Seine Funktion entsprach in etwa jener eines Bundeskanzlers in Bern. Nur ist in Peru die Macht nicht auf sieben Bundesräte verteilt, die sich gegenseitig in Schach halten. Alles konzentriert sich auf «el Presidente» – und wer als Generalsekretär dessen Agenda entwirft, bestimmt, wo's lang geht.

Als Staatspräsident Pedro Castillo den Anwalt Carlos Jaico am 24. November 2021 per Whatsapp in seinen Palast bestellte, brann-

söhnliche Lager und sorgte für eine politische Dauerkrise, die nun schon seit über zwei Jahrzehnten andauert.

Wie fast überall in Lateinamerika gibt es auch in Peru Dutzende von politischen Parteien. Die meisten von ihnen sind ideologisch kaum zu verorten und verschwinden nach den Wahlen wieder so schnell, wie sie entstanden sind. Dass ein Politiker im Laufe einer Karriere die Partei mehrmals wechselt, ist nicht die Ausnahme, sondern die Regel. Die meisten Kandidaten werden nicht gewählt, weil sie eine Mehrheit für sich oder ihr Projekt hätten begeistern können, sondern um einen Konkurrenten zu verhindern. In den letzten zwei Jahrzehnten pflegten alle Regierungen einen mehr oder weniger linken Diskurs, doch sie wurden stets von einer rechten Mehrheit im Parlament ausgebremst.

Brutkasten für Korruption

Dieses von der Wählerschaft verfügte Patt macht Peru fast unregierbar, bewahrte das Land aber auch vor Experimenten, die in der Vergangenheit stets grandios gescheitert waren. Erstaunlicherweise brummte die Wirtschaft der politischen Dauerkrise zum Trotz, bis Corona alles auf den Kopf stellte. Die monatelangen Lockdowns stürzten Millionen von Menschen ins Elend und warfen die Wirtschaft innerhalb weniger Monate um Jahrzehnte zurück.

Das war die Konjunktur, die den Präsidenten Pedro Castillo – ein Dorfschullehrer aus den Anden mit zweifelhaftem Berufsabschluss, in Wahrheit ein Berufsgewerkschafter, der kaum je ein Buch zu Ende gelesen hat – ins Amt spülte. Es war eine Protestwahl. Ähnlich wie Alberto Fujimori vor über vierzig Jahren wurde Castillo in einer Krise gewählt, weil ihm so ziemlich alles abgeht, was einen Politiker ausmacht: Er ist ein lausiger Redner, hatte zuvor noch nie ein Amt bekleidet und war auch sonst im öffentlichen Leben völlig unbekannt. Sein geschicktes inszeniertes Image vom einfachen, aber ehrlichen Mann aus ärmlichen Verhältnissen war das Einzige, was für ihn sprach. Doch entgegen einem

weitverbreiteten Klischee macht die erlittene Not die Menschen nicht zu besseren Menschen.

Obwohl seine Partei in der Stichwahl Keiko Fujimori unterstützte, schlug sich Carlos Jaico in der zweiten Runde auf die Seite von Pedro Castillo und wurde sogar sein persönlicher Berater. Der vermeintlich edle Charakter des Kandidaten, sagt der Anwalt aus der Schweiz, sei für ihn wichtiger gewesen als dessen politisches Programm. Auf die ideologischen Bekenntnisse

Es ist ein Mix aus Inkompetenz, Vetternwirtschaft und Korruption, der sich ausgebreitet hat.

südamerikanischer Politiker ist eh kein Verlass. Es sind nur Worte, die sie über Nacht in ihr Gegenteil verkehren können, wenn es die Umstände verlangen. Und genau darauf spekulierten zweifellos auch viele Castillo-Wähler: Einmal im Amt angekommen, würde er seine sozialistische Rhetorik schnell abstreifen.

Tatsächlich konnte Castillo in Anbetracht einer soliden Mitte-rechts-Mehrheit im Parlament politisch so gut wie nichts bewirken. Trotzdem ging die Rechnung nicht auf. Anders als damals Fujimori, der nach seiner Wahl nicht nur das Programm seines Gegners, sondern auch noch gleich dessen Personal übernahm, zog der Newcomer Castillo eine ganze Seilschaft von Verwandten und Genossen in die Regierung. Diese haben neben der altbekannten antiimperialistischen Rhetorik vor allem dies mit Castillo gemein: eine klägliche Bildung und nicht die geringste Exekutiverfahrung.

Als Carlos Jaico im November 2021 von einem Tag auf den andern das Generalsekretariat des Präsidenten übernahm, stellte er fest, dass sich im Palast eine Art Schattenkabinett eingenistet hatte. Es bestand aus einem halben Dutzend Hasardeuren, die dem heillos überforderten Präsidenten ausserhalb jedes Protokolls ständig einflüsterten, was er zu tun hatte. Soweit es eine offizielle Agenda überhaupt gab,

wurde diese ständig modifiziert. Alles war improvisiert, kaum etwas wurde schriftlich festgehalten. Ein Brutkasten für Korruption.

Als Erstes holte Carlos Jaico die Journalisten in den Präsidentenpalast zurück, die Castillos Seilschaft zuvor verjagt hatte. Die Transparenz sollte nicht nur Vertrauen schaffen, sondern auch die grassierende Vetternwirtschaft eindämmen. Jaico bestand darauf, dass jede Audienz beim Präsidenten über sein Pult ging und formell registriert wurde, strich Castillos von Gefälligkeiten bestimmte Agenda radikal auf das Wesentliche zusammen.

Gut zwei Monate hielt Jaico durch, dann räumte er sein Büro unter Protest. Das Problem liegt nicht bei den ideologischen Differenzen. Es ist ein Mix aus Inkompetenz, Vetternwirtschaft und Korruption, der sich über die Verwaltung ausgebreitet hat. Die Menschen bekommen die Folgen im Alltag bereits zu spüren. Einfache Dienstleistungen wie die Erneuerung eines amtlichen Ausweises, die vor zwei Jahren noch problemlos abgewickelt wurden, sind wieder zu bürokratischen Hürdenläufen verkommen. Ohne Schmiergeld läuft kaum noch etwas.

Nur 15 Prozent vertrauen der Regierung

Mit seiner Partei hat Pedro Castillo inzwischen gebrochen. In seiner Rede zum Jahrestag seiner Amtsführung lobte der alte Gewerkschafter erstmals die Tugenden der freien Marktwirtschaft. Es sind Lippenbekenntnisse eines Angezählten, die kaum jemand ernst nimmt. Laut Umfragen vertrauen gerade noch 15 Prozent der Peruaner ihrer Regierung. Und wenn die rechte Opposition Castillo nicht längst gestürzt hat, dann nur, weil auch sie Neuwahlen fürchtet und weil ihr ein politischer Kadaver an der Spitze des Staates im Moment ganz gelegen kommt. Weit und breit ist kein valabler Kandidat in Sicht, der eine Mehrheit hinter sich scharen könnte. Man wartet auf ein Wunder. Das ist die bittere Realität jenseits aller ideologischen Theorien.

Stannah Treppenliften

Unabhängigkeit, Sicherheit, Komfort und perfektem 24-Stunden-Service in Ihrem Zuhause.

1. Unverbindliche und kostenlose Beratung
2. Passt problemlos auf die meisten Treppen
3. Schnelle und unkomplizierte Montage

Exklusiv für «Die Weltwoche» Leser:
Gratis Auswahl des Sitzpolsters

☎ 044 546 10 14



Stannah

Bermudadreieck des Denkens

Wenn Intellektuelle versagen, muss es immer die Mehrheitsgesellschaft ausbaden. Plädoyer für eine Wachablösung im Reich des Geistes.

Milosz Matuschek

Die Tätigkeit des Intellektuellen findet an einer Scharnierstelle der Gesellschaft statt. Genau genommen ist es der Ort der Mülltrennung. Der Intellektuelle hat die Aufgabe, die wertvollen Ideen von den wertlosen zu trennen, erstere zu stärken und letztere auszusondern. Was wertvoll und was wertlos ist, darf nicht nach opportunen oder modischen Kategorien bewertet werden, sondern nur nach zeitlosen Massstäben der Weisheit und Gerechtigkeit. Das Ansehen des Intellektuellen bildet sich durch Treffsicherheit, Schonungslosigkeit, Charakterstärke und die Haltbarkeitsdauer seiner Aussagen. Wo sind die kritischen Intellektuellen?

Kollaboration mit der Macht

Karl Jaspers, Günther Anders, Hannah Arendt: Den Typus des interesselosen Intellektuellen, der bereit war, sich mit den Kräften der Gegenwart ohne Rücksicht auf Verluste anzulegen, sucht man heute fast vergebens. Stattdessen regieren Sprücheklopfer und parvenühafter Zeitgeist-Claqueure im Dienste der aktuellsten ideologischen Verirrung. Der Intellektuelle wurde in den letzten Jahren vom Orientierungsgeber zum Orientierungsverhinderer. Er wurde zum Teil einer Priesterkaste. Geistige Kollaboration mit der Macht ist der erste Schritt zu geistiger Korruption durch Macht. Der Intellektuelle kann nur der Macht der Logik dienen, nie der Logik der Macht. Das Spiel mit Worten ist weder ein Spiel, noch ist es unschuldig. Geist verdichtet sich zu Materie. Ideen und Schlagworte sind der Stoff, aus dem erst ein geistiges Klima und später Gesetze geschmiedet werden.

Intellektuelle sind jedoch nicht nur Denker, sondern auch Spekulanten der Ideen. Mit dem Börseninvestor oder Trader haben sie gemeinsam, dass ihr Kapital mit jedem Treffer steigt und mit jedem Irrtum sinkt. Sie handeln letztlich mit ihrer eigenen Haut, haben maximal «skin in the game». Was für den Investor das Kapital, ist für den Intellektuellen die Glaubwürdigkeit. Und wie bei der Investition

gilt auch im geistigen Gewerbe: Man kann Hunderte Einzelgewinne durch eine einzige grosse Fehlspekulation zunichtemachen. Das gilt besonders in Krisenzeiten. In diesen werden die Karten neu gemischt. Ausgerechnet jetzt spielen bei vielen die sonst so verlässlichen inneren Instrumente verrückt. Die Orientierung ist futsch, wie im Bermudadreieck. Man ist plötzlich herausgefordert, eine Seite zu wählen. Statt auf den eigenen Massstab zu vertrauen, lassen sich die meisten durch Sirenenklänge der Masse



Mut zur Minderheit: Philosophin Arendt.

verführen. Aus moralischen Autoritäten werden autoritäre Moralmelker. «Den Professoren bringt man das Apportieren bei», erkannte schon Ernst Jünger.

«Niemand hat das Recht zu gehorchen», meinte mal Hannah Arendt. Doch jeder hat das Recht, sich zu blamieren, könnte man heute anfügen. Irgendwann wird man eine Typologie der Intellektuellen in Zeiten von Corona und Krieg schreiben. Wie wird diese aussehen? Ein paar Kategorien deuten sich schon jetzt an.

Da wäre einmal der verstolperte Geistesgigant, bestens dargestellt von Peter Sloterdijk. Er erkannte noch, dass der Staat die Samthandschuhe ablegte und autoritär wurde; trotzdem

gehörten Corona-Kritiker und Querdenker für ihn in die Kategorie der Irrgläubigen des Spätmittelalters. Der grosse Theoretiker der Farbe Grau setzt anscheinend die schwarzweisse Brille auf, sobald ein Journalist mit einer heissen Frage um die Ecke kommt. Nicht weniger verbreitet ist die Kategorie der prominenten «Dummsteller». Juli Zeh hat die Grundrisse einer Gesundheitsdiktatur schon vor Jahren in ihrem Roman «Corpus Delicti» ausbuchstabiert; sie weiss zudem, wie ländliche Milieus gegenüber städtischen Milieus denken («Über Menschen»).

Ihr Schweigen dröhnt besonders laut. Wer soll ihr die Persönlichkeitsspaltung in kluge Schriftstellerin und öffentliche Ahnungslose abnehmen? Die Kategorie des «nützlichen Idioten» quillt zugegebenermassen gerade über, als Pars pro Toto lässt sich hier der Philosoph Markus Gabriel heranziehen; er hält doch tatsächlich Lauterbach für einen feinen Philosophen und die Impfpflicht für die Rettung aus der Pandemie. *Si tacuisses, philosophus mansisses.*

Endsieg-Gläubige

Die Kategorie des Propagandisten als Witzfigur führt unangefochten der Berliner Schriftsteller Ralf Bönt an. Nachdem es ihm nicht gelungen ist, publizistisch eine Opferkategorie für den modernen Mann salonfähig zu machen, versucht er sich jetzt als Held im Konjunktiv. Den Wehrdienst in jungen Jahren schwänzte er noch, indem er ein paar Wehwehchen erfand. Jetzt, im Fall der Ukraine jedoch, würde er kämpfen. Findet sich schon bald der Volkssturm der linken Wehrdienstverweigerer in der *Légion étrangère* eines Bandera-Bataillons wieder? Tragikomisch schliesslich sind, wie immer, die Endsieg-Gläubigen, wie die *Spiegel*-Kolumnistin Margarete Stokowski. Sie gehört zum Team der Massnahmenfanatiker und unbeirrten «Zero Covid»-Fans, scheuchte ihre Leser schon früh zur Impfung, wie so oft: unbeeindruckt von der eigenen Ahnungslosigkeit. Nach mehreren Impfungen und einer Corona-Infektion liest man von ihr seit Monaten nichts mehr, sie klagt über «Nebel im Kopf».

Falls sich Letzterer irgendwann lichten sollte, könnte ihr auffallen, dass ihr angebliches «Long Covid» und die Impfnebenwirkungen ganz ähnliche Symptome aufweisen.

Selbstverzweigung des Denkens

Historisch gesehen sind Intellektuelle die verlässlichsten Krisenversager, eine Art Kontraindikator. Man denke an Carl Schmitt und Martin Heidegger im Nationalsozialismus, das Propaganda-Rollenspiel Stalins mit Sartre, de Beauvoir, Gorki oder Feuchtwanger in verteilten Rollen. Der polnische Literaturnobelpreisträger Czeslaw Milosz hat dem «Verführten Denken» seiner Geisteskollegen sein bestes Buch gewidmet. Die grosse Frage ist bis heute unbeantwortet: Wieso hört bei den einen der Kompass auf zu funktionieren und bei anderen nicht? Wieso verherrlichten ein E. M. Cioran oder Mircea Eliade den Vitalismus Hitlers, während ihr rumänischer Landsmann Eugène Ionesco sein Theaterstück «Die Nashörner» schrieb?

Die Verführung des ganz grossen Gewinns scheint stets grösser als das Gefahrenbewusstsein des endgültigen Absturzes. Wer sein Schicksal an das der Mächtigen hängt, entscheidet sich für die Selbstverzweigung des Denkens und verglüht als Pop-up-Denker im Schmelzofen der Zeitläufte. Der Intellektuelle im Bannstrahl der Mächtigen ist nie mehr als ein nützlicher Idiot. Einigen scheint genau dies klar

Wieso hört bei den einen der Kompass auf zu funktionieren und bei anderen nicht?

zu werden, sie eröffnen jetzt die Kategorie der «Spätkonvertiten». Dazu gehört ein Richard David Precht, dem zu Corona erst nur ein Lob auf den Gehorsam des Staatsbürgers einfiel. Seinen Kindern mochte er die Genterapie im Mantel der Impfung dann doch nicht verabreichen. In Sachen Russland - Ukraine schrieb er an einem Friedensappell. Gerade schreibt er mit Harald Welzer ein Buch über das Versagen der Medien und fabrizierte Mehrheitsmeinungen. Wie ernst das neue Querdenken der Mainstreams zu nehmen ist, ist offen. Den Spätkonvertiten traut oft weder die eine noch die andere Seite über den Weg.

Geistige Avantgarde zu sein, ist immer die Sache einer Minderheit. Mut ist immer erst dann mehrheitsfähig, wenn sich das Blatt der Geschichte gedreht hat. Wer im Moment der Krise nicht alleine stehen kann, den weht der Wind der Geschichte bei der nächsten Gelegenheit um.

Milosz Matuschek ist Jurist und Herausgeber von www.freischwebende-intelligenz.org. Kürzlich erschien sein Buch: «Wenn's keiner sagt, sag ich's» (Fifty-Fifty).

Stevens Senn knackt den Hasch-Jackpot

Der Spross einer Schweizer Schaustellerdynastie liefert das erste staatlich regulierte Cannabis der Schweiz.

Christoph Grenacher

Sein erstes Geld machte er als Zwölfjähriger mit Zuckerrüben. Auf dem Tingeltangel seiner Familie über die Schweizer Chiliblätze entwickelte Stevens Senn sein besonderes Händchen fürs Geschäft, als er der Süsware blaue und grüne Lebensmittelfarbe beimischte – und doppelt so viel verkaufte. Nach einer Lehre als Fahrzeug-Konstruktionsschlosser kam das eigene Fahrgeschäft, mit dem er im Winter in Dubai Geld verdiente. Doch mit 24 Jahren war Schluss: «Die Chilbi machte mir keine Freude mehr. Aber ich hatte immer den Mut, das zu tun, was mir Freude machte.»

Von einem Trip in die USA brachte er 2006 zwei Geschäftsideen mit in die Schweiz: 3-D-Drucker werden das nächste grosse Business. Und Cannabis wird das Medikament der Zukunft.

Er gründete «My3dWorld», ein Start-up, das mit der Post 3-D-Drucker verkauft und das Senn vor sieben Jahren «mit einem lohnenden Exit» abgab. Auf Grünhaus, ein Geschäft für allerlei Zubehör zum persönlichen Hanfanbau, folgte 2016 das Erweckungserlebnis, als Senn in Zeiningen, am Rand der Life-Sciences-Region Fricktal, eine stillgelegte Gärtnerei entdeckte. Zusammen mit einem Bäcker eröffnete er einen Hanf-Erlebnishof mit Labyrinth, Grill- und Relaxzone auf 23 000 Quadratmetern und mit Tausenden von Marihuanapflanzen mit einem so tiefen THC-Gehalt, dass sie nicht unter das Betäubungsmittelgesetz fielen.

Atemberaubende Umsatzprognosen

Bereits 2017 produzierte das Unternehmen fünf Tonnen Hanf. 40 Prozent davon ging in Eigenprodukte wie Tabakersatz, Hanftee, Hanfbier oder Hanfwürste. 60 Prozent der Blütenproduktion wurde damals als Rohstoff in die Pharmaindustrie geliefert, und Senn trieb das Unternehmen zielstrebig weiter: In der Pure-Gruppe vereint sind mittlerweile sieben Tochtergesellschaften, welche die gesamte Cannabis-Wertschöpfungskette abdecken – von der Genetik über die Züchtung bis zur Produktion



für Pharma-, Kosmetik-, Food- und Tabakindustrie. Aus dem Erlebnishof ist ein weltweit bedeutendes Forschungszentrum für molekulare Cannabis-Pflanzenzucht geworden. Schon vor drei Jahren gelang den Pure-Forschern die vollständige Entschlüsselung der Cannabis-DNA und die Identifikation von über 300 Eigenschaften auf dem Cannabis-Genom. Mit ein Grund,

dass sich das Unternehmen letztes Jahr zehn Millionen Franken frisches Kapital vom amerikanischen Finanzinvestor Vizcaya Group sichern konnte – es locken atemberaubende Umsatzprognosen: Bis Ende 2025 soll das europäische Marktvolumen allein für Medizinal-Cannabis und den Freizeitkonsum bei rund 3,2 Milliarden Euro liegen.

Nun ist die Pure Holding auch bei den Schweizer Pilotversuchen zur legalen Abgabe von berauschendem Hanf zu Genusszwecken ganz vorne dabei: Basel-Stadt startet am 18. September mit 370 Probanden das zweieinhalbjährige Pilotprojekt «Weed Care». Für einen Preis zwischen acht und zwölf Franken pro Gramm können die Probanden in ausgewählten Apotheken monatlich maximal zehn Gramm Cannabisblüten oder Haschisch mit einem THC-Gehalt zwischen 5 und 20 Prozent kaufen – und geben somit fürs Rauscherlebnis während des dreisigmonatigen Versuchsbetriebs total rund 3000 Franken aus. Für die Kiffer sind das übliche Schwarzmarktpreise, für Pure, geschätzt, ein knappes Millionengeschäft.

Aber auch der Beginn eines Milliardenbusiness, wie Senn weiss: «Damit agieren wir als Vorreiter mit einer grossen Verantwortung.» Der Reputationsgewinn ist unbezahlbar; die Zukunftsaussichten sind berauschend: Neben dem Absatz im Medizinalbereich und Freizeitkonsum ist die Hanfpflanze mit ihren 400 Inhaltsstoffen vielseitig einsetzbar: von der Kunststoff- und Faserproduktion für Dämmungen und Leichtbauplatten bis hin zum Futtermittel, wo Marihuana schon bald Soja den Rang ablaufen soll.

Er betreibt den Wahnsinn mit eiserner Disziplin

Nicolas Cage erschafft und zertrümmert Fiktion zur selben Zeit. Vielleicht ist er der beste Schauspieler der Welt.

Tom Kummer

Los Angeles

Jugend! Was für ein Wahnsinn! Riskanteste Lebensphase des Menschen: körperlich, seelisch, geistig, sozial. Statistiken belegen es: Wer sich bändigen lässt und nicht mit Polizei und Gerichten in Kontakt kommt, hat die grössten Gefahren des Lebens bereits bewältigt. Dabei ist die Teenagerhölle pädagogisch umfassend beschrieben, wir wissen es längst: Liebe und Festigkeit der Eltern sind gefragt. Dem Kind mit vorgelebter Werteeinstellung Orientierung, Halt und Geborgenheit bieten. Zuhören! Ohne Wertung oder Ausraster ein produktives Mitglied der Gesellschaft formen ... Verstanden!

Raus aus der Familienhöhle

Diese Geschichte handelt von einem Ausweg der dritten Art. Hauptrolle spielt ein Teenager namens Nicolas Kim Coppola, Neffe des Filmregisseurs Francis Ford Coppola. Nicolas gilt heute als berühmtester Exzentriker Amerikas. Seine Geschichte beginnt für uns an einem Juniabend 1979. Onkel Francis weilt auf Besuch beim erfolglosen, in eher bescheidenen Verhältnissen lebenden Bruder und Vater von Nicolas, August Coppola. Alle reden mal wieder nur von Francis. Gerade kommt sein Vietnam-Epos «Apocalypse Now» in die Kinos.

Dem fünfzehnjährigen Neffen Nicolas ist das alles ziemlich egal. Er hasst den Geniekult der Coppolas. Und rebelliert. Er hat die seltsame Angewohnheit entwickelt, immer wieder rasch den Kopf zur Seite zu drehen und nervös kichernd und prüfend in anderer Leute Gesichter zu starren, um sicher zu sein, dass sie genügend irritiert

werden. Francis geht das Getue höllisch auf die Nerven. Nicolas aber hat sich vorgenommen, anders zu sein. Ein Aussenseiter, Underdog. Raus aus der Familienhöhle, der Vetternwirtschaft der Coppolas, dem Kult um Onkel Francis oder Grossvater Carmine, den Komponisten.

Die Geschichte beginnt für uns also 1979, zufällig jenes Jahr, als ein schottischer Neuropsychologe namens John D. Weeks mit der ersten und bis heute einzigen Studie zum Thema Exzentrizität beginnt. Die Ergebnisse wer-

Das Resultat der Ärzte ist eindeutig: Der Teenager Nicolas ist nicht verrückt. Er will bloss anders sein.

den zwar erst zehn Jahre später veröffentlicht, haben es aber in sich. Die Studie belegt: Jugendliche, die bewusst von Normen abweichen, leben glücklicher als Normalos. Standardintelligenztests ergeben bei «exzentrischen» Probanden einen überdurchschnittlichen IQ zwischen 115 und 120. Der gesundheitliche Zustand sei weit überdurchschnittlich. Auch leben Menschen mit exzentrischer Persönlichkeit länger, sehen jünger aus, was auf geringeren sozialen Stress zurückgeführt wird, was wiederum das Immunsystem begünstigt. Laut Weeks-Studie sind gerade Jugendliche, die sich einem exzentrischen Lebensstil widmen, meist glücklichere, fröhlichere und daher produktivere Menschen.

Nicolas Coppola trägt zu Hause gerne Damaststiefeletten aus Wildleder. Er verkleidet sich auch mal als Baum, spaziert an einen Teich, «um Fische zu täuschen und ein perfekter Angler zu sein». Er ist vernarrt in Geschichten über exzentrische Frauen wie die von Dichterin Emily Dickinson, die Ratten dressierte, oder die der britischen Schriftstellerin und Botschaftergattin Margaret-Ann Tyrrell, die im Botschaftsgarten in Paris hoch in einem Baum verborgen an einer Neuinterpretation der Weltgeschichte schrieb.

Nicolas' Vater, der zum erfolglosen Zweig der Coppolas gehört, lebt damals auf der miesen Seite von Beverly Hills. Kein Glamour, kein Geld. August Coppola ist Englischlehrer, gera-

de frisch geschieden, und kann die drei Söhne Christopher, Marc und Nicolas knapp durchbringen. Alle reden vom Onkel, von Francis Ford. Sein Mafia-Epos «Der Pate» (1972/74) gilt damals für viele als der beste Film aller Zeiten. Und mit «Apocalypse Now» (1979) hat er eine weitere Ikone der Filmgeschichte geschaffen.

Bei seinen Besuchen erzählt Onkel Francis immer wieder die gleiche Story über seine Rebellion gegen die «Traumfabrik». Francis will europäisches Erzählkino machen. New Hollywood! Der Regisseur als Autorenfilmer und *auteur*. (Am Ende kommt es ganz anders. Coppola und die New-Hollywood-Generation mit Steven Spielberg, Martin Scorsese oder George Lukas befeuern erst recht ein kommerziell orientiertes Blockbuster-Kino. Für den jungen Nicolas ist längst klar: alles verdammte Heuchler!)

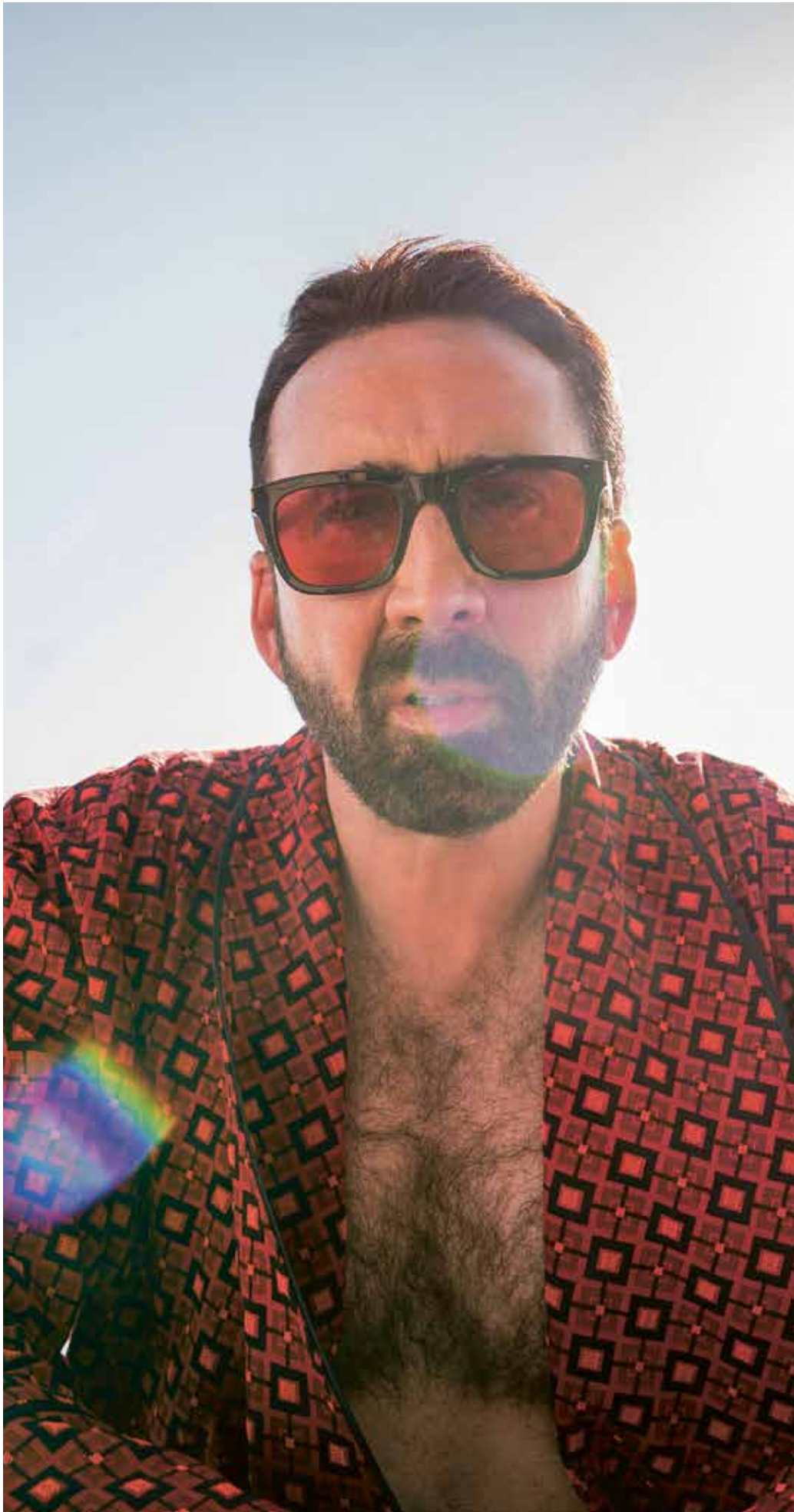
Vater August Coppola als einfacher Englischlehrer kann da nicht mithalten. Er besitzt zwar einen viel höheren IQ als Francis – angeblich 180 Punkte –, aber kaum Geld. Und darum setzt er seine Söhne frühzeitig unter Druck. Onkel Francis ist das grosse Vorbild!

Er will Cage heissen

Nicolas ist nicht beeindruckt. Er widmet sich lieber seinen Ticks als seinem Onkel. Bloss keinen Ehrgeiz zeigen, blasiert die Welt angrinsen – und offenbart dabei schauspielerisches Talent: Er kann scheinbar ohne Grund vom Flüstern zum Schreien übergehen. Seine Anfälle von hysterischem Gelächter inmitten angespannter Szenen führen dazu, dass ihn die Schulleitung zum Psychiater schickt (denselben, der seine Mutter Joy Vogelsang behandelte, von der sich der Vater längst getrennt hat). Und das Resultat der Ärzte ist eindeutig: Der Teenager Nicolas ist nicht verrückt. Er will bloss anders sein. «Kreativ, stark, durch Neugier motiviert.» «Idealistisch.» «Mit dem Anspruch, die Welt zu verbessern und die Menschen glücklicher zu machen.»

Und Nicolas hat genug vom Familiennamen Coppola! Er will Cage heissen, wie sein *Marvel*-Superheld Luke Cage. Nicolas sammelt Comics, sein Zimmer ist vollgestopft, er besitzt einige der ältesten Ausgaben von «Superman» – viele





Als wäre er ein Prediger, dem die Sprache abhandengekommen ist.

sind Geschenke von Onkel Francis. (Um Steuerschulden zu berappen, wird Nicolas später seine Sammlung für 1,6 Millionen Dollar versteigern.) Er zieht sich jetzt immer öfter in sein Zimmer zurück, hält dort drei dressierte Ratten. Die seien ehrlicher als Menschen. Im Übrigen sei es eines der wichtigsten Anzeichen für geistige Gesundheit, meinungsmässig mit 90 Prozent aller Menschen nicht übereinzustimmen.

Sämtliche dieser Episoden erzählt Nicolas Cage fünfzehn Jahre später in der Late-Night-Talkshow mit David Letterman. Cage hat gerade den Oscar für den Film «Leaving Las Vegas» gewonnen, er ist längst ein Hollywoodstar, eine nationale Berühmtheit, mit einer riesigen Kultgefolgschaft, die ihn besonders für seine be-

Cage hat einen Stil entwickelt, der von Kritikern als «extrem übertrieben» eingestuft wird.

rüchtigten Live-Auftritte liebt. Er zieht bei Fernseh-Shows gerne sein Hemd aus, er brüllt mit nacktem Oberkörper Zuschauer an, er weint, er wirft sich auf die Knie und erzählt von seinem Plan, einen Dinosaurierschädel zu erwerben. Aber das ist erst der Anfang vom Ende.

Verhöhnt und verehrt

Nicolas Cage hat einen Schauspielstil entwickelt, der von Kritikern als «extrem übertrieben» eingestuft wird. Selbst in Szenen, die eine solche Energieleistung nicht zu verdienen scheinen. Für sein erstes Filmdrama «Birdy» von 1984 entschied sich Cage zum Beispiel dafür, einige seiner Zähne entfernen zu lassen, um die Rolle eines Kriegsveteranen mit schweren Gesichtsverletzungen besser darstellen zu können.

In «Vampire's Kiss» von 1988 isst er auf eigenen Wunsch eine lebende Kakerlake, damit sich die Szene für das Publikum echt anfühle; eine Methode, die einfach Teil seines Stils sei, den er für sich geschaffen habe – er bezeichnet ihn als «Nouveau Shamanic» –, um die Glaubwürdigkeit des Schauspiels zu steigern. Privat entwickelt er sich immer mehr zum berühmtesten, glaubwürdigsten Exzentriker Amerikas, so verhöhnt wie kultmässig verehrt. «A National Treasure», wie die *New York Times* Cage ironisch nennt, als Verweis auf einen seiner finanziell erfolgreichsten Filme der 2000er Jahre – und als fieses Augenzwinkern: Ist dieser Nicolas Cage vielleicht doch verrückt?

Die Hinweise mehren sich. Als er 2011 für den Film «Trespass» warb, einen Thriller, in dem er und Nicole Kidman Opfer einer Hausinvasion werden, erzählt Cage dem *Hollywood Reporter* eine eigene Hausinvasionsgeschichte: «Es war zwei Uhr morgens. Ich lebte damals in Orange County und schlief mit meiner Frau. Mein damals zweijähriger Sohn war in einem anderen Zimmer. Ich öffnete meine Augen, und da war ein nackter Mann in meiner Lederjacke, der

vor meinem Bett eine Eiscreme ass. Ich weiss, es klingt verrückt...» Cage verkauft das Haus und zog auf die Bahamas. Dort schwärmt er schon bald von einer Krähe namens Hoogan. Das Aussehen der Krähe hat es ihm angetan: Er möge das Goth-Element. Er sei ein Grufti. Und Krähen sind sehr intelligent. Doch das Tier hat sich bald angewöhnt, Cage zu beschimpfen, was er extrem lustig findet: «Wenn ich den Raum verlasse, sagt er <Bye> – und dann noch: <Bye-bye, asshole.>»

Aber das ist nicht alles. Cage ersteigert im selben Jahr für 276 000 Dollar einen Dinoschädel. Von dem sich bald herausstellt: Das Stück war gestohlen. Er verschwendet jetzt Millionen spielerisch für «Idioten», wie er es nennt. Seine Partnerinnen finden seine Vorlieben nicht lustig. Sechs Jahre lang war Cage mit Schauspielkollegin Patricia Arquette verheiratet. Die Ehe mit Lisa Marie Presley, der Tochter des «King of Rock'n'Roll» Elvis Presley, dauert dreieinhalb Monate. 2004 heiratete er die Restaurantmitarbeiterin Alice Kim, sie liessen sich nach zwölf Jahren Ehe scheiden. Die vierte Ehe ist seine kürzeste: Nach nur vier Tagen annulliert der jetzt 55-Jährige die Ehe mit Maskenbildnerin Erika Koike und gibt bei einer Pressekonferenz bekannt: «Unvollkommenheit ist Schönheit, Wahnsinn ist Genialität, und es ist besser, absolut lächerlich zu sein als total langweilig.»

150 Millionen für Spleens verschleudert

Nicolas Cage muss jetzt sehr tapfer sein. Die *New York Times* stellt im selben Jahr die wirklich harten Fragen: Was ist passiert, dass einer der grössten Schauspieler seiner Generation, Oscar-Preisträger, Golden-Globe-Gewinner, Akteur in Filmen von Scorsese, Coppola, Lynch, zur Lachnummer des B-Movie-Kinos verkommen ist? Gerade spielt er in einem Film namens «Ghost Rider» – «im schlimmsten Film, der je produziert wurde» (*New York Times*). Doch seine Fans bleiben ihm treu. Wieso? Weil sie in ihm das Abbild einer durchgedrehten Welt erkennen, in der nichts mehr wahr und alles möglich ist?

Selbst das Magazin *Vanity Fair* stellt sich auf seine Seite: «Der Mann ist auf wahnsinnige Weise brilliant.» Die Bibel des anspruchsvollen Unterhaltungsjournalismus verweist auf den liberalen Denker John Stuart Mill, der 1859 in seinem Werk «Über die Freiheit» die Bedeutung von Exzentrikern für die Gesellschaft beschreibt. Dabei wurde die Andersartigkeit von Exzentrikern damals auf eine Fehlfunktion der Milz zurückgeführt, daher der Begriff «Spleen». (Eine Diagnose, die Ärzte übrigens schon Künstlern wie Salvador Dalí, Virginia Woolf, Oscar Wilde oder Dällebach Kari stellten.)

Die Forschung sieht das anders, erkennt heute: dass gerade Men-

schen, die sich besonders laut, schrill oder anders geben, eben auch hochfunktional seien. Sie würden als eine Art «Spähtrupp» fungieren, die den anderen Gesellschaftsmitgliedern dank ihren Eskapaden einen relativ gefahrlosen Aufbruch zu neuen Möglichkeiten erschliessen. Deshalb habe sich zwischen Exzentrikern und

«Unvollkommenheit ist Schönheit, Wahnsinn ist Genialität. Es ist besser, lächerlich zu sein als langweilig.»

modernen oder postmodernen Kulturen eine hochkomplexe und sehr fruchtbare Wechselbeziehung etabliert.

Doch der finanzielle Ruin des Nicolas Cage ist dadurch nicht zu stoppen. Das Leben als Exzentriker ist teuer. Cage ist finanziell erledigt. Sein Vermögen von gut 150 Millionen Dollar wurde für unnötige Spleens verschleudert: für Häuser auf exotischen Inseln, für ein Schloss in Bayern, auf dem er nie gewohnt hat. Für Dinosaurierschädel, die sich als Hehlerware herausstellten. Für Schlangen und andere exotische Haustiere. Für endlose Scheidungsprozesse.

Cage hat mehr als sechs Millionen Dollar Steuerschulden und gilt als pleite. Sein ältester Freund, Johnny Depp, der Nicolas Cage seine Karriere verdankt, will ihm helfen. Cage lehnt ab. Auf dem Höhepunkt seiner Karriere kassierte Cage vierzig Millionen Dollar pro Film. Jetzt spielt er traumatisiert in B-Movies für den Mindestlohn. Noch immer treibt ihn das «Coppola-Trauma» als Grundmotiv seines Schaffens an, das in «Wild at Heart» von David Lynch einen meisterhaften Höhepunkt erreicht, wo er als cholerischer Elvis-Verschnitt auftritt. Cage spielt immer wieder die Gequälten, Getriebenen, die an sich selber Leidenden.

Für solche Extremlagen wurde das «Method Acting» erfunden, die Lehre der einführenden Darstellung. Marlon Brando oder Robert De Niro sind Grossmeister dieser Schule. Cage übertreibt das Verfahren, steigert das Einfühlen zur



Filme, die man betrachten kann wie einen Autounfall: «Wild at Heart», 1990.

Karikatur. Obwohl ihm dieser Achterbahnstil einen Oscar in einem Autorenfilm einbringt, steigt er aus Geldnot ins Actionfilm-Genre um («The Rock», «Con Air»). Er nimmt immer öfter schräge Parts in Produktionen an, die man betrachten kann wie einen Autounfall: hinstarren, weil es so schrecklich ist. Und die Demütigungen kommen jetzt fast im Wochentakt.

Der amerikanische Late-Night-Talker Conan O'Brien präsentiert ein «Nicolas-Cage-Terrorfrühwarnsystem»: Abhängig von der Gefahrenstufe wird die Bevölkerung mit Ausschnitten aus Cage-Filmen alarmiert, darunter auch die legendäre Therapieszene aus «Vampire's Kiss». Auf Youtube kann man es sehen. Und traut seinen Augen nicht. Cage rattert im Angesicht einer verdutzten Psychiaterin das Alphabet herunter. Er bellt die Buchstaben heraus, als wäre er ein irrer Prediger, dem die Sprache abhandengekommen ist. Dazu seine Erklärung im *Hollywood Reporter*: «Die Leute gehen in den Zoo, um den Affen zu sehen und nicht das Zebra.»

Komplett unzuverlässig

Die meisten Stars schätzt man für künstlerische Kohärenz: Brad Pitt oder George Clooney liefern regelmässig ihre Art der Lässigkeit und Eleganz. Cage bleibt sich treu: komplett unzuverlässig. In «Adaptation» (2002) von Charlie Kaufman ist Cage wieder faszinierend grotesk, macht den Film zu einem Meisterstück des selbstreflexiven Postmoderne-Kinos. Dann geht's wieder bergab mit Filmen wie «Wicker Man». Cage, in der Rolle des zombiesken Racheengels, gibt die multiplizierte Parodie seines ohnehin parodistischen Stils, die Übertreibung der Übertreibung.

Nicolas Cage betreibt den Wahnsinn mit eiserner Disziplin, wie das nur geborene Exzentriker können. Cage sehen heisst erkennen, wie Schauspiel zustande kommt. Man wird nicht wie bei anderen Stars in eine Illusion hineingezogen, sondern erlebt zur selben Zeit die Herstellung und Zertrümmerung einer Fiktion. So gesehen, ist er der beste Schauspieler der Welt. Dass er für diese Sorte Kino brennt, zeigte er kürzlich wieder in «Massive Talent». Dort spielt Nicolas Cage nun endgültig sich selbst – und wirkt dabei eher melancholisch als cholerisch. Der Film treibt ein ironisches, intelligentes Spiel mit dem Image des Stars. Cage spielt sich als strauchelnden Schauspieler mit familiären Problemen und Geldnöten. Perfekte Autofiktion. Und mit grosser Erkenntnis: «Ich sehe mein exzentrisches Leben nicht als gefährlich oder wild an, obwohl es mir immer wieder eine grosse Freude bereitet, mir vorzustellen, dass ich verrückt bin.»

Jetzt auch noch der Orgasmus-Gap!

Und schon wieder ein Nachteil für die Frauen, aber bitte nehmen Sie es mit Humor.



Diese Headlines lassen Schlimmes ahnen: «Orgasm Gap: die Ungerechtigkeit im Bett», «Die Zahl der weiblichen Orgasmen in Deutschland ist erschreckend» oder «Orgasmulücke: Ist der weibliche Höhepunkt sekundär?». Hach, jetzt sind wir Frauen auch noch an der Sex-Front benachteiligt!

«In Anlehnung an den Gender Pay Gap gibt es den Orgasm Gap, der das Missverhältnis beschreibt, weil Frauen beim Sex deutlich seltener einen Orgasmus haben als Männer», schreibt *Gofeminin* – und hier ist schon das erste Missverständnis. Ja, die Orgasmulücke gibt es. Frauen gelangen seltener zum Höhepunkt als Männer. Amerikanische Wissenschaftler schreiben im Journal *Archives of Sexual Behavior*, dass von rund 53 000 Befragten 95 Prozent der heterosexuellen Männer immer oder fast immer, während nur 65 Prozent der heterosexuellen Frauen meist zum Orgasmus kommen. Aber im Gegensatz zum Pay Gap, wo es für Frauen nicht hinnehmbar ist, wenn sie für gleiche Arbeit nicht den gleichen Lohn erhalten, ist es den meisten von uns egal, wenn wir – gemeint sind gesunde Frauen – weniger Orgasmen haben als unsere männlichen Sexpartner. Dieser Gap erschüttert unser Weltbild nicht. Wir haben deswegen keine Heulkoller, machen keine lebenslange Qual durch. Im Übrigen haken wir nicht nach Anzahl Vergnügen ab, sondern nach Qualität desselben.

«Gap» deutet ja meist eine Benachteiligung an, zumindest in den Medien, und benachteiligt sind natürlich vor allem die Frauen. Nun, wir sind beim Sex absolut gleichberechtigt, können ihn ausleben auf alle Arten, die uns vorschweben, der weibliche Orgasmus ist nicht zweitrangig. Und Achtung, liebe Freunde des gepflegten Ungerechtigkeitsempfindens: Er soll sogar intensiver sein. Ob das tatsächlich so

ist, kann ich nicht beurteilen, belegt ist jedoch: Männer haben eine viel kürzere Orgasmusphase, sie dauert nur einige Sekunden, bei den Frauen kann sie von etwa fünfzehn Sekunden bis zu einer Minute oder länger anhalten. Auch können Frauen durch verschiedene Reize zum Höhepunkt kommen oder sich multipler Orgasmen nacheinander erfreuen, ganz ohne Pause. Nach «Ungerechtigkeit im Bett» schreit mir das nicht. Das Thema kann man gerne als konstruktiven Austausch nutzen, ohne deswegen gleich wieder einen Frauenmarsch zu starten.

Keine Frage, es gibt Männer, deren Fertigkeiten auf dem Gebiet – diplomatisch gesagt – begrenzt sind. Solche, die «Vulva» für den Namen eines hawaiianischen Vulkans halten und meinen, ein bisschen rummachen und dann Kaninchensex reiche, um ihr die Sterne zu zeigen. Und dann gibt es solche, die mit Sensibilität vorgehen oder deren Repertoire an Fähigkeiten von der Partnerin abhängt – *it takes two to tango*.

Grundsätzlich kommen Männer unkomplizierter zum Höhepunkt, für Frauen braucht es schon etwas mehr. Das geistige Wohlbefinden ist bei uns eben eng verknüpft mit dem körperlichen. Auch gedankliche Abschweifungen während des Liebesaktes können einen Höhepunkt verzögern («Ich muss noch auf diese Mail antworten»). Manche hoffen, dass es bald vorbei ist, weil es schmerzt. Bisweilen trauen sich Frauen nicht, mitzuteilen, was inner- und ausserhalb ihrer Wohlfühlzone liegt, sprechen nicht über Bedürfnisse und Fantasien. Und während die einen noch darüber sinnieren, ob sie doch lieber ein Geheimnis daraus machen wollen und sich dann mit schlechtem bis mittelprächtigem Sex zufriedengeben, teilen die anderen ohne Hemmungen Verbesserungsvorschläge mit – und kommen auf

ihre Kosten. Es gibt auch Frauen, die ihren Körper nicht vollständig kennen.

Laut einer grossen amerikanischen Studie list bei vielen Frauen für das Erreichen des Höhepunkts die klitorale Stimulation massgeblich, reiner penetrativer Sex reicht nicht. In dem Zusammenhang ist ein aktuelles Forschungsergebnis interessant, publiziert im Fachmagazin *Sexologies*: Gynäkologen haben mittels biomechanischer Modelle verschiedene Sexstellungen untersucht, um herauszufinden, welche für Männer und Frauen orgasmusmässig am besten funktionieren. Dafür musste ein gesundes Paar fünf Positionen während zehn Minuten performen: Frau oben, Sex im Sitzen, *doggystyle* und Missionarsstellung mit und ohne Kissen unter dem Gesäss der Frau. Anhand einer Ultraschalluntersuchung an der Klitoris wurde dann bestimmt, wie stark durchblutet sie war, denn das ist laut den Gynäkologen ein Zeichen für einen möglichen Orgasmus. Die Chancen standen am besten bei der klassischen Missionarsstellung mit einem Kissen unter ihrem Po. Der Verlierer war *doggystyle*.

Wussten Sie eigentlich, dass es für einen Orgasmus gar keine Genitalien braucht? In einem TED-Talk-Video stellte die Autorin Mary Roach verblüffende Erkenntnisse zum Orgasmus vor, der – als Reflex des Nervensystems – an verschiedenen Körperstellen getriggert werden kann. So hatte etwa eine Frau jedes Mal beim Zähneputzen einen Orgasmus. Darüber war sie so erschrocken, dass sie glaubte, von Dämonen besessen zu sein, und vom Zähneputzen auf Mundwasser umstieg. In diesem Licht scheint mir der *orgasm gap* allerdings ungünstig, aber anders als kolportiert.

Folgen Sie unserer Autorin auf Twitter @TamaraWernli

Wie man mir verbot, über Karl Lauterbach zu schreiben

Als TV-Kritikerin von Stern.de schaute ich zig Talkshows mit Deutschlands Gesundheitsminister. Aber das Erschütterndste sollte erst noch kommen – als ich der Redaktion meinen Artikel vorlegte.

Sylvie-Sophie Schindler

München

Ich hatte ausreichend Chancen, mich als Gesundheitsminister-Groupie zu inszenieren. Zumindest hätte das einer meiner langjährigen Auftraggeber, die Online-Plattform des Magazins *Stern*, sehr begrüsst. Dass ich mich weigerte, für Karl Lauterbach in den dort praktizierten Schonwaschgang zu schalten, kam nicht gut an. War doch erst vor kurzem im Heft ein irritierend schmeichlerisches Lauterbach-Porträt erschienen, unter gekonnter Auslassung diverser Verwicklungen, unter anderem in den Lipobay-Skandal. Was also tun mit der recherchefreudigen Mitarbeiterin?

Es gab E-Mails, Telefonate, man argwöhnte, ich hätte, Originalzitat, eine «Obsession», gleichwohl ich nur dem nachgekommen bin, was journalistisch selbstverständlich ist. Schliesslich wurde mir mitgeteilt, man wolle mich als freie Autorin gerne weiterbeschäftigen, allerdings unter der Bedingung, dass Lauterbach in meinen Texten nicht mehr stattfindet. Ernsthaft? Noch ein Lord Voldemort? Dass ein Name nicht genannt werden darf, sobald er genannt werden muss, ist keine Verhandlungsbasis für Journalisten, die ihre Integrität wahren wollen. Daher habe ich die Zusammenarbeit beendet.

Maskenvergessen bis zur Grenze

Karl Lauterbach und Deutschlands Corona-Politik sind ein Thema der Stunde. Wo beginnen? Besonders verwirrend, ja perfide, und das von Anfang an: Die Regierung liess die Bevölkerung im Unklaren darüber, ob die Massnahmen auf politischer oder epidemiologischer Grundlage basierten. Mehr noch: Man tat alles, um den Eindruck zu erwecken, es gehe ausschliesslich um kollektiven Gesundheitsschutz. Hoffend, dass die Angst jeden Zweifel zuverlässig narkotisiert. Demaskierende Statements wie das von Jonas Schmidt-Chanitsky schafften es erst neuerdings unter einem querdenknerfreien Label an die Öffentlichkeit. In einem Interview mit der *Welt* Anfang August 2022 machte der Virologe deutlich, bei dem Entwurf des neuen Infektions-



Noch ein Lord Voldemort?
Politiker Lauterbach.

schutzgesetzes handle es sich um eine «politische Empfehlung Karl Lauterbachs, die nicht auf wissenschaftlicher Datenlage basiert».

Um für diesen entscheidenden Unterschied zu sensibilisieren, drängte es mich bereits im Juni 2021 dazu, darüber zu schreiben, und ich reichte, in vorheriger Absprache mit Stern.de, einen Text ein mit der Überschrift: «54 Sendungen mit Corona-Talk-Titan Lauterbach: Spricht da der Poli-

Man tat alles, um den Eindruck zu erwecken, es gehe ausschliesslich um kollektiven Gesundheitsschutz.

tiker oder der Mediziner?» Denn: Ist man verpflichtet, einen Mund-Nasen-Schutz zu tragen, einzig und allein, weil Willkürherrscher Lauterbach sich das in den Kopf gesetzt hat, lässt sich das demokratisch nicht rechtfertigen. Intellektuell beleidigend ist es ohnehin. Wie ein Grossteil der Corona-Politik. Gesehen neulich im Zug von St. Gallen nach München, als die dicht an

dicht sitzenden Fahrgäste völlig maskenvergessen bis zur bundesdeutschen Grenze unterwegs sein durften – sich dann aber unverzüglich mehrere Quadratzentimeter Plastik über das halbe Gesicht binden mussten. Eventuell, weil nur schweizerische und österreichische Atemluft virenfrei ist?

Selten ehrlicher Moment

Da ich mich bei Stern.de als TV-Kritikerin etabliert hatte, war ich besonders oft damit beauftragt, die «Big Five» der öffentlich-rechtlichen Talkshows zu analysieren. Doch wo Talkshows sind, ist immer auch Karl Lauterbach. Ich entkam ihm nicht. Und das heisst, ich wurde Sendung für Sendung Zeuge, wie er sich in Widersprüchlichkeiten verstrickte, Aussagen am Anfang der Woche machte, die schon Mitte der Woche ganz andere waren, mitunter erinnerte er sich bei «Anne Will» nicht, was er noch bei «Maischberger» gesagt hatte, es wurde von Woche zu

Woche konfuser, schludriger, haltloser. Ohnehin brachte er schon qua Person, als Politiker und Mediziner in Personalunion, Verwirrung in die Sache. Mitunter wechselte er von einem Satz zum anderen die Rolle. Variante B.1.617, Knallhart-Lockdown, Harvard-Studien, Ordnungsämter vor der Wohnungstür, alles wurde Übergangslos zusammengemixt. Wenn man kein Ohr dafür hatte, bekam man von dieser Vermischung, und vermutlich war das intendiert, überhaupt nichts mit.

Nachdem ich den Text abgegeben hatte, erschien er tagelang nicht; erst durch mehrmaliges Nachhaken erfuhr ich, es passe gerade nicht so gut, dann hiess es, ich wäre Lauterbach gegenüber unfair, indem ich ihm ankreidete, er würde wegen seiner Talkshow-Manie seinen Aufgaben als Abgeordneter nicht gewissenhaft genug nachkommen. Ich protestierte, ich sei Journalistin und keine PR-Beauftragte von Politikern. Lauterbach derweil trieb weiter sein Unwesen. Ende Oktober 2021 behauptete er bei «Anne Will»: «Die Impfstoffe sind sicher, wir sehen keine Nebenwirkungen.» Die ebenfalls eingeladene Sahra Wagenknecht widersprach.

Zu Recht. Das aber brachte eine Stern.de-Kollegin in Raserei. Sie schrieb: «Wagenknecht sorgt mit kruden Corona-Thesen für Kopfschütteln.» Es sei «erschreckend, dass ihr bei Will so eine Plattform für alternative Wahrheiten und Studien geboten wurde».

Auch andere Medien fielen hetzfreudig über die Linken-Politikerin her. Während sich das Auge des Saurons gnadenlos auf sie richtete, gelang es dem SPD-Mann, ähnlich wie Gollum, unbemerkt davonzukommen. Dass er die eine oder andere Räuberpistole aufgetischt hatte, wollte ich ihm allerdings nicht durchgehen lassen. Ich trug seine Falschaussagen zusammen,

Meine Geschichte ist typisch für die Ära seit Ausbruch der von der WHO definierten Covid-19-Pandemie.

recherchierte penibel die ganze Nacht durch und bot den Text Stern.de an. Dass Lauterbach etwas durcheinanderbringe, sei «doch normal in einer Diskussion», hielt man mir entgegen – und lehnte ab. Zudem wolle man nicht den Anschein erwecken, Wagenknecht zu unterstützen, die «wirklich Mist» erzählen würde.

Dann, am 12. Dezember 2021, ein selten ehrlicher Moment. Lauterbach verkündete bei

«Anne Will»: «Der Impfstoff ist nicht stark genug.» Die Moderatorin brauchte einige Sekunden, um das zu verarbeiten. Ihr verdatterter Kommentar: «Klingt so, als würde er nicht helfen.» Derweil empörten sich die Zuschauer im Online-Forum, wie man, basierend auf «mittelmässigen Impfstoffen», überhaupt in Erwägung ziehen könne, eine Impfpflicht einzuführen. Das hätte die Diskussion der Stunde werden – und den entscheidenden Wendepunkt in der damals hitzigen Impfdebatte herbeiführen können. Doch Lauterbachs erhellende Aussage schlug nirgendwo gross ein, wurde sogar ignoriert – und als ich sie in meiner TV-Kritik thematisierte, entschied man sich, meinen Text nicht auf die Seite zu nehmen. Man dürfe den Gesundheitsminister nicht so hart angehen.

Aufrüttelnde Erfahrungsberichte

Meine Geschichte ist eine von vielen Geschichten, die sich hinter den Kulissen der Medienmacher abspielen. Sie ist leider typisch für die Presse-Ära seit Ausbruch der von der Weltgesundheitsorganisation (WHO) definierten Covid-19-Pandemie. Ich erzähle sie, weil ich sie hier, und das ist anderswo nicht selbstverständlich, erzählen kann. Und weil ich an guten Journalismus glaube. Auch das ist der *Weltwoche*, einem Leuchtturm des Meinungspluralismus,

zu verdanken. Und: Entgegen der bisweilen berechtigten «Lügenpresse»-Vorwürfe bin ich überzeugt, dass die meisten in unserem Beruf gewissenhaft ihre Arbeit machen wollen.

Welcher Leser ahnt schon, wie viele engagierte Kämpfe hinter dem einen oder anderen Beitrag stecken, wie viel Enttäuschung, Erschütterung und auch Ernüchterung. Sofern der Beitrag überhaupt erscheint. Mein *Weltwoche*-Kollege Milosz Matuschek hat die Chronologie seiner redaktionell blockierten Texte bereits öffentlich gemacht («Der Journalismus schafft sich ab», *Weltwoche* Nr. 32/22). Weitere aufrüttelnde Erfahrungsberichte von Angestellten bei ARD, ZDF und ORF finden sich auf Meinungsvielfalt.jetzt, einer von Ole Skambraks initiierten Website. Nachdem der SWR-Mitarbeiter die Corona-Berichterstattung seines Senders in einem offenen Brief kritisiert hatte, verlor er seinen Job. Über das seit Mai 2022 existente Portal gab es in den Massenmedien, ausser einem Halbsatz in der *Stuttgarter Zeitung*, keine Berichterstattung.

Wie lange darf ein Schweigen dauern? Auch grundsätzlich gefragt.

Sylvie-Sophie Schindler ist Philosophin und Schriftstellerin in München. Ihre journalistischen Texte erscheinen regelmässig in der *Weltwoche*.

Bindella
la vita è bella



**Renaissance der Barbera-Traube.
Modern interpretiert.
Eine meisterhafte Verbindung.
Von Terroir, Konzentration und Eleganz.
Verzaubernd – die Aromenvielfalt.**

Jetzt bestellen: bindella.ch



Dem Wandel anpassen

Nr. 33 – «Unser ewiges Eis»
Margrit Wyder über die Schweizer Gletscher

Auch ich habe als Bub den Rhonegletscher von Gletsch aus gesehen, und am Furkapass beim Hotel «Belvedere» konnten wir die Eisgrotte direkt von der Strasse aus besuchen. Der Klimawandel ist ein natürlicher Prozess, und niemand wird ihn aufhalten können. Wir Menschen müssen uns dem Klimawandel anpassen. Seit mehr als dreissig Jahren fotografiere ich den Steingletscher am Sustenpass vom gleichen Standort aus und kann den Klimawandel gut beobachten. Den Touristen sage ich aber: «Kommt in 4000 Jahren wieder, dann wird der Gletscher wieder bis hinunter ins Tal reichen!» Die nächste kleine Eiszeit kommt bestimmt – mit einem Klimawandel. *Heinz Gerber, Thun*

Aus Fehlern lernen

Nr. 32 – «Die scheinheilige Supermacht»
Essay von Michael Lüders

Die Analyse des Ukraine-Konfliktes ist zutreffend und hilft, die Komplexität der gegenwärtigen Situation zu verstehen. Tatsächlich war – um ein Beispiel zu nennen – auch der von den USA und Grossbritannien angeführte Irakkrieg 2003 eine völkerrechtswidrige Aktion. Und tatsächlich hielten es damals weder die EU-Staaten noch die Schweiz für angezeigt, im Namen einer «werteorientierten» Politik Wirtschaftssanktionen gegen die «Aggressoren» zu ergreifen. Gleichzeitig muss man den Übergriff der russischen Armee auf das ukrainische Territorium als schwere Verletzung des Völkerrechts bezeichnen. Man sollte aber nicht parteiisch sein und so tun, als ob die USA und die west-

lichen Länder ihrerseits auf der Welt immer nur Gutes getan hätten. Sowohl der Westen als auch der Osten müssten sich selbstkritisch hinterfragen und aus ihren Fehlern lernen. Und was unser Land direkt anbelangt: Wenn die Schweiz im Zusammenhang mit dem Ukraine-Krieg neutral geblieben wäre, könnte sie heute – auf diplomatischem Weg – wahrscheinlich einen wichtigen Beitrag zu einer nachhaltigen Lösung des Konflikts leisten. *Huldrych Thomann, Benglen*

Der richtige Weg?

Nr. 32 – «Ich bin ein altmodischer Freiheitskämpfer»
Rede von Viktor Orbán in Dallas

Es ist der *Weltwoche* hoch anzurechnen, dass sie die inkriminierte Rede im Wortlaut abgedruckt hat, so dass jeder am Zeitgeschehen interessierte Zeitgenosse sich selbst ein Bild von dieser «bewussten Provokation» machen kann! Und siehe da, im Gegensatz zu den diesbezüglichen tendenziösen Pressemeldungen entpuppt sich Orbáns Rede in ihrem Kern als grossartige Apologie auf Europas kulturelle Verantwortung sowie auf unser jüdisch-christliches Erbe und keineswegs als Machwerk aus der untersten Schublade des aktuellen, woken Kulturkampfes – gleichzusetzen etwa mit dem «We Shall Fight on the Beaches», zu dem Premierminister Winston Churchill am 4. Juni 1940 vor dem britischen Unterhaus aufgerufen hat.

Jürg Lindecker, Greifensee

Ich frage mich, was den ungarischen Ministerpräsidenten veranlasst haben mag, sich auf diese Art an die amerikanische Öffentlichkeit zu wenden. Er weiss natürlich, dass in den USA viele ihr Land für «God's Own Country» halten.

Sie glauben, dass die USA über einen göttlichen Auftrag zur Rettung der Welt verfügen. Als Angehöriger dieser Religion habe ich da meine Zweifel. Sind wir Christen damit wirklich auf dem richtigen Weg? Jesus hat neben viel Positivem auch gesagt: «Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert.»

Hans Jordi, Braunau

Nur noch lächerlich

Nr. 32 – «Kulturelle Aneignung ist ein Segen»
Robert Nef über die Woke-Debatte

Diese Woke-Doppelmoral ist langsam nur noch lächerlich. Man stelle sich die umgekehrte Situation vor: Einer original Rasta-Band wird in der Schweiz verboten, weisse Musik zu spielen. Das würde sicher zu einem Aufschrei in der ganzen Welt führen. *Ivan Valent, Adliswil*

Chance für alle

Nr. 32 – «Sanija Ameti will nicht dankbar sein»
Kolumne von Christoph Mörgeli

Hier in der Schweiz spielt es keine Rolle, woher man kommt, welche Hautfarbe man hat oder mit welchem Akzent man spricht. Ich bin hier Ausländer gewesen und hatte alle Möglichkeiten. Wer bereit ist, 100 Prozent zu geben, sich voll für eine Sache einsetzt, pünktlich ist, bekommt seine Chance. Es ist so einfach! Ein besseres Land gibt es nicht. Man lernt es erst richtig schätzen, wenn man es nicht mehr hat. Frau Ameti, schämen Sie sich!

Arash Yaraghchi, Winterthur

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Wolfgang Petersen (1941–2022) Rudolf Steigrad (1936–2022)



Fähig zu grossen Dingen: Filmemacher Petersen.

Seiner Zeit war er immer voraus. 1973 setzte er sich in «Smog» mit dem Umweltschutz auseinander, ein paar Jahre später mit der Homosexualität in «Die Konsequenz» (1977), dann hat er mit der «Unendlichen Geschichte» (1984) die Fantasy-Welle à la «Harry Potter» mitangestossen und noch ein wenig später, bereits in Hollywood, mit «Outbreak» (1995) die Seuchenproblematik umgesetzt. Da hatte der in Emden geborene Wolfgang Petersen sein Meisterstück schon hinter sich: «Das Boot» (1981), jene für deutsche Verhältnisse Kolossalproduktion nach dem gleichnamigen Roman des streitbaren Lothar-Günther Buchheim. Was Wolfgang Petersen, der seine Karriere beim Fernsehen und bei zahlreichen «Tatorten» begann, hier auf die Leinwand wuchtete, liess ihn seinerzeit die deutsche Filmszene, die noch immer mehrheitlich zwischen verbissenem Grubelfilm und artistischem Ästheten-Tiefsinn schwankte, haushoch überragen.

Petersen, der das Handwerk von der Pike auf erlernte, hatte den Ehrgeiz, Kunst mit Entertainment so zu verschmelzen, dass der kommerzielle Anspruch nicht mehr spürbar wird. In «Das Boot» ist ihm das virtuos gelungen. Er holte die Zuschauer hinein in die klaustrophobische Röhre mit den angstmachenden Maschinengeräuschen der U-Boot-Zerstörer, die über ihren Köpfen wummernd durchs Wasser rasierten. Das Raffinierte an Petersens dramaturgischem Konzept (er schrieb auch das Drehbuch): Nicht die

hervorragend aufspielende Mannschaft (zu der auch Herbert Grönemeyer gehörte), sondern das Boot an sich war die Identifikationsofferte. Man konnte süchtig werden nach der tropfen- den, öligen, stählernen Röhre.

Die Ersten, die erkannten, dass in dem Deutschen die Fähigkeit zu grossen Dingen schlummerte, waren die Hollywoodianer, die durchaus noch nach Europäern schielten, die mit ihrer eigenen Optik und dem rigorosen amerikanischen Zugriff Eigenwilligkeiten entwickeln können. Der Mann, der es im Fall von Petersen begriff, war Clint Eastwood. Als er Anfang der 1990er Jahre ein interessantes Drehbuch von Jeff Maguire in die Finger bekam, wollte er Petersen. «In the Line of Fire» (1993) mit Eastwood als psychisch beschädigtem Personenschützer wurde ein Hit. Dabei war Petersens Hollywood-Start ziemlich zäh. Erste Projekte zerschlugen sich oder wurden Flops («Enemy Mine», 1985). Der Thriller «Shattered» (1991) wurde sein erster Achtungserfolg. Glenn Close, die 1997 mit Harrison Ford in «Air Force One» spielte, hat die besten Erinnerungen beim Dreh mit Petersen. Ausgerechnet mit einer Schiffskatastrophe, nach seinem U-Boot-Ruhm, erlebte er ein Desaster. «Poseidon» (2006) wurde sogar für die «Goldene Himbeere» nominiert.

Der aus dem Insider-Zirkel des deutschen Films längst Hinausgewachsene hatte mit internationalen Meisterstücken demonstriert, wie grosses Kino aussehen muss. *Wolfram Knorr*

Er war in Zürich stadtbekannt: als Gesellschaftslöwe, als hervorragender Gastgeber und Koch, aber auch als herzlicher und hilfsbereiter Menschen- und Tierfreund. Rudolf Steigrad, den alle «Rüedel» nannten, war ein Beziehungskünstler. Er kannte alle Schichten der Zürcher Gesellschaft, die ja aufgebaut ist wie eine Crèmeschneide: Zünfter, Immobilienbesitzer, Anwälte, Geschäftsleute, Gelehrte.

Fast tänzerisch bewegte sich Rüedel zwischen diesen Schichten. Er hatte ein phänomenales Gedächtnis und fand als witziger Unterhalter Zugang zu allen. Das qualifizierte ihn für sein Kerngeschäft, das er seit den 1980er Jahren mit grossem Erfolg betrieb: die Vermittlung von hochwertigen Wohnliegenschaften.

Steigrad war der klassische Makler; manche nannten ihn «Mister 3 Prozent». Er wusste alles über alle, hörte das Gras wachsen, scheute auch direkte Fragen nicht, wenn etwa Scheidungsgerüchte umgingen. Einem anderen hätte man es übelgenommen. Doch Rüedel gleiste auch in delikaten Fällen kulante Lösungen auf. Durch ihn fanden Dutzende von reichen und wichtigen Leuten die passende Liegenschaft.

Dabei lag Steigrads beruflicher Hintergrund ganz woanders, nämlich beim *heavy metal*. Seine Familie besass die Union-Kassenfabrik in Albisrieden. Darum machte er, eher ungewöhnlich für einen Sohn aus jüdischem Haus, eine Berufslehre als Schlosser. Die Union ging 1974 an den Kaba-Konzern. Dass Rüedel vom Handwerk zur Dienstleistung wechselte, passte genau zur Entwicklung seiner Heimatstadt.

Er starb vor zwei Wochen überraschend und schmerzlos. *Karl Lüönd*



Kulante Lösungen: Makler Steigrad.

Licht schützt das Eigentum

Um Strom zu sparen, denken Behörden ans Abschalten der Strassenbeleuchtung.



Aus Furcht vor Strommangel suchen Behörden nach allerhand Massnahmen, um den Energieverbrauch einzuschränken, unter anderem bei der Beleuchtung von Strassen und Gebäuden. Längeres Abschalten von Strassenlampen und Gebäudebeleuchtungen – vor allem im links-grünen Lager kommen Ideen in dieser Richtung gut an.

Die Behörden sollen aktiv werden, um den Energiekonsum zu drücken, und dies die Leute auch spüren lassen. Da würden Abschaltungen ein deutlich erkennbares Zeichen setzen, dass etwas unternommen wird. Zudem käme Finsternis in der Agglomeration auch jenen gelegen, die das heutige Beleuchtungsregime als Lichtverschmutzung kritisieren.

Was bedeuten aber dunkle Städte und Dörfer? Der erste Gedanke: Es wird gefährlicher, nachts in der Dunkelheit statt im Schein der Strassenlampen unterwegs zu sein. Kriminalität kann sich besser ausbreiten, wenn man nichts sieht, es gibt eindeutige Studien dazu.

Licht im öffentlichen Raum bringt Sicherheit, reduziert Bedrohungen und Angstgefühle der Leute, fördert das gegenseitige Vertrauen in einer Gesellschaft. So gesehen, brächte das Abschalten der Strassenlampen netto eine Verschlechterung der Lebensqualität in Städten und Dörfern.

Die Beleuchtungsfrage reicht aber auch tief in die gesellschaftlichen Spielregeln: Licht stärkt die Eigentumsrechte. Das Eigentum an einer Sache lässt sich besser durchsetzen, wenn man die Sache sieht oder wenn man unter guten Sichtverhältnissen mitbekommt, wenn ein Diebstahl oder ein Übergriff er-

folgt, Sichtbarkeit als Schutz. Es gibt im übertragenen Zusammenhang ja auch den Spruch, Transparenz sei das beste Desinfektionsmittel für Wirtschafts- und Gesellschaftsordnungen, etwa um Freiheit, Eigentum und Wettbewerb zu stärken.

Schöne Beleuchtung ist natürlich auch ein Mittel, Eigentum zur Schau zu stellen, ins richtige Licht zu rücken. Viele Kirchen, Paläste, Denkmäler, Häuser werden von Scheinwerfern angestrahlt, Autos glitzern, Werbung funkelt, Bildschirme kreieren ganze Scheinwelten. Firmen suchen nach neuen Techniken, Helligkeitsquellen, Lichtmagie.

Das kann auch Neid wecken, und Dunkelheit, Verdunkelung, Abschaltung sind Mittel, um den Wert von Eigentumsrechten zu drücken. Wenn in Köln jetzt die Beleuchtung des Doms abgeschaltet wird, verschwindet eine eindruckliche, Freude machende Verkörperung von Leistung, Kultur, Schaffenskraft und Ideen einfach in der Nacht, geht für Millionen von Menschen verloren, ein Verlust, der schwerer wiegt als die eingesparten Kilowattstunden.

Und Friedman hat recht

Die ganze Sache mit der Inflation hat einen positiven Punkt: Die gute alte Ökonomie hat bewiesen, dass sie viel dazu beiträgt, die Welt zu erklären. Lange Zeit haben die Verfechter der exzessiv lockeren Geldpolitik, des hemmungslosen Gelddrückens die traditionell ausgerichteten Ökonomen an den Rand gedrückt. Die alte, in der Geschichte vielfach gestützte Theorie, etwa nach Milton Friedman, gemäss der Inflation aus einem starken Wachs-

tum der Geldmenge herrühre, wurde verlacht.

Über zehn Jahre hatte es tatsächlich so ausgesehen, als ob die Notenbanken die Wirtschaft mit Geld überschwemmen könnten, ohne dass der See in die Gütermärkte überschwappt und da die Preise nach oben treibt. Diesmal sei es eben anders, riefen viele.

Vertreter traditioneller Ansätze wandten ein, das Geld schlafe einfach vorläufig in Banken und Nationalbank, irgendwann könne es erwachen. Aber Geldpolitiker und Politiker wollten ungestört Geld drucken, um allerlei Probleme zu übertünchen und Popularität zu kaufen.

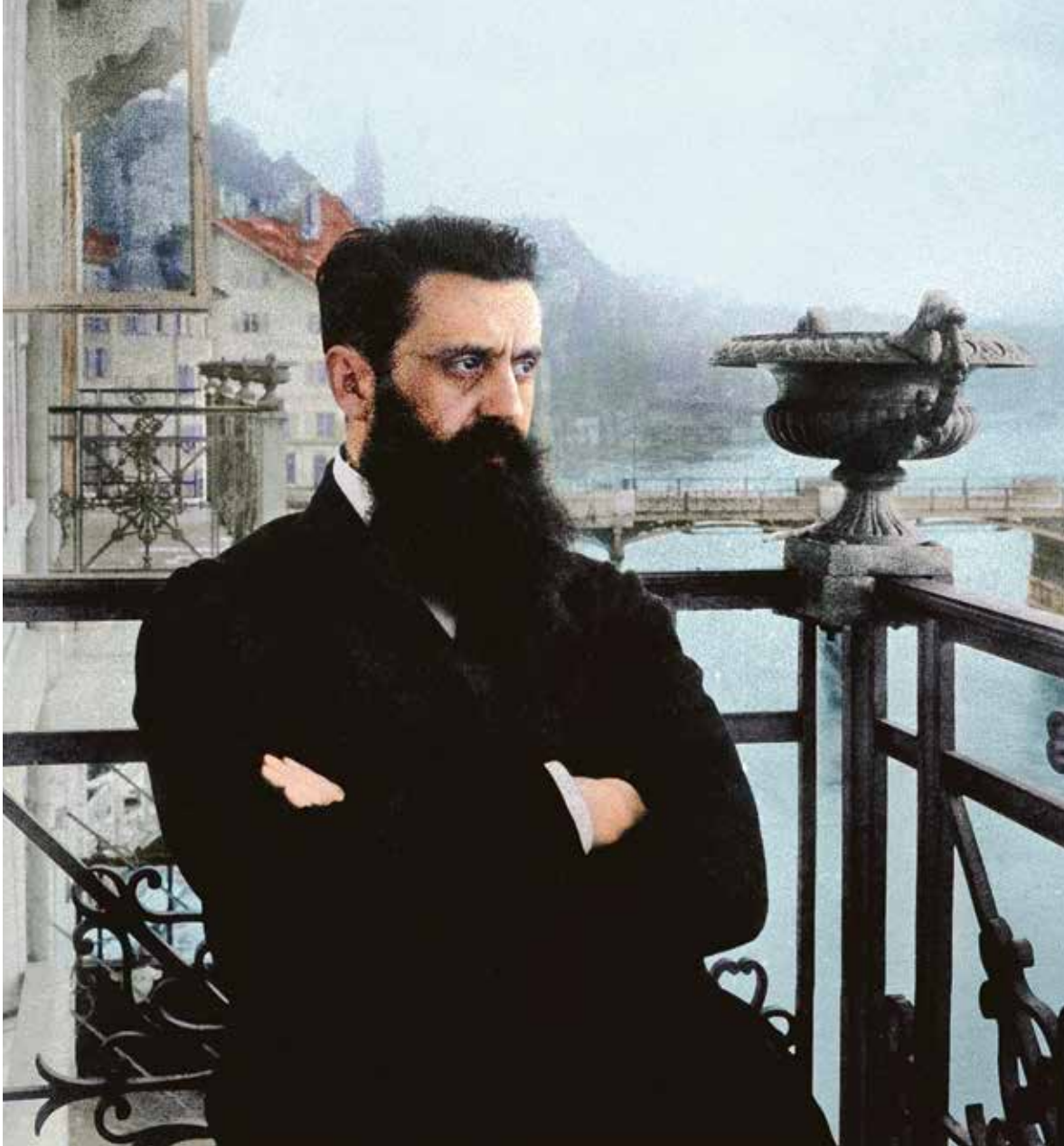
Zugewandte Ökonomen lieferten Theorien dazu, behaupteten, man müsse auch leichte Deflation unbedingt verhindern, das gab den Notenbankern alle Hebel in die Hand. Extremisten kamen gar mit der Modern Monetary Theory, gemäss der der Staat direkt Geld drucken könne, um seine Dinge zu kaufen, ohne dass es Inflation oder Schäden gebe. Jetzt ist beides da.

Meier Tobler im Klimamarkt

Es gibt nicht viele Unternehmen, deren Aktienkurs im bisherigen Jahresverlauf so stetig und stark gestiegen ist. Die auf Heiz- und Klimatechnik ausgerichtete Meier-Tobler-Gruppe erfuhr an der Börse seit Anfang Jahr eine Wertsteigerung von 66 Prozent. Die aus den früheren Firmen Walter Meier und Tobler Haustechnik zusammengefügte Gruppe erlebt zurzeit eine besonders starke Nachfrage nach Wärmepumpen. Im ersten Semester wuchs der Umsatz um 8 Prozent auf 258 Millionen Franken, Betriebs- und Gewinnmarge stiegen massiv.

THEODOR HERZL

Prophet Israels



Die Gewalt eines einzigen Gedankens: Theodor Herzl (1860–1904).

«Herzl und seine
Zionisten waren
in Basel mehr als
willkommen.»

Pierre Heumann, Seite 52

«Ich habe Herzl verehrt,
als der Zionismus kaum
als Nebelstreif dem
Weltbild sich darbot.»

Stefan Zweig, Seite 54

«Überhaupt,
mein Fehler war,
dass ich zu spät
begonnen habe.»

Theodor Herzl, Seite 56

Wie Israel in Basel erdacht wurde

Vor 125 Jahren legte der Journalist Theodor Herzl die Grundlagen für den jüdischen Staat. Die Unterstützung von Basler Christen war entscheidend für den Erfolg.

Pierre Heumann

Tel Aviv

Vor 125 Jahren lud der Wiener Journalist und Schriftsteller Theodor Herzl Juden aus der ganzen Welt nach Basel ein. Erstmals seit 2000 Jahren sollten sie unter seiner Leitung über eine gemeinsame politische Zukunft diskutieren. Am Ende des 19. Jahrhunderts war das zwar eine verwegene Vision. Doch der säkulare Jude Theodor Herzl hielt sie für realistisch und sagte seinen Glaubensgenossen: «Wenn ihr wollt, ist es kein Märchen.»

Seine Gegner belächelten ihn als «Spinner», nachdem sie seine Ideen in einer kleinen Schrift mit dem Titel «Der Judenstaat» (1896) gelesen hatten. Dort skizzierte er die Ziele des Zionismus: die «völkerrechtlich gesicherte Souveränität für den jüdischen Staat auf einem für unsere gerechten Bedürfnisse ausreichenden Landstrich». Das Büchlein hatte er übrigens zu den Klängen von Wagners «Tannhäuser» verfasst, die ihn, wie er im Tagebuch notierte, «berauschen». Wagner war einer der bekanntesten Antisemiten des 19. Jahrhunderts.

Gaukelspiel auf prächtiger Bühne

Herzl setzte auf Diplomatie, etwas anderes stand ihm nicht zur Verfügung. Er bemühte sich um Zugeständnisse des Sultans, der Palästina kontrollierte, zudem suchte er die Hilfe von Kaiser Wilhelm. Palästina sei «unsere unvergessliche historische Heimat», erklärte er und versprach, die Juden würden für Europa «ein Stück des Walles gegen Asien bilden, wir würden den Vorpostendienst der Kultur gegen die Barbarei besorgen». Seine Pendeldiplomatie war vergebens. Realpolitisch hat Herzl nichts erreicht.

Aber wertlos war sein hartes Engagement, das ihn gesundheitlich ruinieren sollte, nicht. Nie zuvor habe sich ein Jude mit einem mächtigen Herrscher getroffen, um ihm die Notwendigkeit eines unabhängigen jüdischen Staates zu erklären und diesen zum Thema der internationalen Politik zu machen, schreibt Herzl-Biograf Shlomo Avineri.

Um mit den Mächtigen auf Augenhöhe verhandeln zu können, tat Herzl so, als wäre der politische Zionismus eine breitabgestützte Be-

wegung. Dass das ein Bluff war, wusste niemand besser als Herzl. Selbstironisch hielt er fest: «Tatsache ist, dass ich nur eine Armee von Schnorrern habe. Ich stehe an der Spitze von Knaben, Bettlern und Schmocken.» Deshalb schuf er eine Kulisse, eine prächtige Bühne.

Das Gaukelspiel inszenierte er in Basel. Im August 1897 organisierte er im Stadtcasino einen eindrucksvollen Kongress, der weltweit Beachtung finden sollte. Von Anfang an dachte

Die Eidgenossenschaft war für Herzl ein Vorbild. Ihm schwebte eine Art Minischweiz in Palästina vor.

Herzl daran, die Zusammenkunft der Zionisten in der Schweiz zu organisieren. Damit wollte er unterstreichen, dass der Kongress gegenüber den europäischen Mächten neutral sei. Herzls Favorit war Zürich, die offene Weltstadt.

Die Eidgenossenschaft war für ihn ein Vorbild. Ihm schwebte die Gründung einer Art Minischweiz in Palästina vor. «So möge denn ein Geist der Einigkeit, der Geist des Rütli, auch über unsere Versammlung neuer Eidgenossen wehen», schwärmte einer von Herzls Mitstreitern.

Doch die zionistischen Delegierten aus Russland – sie stellten die Mehrheit – hatten Bedenken, in die Schweiz zu reisen, die so grosszügig russische Radikale aufnahm. Bei ihrer Rückkehr, befürchteten sie, würde sie der russische Geheimdienst möglicherweise verdächtigen, mit Regimegegnern den Sturz des Zaren geplant zu haben. Die Schweiz, dachte Herzl, komme deshalb wegen ihrer Offenheit gegenüber Regimegegnern aus Russland als zionistische Showbühne nicht in Frage. Ganz besonders traf das auf Zürich zu, wo eine grosse russische Exilgemeinde lebte.

Als Alternative zu Zürich prüfte Herzl München. Doch dort tauchte ein anderes Problem auf. Die liberalen Juden Münchens opponierten. Sie wollten mit den Zionisten nichts zu tun haben. Die Jüdische Gemeinde drohte Herzl, den Kongress zu stören. Sie wollte verhindern,

dass am Kongress eine Idee propagiert würde, die dem Selbstverständnis ihrer Mitglieder widersprach. Die Münchner Juden sahen sich als Deutsche mosaischen Glaubens. Mit dem Zionismus, der jüdischen Nationalbewegung, wollten sie sich nicht gemein machen.

«Weniger verrufen als Zürich»

Herzl gab das Projekt München schnell auf. Nun hatte er ein Problem: Zwei Monate vor dem bereits publizierten Datum hatte er für den Kongress weder eine Stadt noch ein Lokal! Würde er ihn nicht durchführen: Was für eine Blamage wäre das! Die neutrale Schweiz rückte wieder zum Favoriten auf. Aber welche Stadt kam ausser Zürich in Frage?

Ein aus Polen stammender Rechtsanwalt namens David Farbstein, der in Zürich lebte und später SP-Nationalrat wurde, half ihm bei der Suche. Farbstein, der Herzl in Wien kennengelernt hatte und sich für den Zionismus begeisterte, erstellte eine Liste mit möglichen Städten, die er auch gleich bewertete.

St. Gallen, schrieb Farbstein, sei «etwas abgelegen», Baden sei «als Kurort für Wohnen und Essen zu teuer», Bern habe «nur eine jüdische Pension», so dass die Koscher-Verpflegung nicht garantiert werden könne. Deshalb komme für den Kongress eigentlich nur Basel in Frage. Farbstein erwähnte stichwortartig folgende Vorteile: «Feines jüdisches Restaurant. Orthodoxe Gemeinde mit anständigem Rabbiner. Er wird für uns sein, wenn er Sicherheit hat, dass wir keine Atheisten sind.»

Dann lieferte Farbstein das ausschlaggebende Argument: «Basel ist in politisch-revolutionärer Hinsicht weniger verrufen als Zürich.» Denn die Basler Universität hatte damals eine sehr restriktive Aufnahmepolitik. Konkret: Im Gegensatz zu Zürich oder Genf durften weder Sozialisten noch Anarchisten studieren. Basel war für Herzl deshalb unbedenklich – sowohl aus jüdischer als auch aus russischer Sicht.

Was Herzl wohl nicht wusste: In Basel gab es damals viele Christen, die aus eschatologischen Gründen auf eine Rückkehr der Juden ins Gelobte Land hofften. Ein grosser Teil der Elite war



«Vorpostendienst der Kultur gegen die Barbarei»: Tel Aviv.

tief protestantisch und bibelgläubig. Eine Rückkehr der Juden ins Gelobte Land sahen viele als Voraussetzung für die Erlösung der Menschheit. Die Motive für ihr Interesse am Zionismus und ihre Wertschätzung für die junge Bewegung entsprangen religiösen Heilserwartungen.

Herzl und seine Zionisten waren deshalb in Basel mehr als willkommen. Der eine oder andere Basler mag sich zwar über ungewohnte Gestalten im Kaftan und mit Schläfenlocken gewundert haben, die da plötzlich zwischen dem Bahnhof und dem Stadtcasino auftauchten. Aber die Basler – zumindest diejenigen, die keine Antisemiten waren – brachten ihnen viel Sympathie entgegen, wenn man den Chronisten glauben kann. Einmal kam es sogar zu einer spontanen Solidaritätskundgebung vor dem Casino, bei der «Hoch die Juden» gerufen wurde. Kurz: Etwas Besseres als «Basel» hätte Herzl nicht passieren können.

Vorübergehend erwog er sogar, in der Stadt ein Parlamentsgebäude – «ein Judenhaus», wie er sagte – zu bauen. Es sollte im orientalischen Barockstil entstehen, der an die grosse Synagoge von Budapest aus der Mitte des 19. Jahrhunderts erinnerte. Das Projekt wurde zwar nicht realisiert, aber es illustriert Herzls Verbundenheit mit dem Halbkanton. «Seit den Tagen von Basel hat das jüdische Volk wieder eine Volksvertretung; folglich wird der Judenstaat in seinem eigenen Land erstehen», schwärmte er in seiner Autobiografie.

Als Herzl am 25. August 1897 in Basel ankam, erhielt er vom Regierungsrat ein Büro als Willkommensgeschenk. Es handelte sich um eine Schneiderwerkstatt an der Freien Strasse 17 – der Kleingewerbler war zuvor in Konkurs gegangen. Die erste Handlung war typisch für den Journa-

listen und Schriftsteller mit ausgesprochenem Flair für PR. Er verhüllte das Schild der Werkstatt mit einem Tuch. Damit wolle er faulen Witzen zuvorkommen: Niemand solle der zionistischen Bewegung eines Tages vorwerfen können, sie sei in einer bankrotten Werkstatt gegründet worden, notierte er in sein Tagebuch.

Weil etablierte Juden vom Zionismus anfänglich nichts wissen wollten, prahlte Herzl gerne mit der moralischen Unterstützung einflussreicher christlicher Zeitgenossen. In seiner «Basler Inszenierung», mit der er die Bewegung etablieren und das zionistische Programm verabschieden wollte, wies ihnen Herzl einen wichtigen Platz zu – wenn auch nur als Statisten.

Plötzlich weltweit bekannt

Und dann der Kongress: Die Teilnehmer erschienen zumeist im Frack, die Damen ebenfalls in eleganter Kleidung. Im Stadtcasino sassen in den vordersten Reihen Basler Kirchgänger. Für wie wichtig Herzl die Unterstützung der Christen hielt, zeigte er in seiner Abschlussrede vor 125 Jahren. Er bedankte sich bei «allen christlichen Zionisten, die wir als Freunde ansehen».

Ausdrücklich erwähnte er dabei Henry Dunant, der allerdings krankheitsbedingt nicht dabei sein konnte. Der Gründer des Roten Kreuzes hatte sich schon in den 1860er Jahren für eine Ansiedlung der Juden in Palästina ausgesprochen. Ein spezieller Dank ging auch an die Basler Paul Kober und Bernhard Collin-Bernoulli, die ganz vorne sassen. Sie «taten in dieser schwierigen Lage» – gemeint war die Krawalldrohung in München – «ihr Bestes, um den Kongress in Basel zu ermöglichen».

Collin-Bernoulli war auch deshalb wichtig, weil er als Wirtschaftsredaktor der *Basler Nach-*

richten für Pressekontakte sorgte und den Zionisten half, ein Medienbüro einzurichten. Die bedeutendsten jüdischen und nicht-jüdischen Blätter hatten Spezialberichterstatte nach Basel entsandt, darunter die *Times*, *Daily News*, die *FAZ*, *The Jewish Chronicle*, hebräische und natürlich auch Schweizer Zeitungen. Der Kongress war ein Medienereignis und machte den politischen Zionismus weltweit bekannt.

Basler Christen verstärkten den Effekt des Kongresses. So kümmerte sich der Verleger Kober um die publizistische Verbreitung der zionistischen Idee und veröffentlichte nach dem Ersten Kongress eine Schrift mit dem Titel «Das Erwachen der jüdischen Nation. Der Weg zur endgültigen Lösung der Judenfrage».

Und die Schweizer Juden? Sie lehnten Herzl nicht rundweg ab, anders als die Münchner Juden. Aber sie verhielten sich zurückhaltend. Das war nicht nur am Anfang so: 1902 beklagte Chaim Weizmann, der spätere erste Präsident Israels, die «trostlos öde Gruppe».

Der Erste Zionistenkongress in Basel von 1897, der vor allem dank der Hilfe christlicher Freunde ein Erfolg wurde, war fünfzig Jahre später eine wichtige Grundlage für die Gründung des Staates Israel. «Wenn ich den Kongress in einem Wort zusammenfassen müsste», sagte Herzl nach seiner Abreise aus Basel, «wäre es das: In Basel habe ich den Judenstaat gegründet [...] Wenn ich das heute laut sagte, würde mir ein universelles Gelächter antworten. [...] In fünf Jahren vielleicht und sicher in fünfzig Jahren wird es jeder einsehen.»

Herzl, der belächelte Spinner von 1897, hatte sich nicht getäuscht – zumindest nicht wesentlich. Der Staat Israel wurde 1948 ausgerufen. 51 Jahre nach «Basel».

Ihm galt meine Liebe und Bewunderung

Die Welt erinnert sich an Theodor Herzl als Gründervater des Zionismus. Aber er war so viel mehr: Schriftsteller, Feuilletonist, Förderer junger Talente.

Stefan Zweig

Diese Erinnerungen, ich weiss es wohl, scheinen von einem anderen Theodor Herzl zu erzählen als dem, den die Gegenwart kennt. Sie sprechen zunächst von einem einst berühmten und heute vollkommen vergessenen Schriftsteller, dessen Bildnis die ins Überzeitliche wachsende Gestalt des Zionisten Herzl vollkommen verschattet hat.

Aber es gab, aus meiner frühesten Jugend kann ich es bezeugen, einen begeistert geliebten, heimlich und laut in ganz Österreich verehrten Schriftsteller, den aus Ungarn stammenden, in Budapest geborenen Theodor Herzl, und ihn habe ich längst verehrt, als der Zionismus kaum als Nebelstreif dem geistigen Weltbild sich darbot. Theodor Herzl war damals der erste Feuilletonist der *Neuen Freien Presse* und bezauberte die Leser durch die leicht melancholisch überhauchte und dann wieder geistreich glitzernde, durch die tief gefühlsmässige und dabei doch kristallkluge Tönung seiner Aufsätze.

Das Leichte schien ihm gewichtig, das Gewichtige wusste er vorzutragen in der gefälligsten und fassbarsten Art, und nicht nur ein ironischer Skeptizismus, sondern auch die Geschliffenheit seiner Aphorismen zeigte, wie viel er in Paris von seinem über alles verehrten Anatole France gelernt hatte. Niemand gab unbewusst besser, was die Wiener wollten, auch für das Burgtheater schrieb er ihnen mit einem Kollegen zusammen ein geschmackvolles Lustspielchen, aus besten Ingredienzien kunstvoll serviert. Überdies war er ein auffallend schöner Mann, konziliant, gefällig, amüsant; kurzum, kein Schriftsteller war um die Jahrhundertwende beliebter, berühmter, gefeierter als er innerhalb der ganzen Bourgeoisie und wohl auch Aristokratie des alten Österreich.

Diese Beliebtheit erhielt nun plötzlich einen heftigen Stoss. Denn gerade knapp vor dem Jahrhundertende begann durchzusickern (kein Mensch dachte wirklich daran, die Broschüre zu lesen), dieser elegante, noble, geistreiche Causeur hätte da plötzlich einen abstrusen Traktat geschrieben, der nichts mehr und nichts minder wollte, als dass die Juden aus ihren Ringstrassenhäusern und Villen und ihren Geschäften und

Rechtsanwaltskanzleien, kurz, dass sie mit Sack und Pack nach Palästina übersiedeln und dort eine Nation gründen sollten. Die erste Antwort war bei seinen Freunden verärgertes Bedauern über diesen «Unfug» eines doch sonst kreuzklugen und hochbegabten Schriftstellers. Dann setzte die in Wien auf jedes Geschehnis unfehlbare Wendung ein, die Erledigung durch Heiterkeit.

Karl Kraus schoss eine Broschüre gegen ihn ab, und ihre Spitze, das Titelwort «Eine Krone für Zion», blieb Herzl lebenslang in der Haut stecken; wenn er ins Theater trat, schön bebartet, ernst und mit zwingender hoher Haltung, zischelte und wisperte es von allen Seiten: «Der

Kein Schriftsteller war beliebter, berühmter, gefeierter als er innerhalb der ganzen Bourgeoisie.

König von Zion», oder «Seine Majestät ist erschienen», aus jedem Gespräch, aus jedem Blick funkelte ihm verdeckt dieser ironische Name entgegen; die Zeitungen, insofern sie nicht wie sein Chef glattweg verboten, dass das Wort Zionismus in der *Neuen Freien Presse* gedruckt werden dürfe, überboten sich in Spöttereien. Vielleicht ist niemand zu Anfang des Jahrhunderts so sehr in dieser spottlustigen Stadt gehöhnt worden wie Theodor Herzl und jener andere grosse Mann, der gleichzeitig eine entscheidende Weltidee allein und unabhängig aufgestellt – wie sein

grosser Schicksalsgefährte Sigmund Freud, den übrigens noch zu seinem siebzigsten Geburtstag die hohe Fakultät nicht geruhte mit einem Glückwunsch zu begrüssen.

Nun will ich offen sein und eingestehen, dass auch all meine Liebe und Bewunderung ebenfalls nur dem heute verschollenen Schriftsteller Theodor Herzl galt. Seit ich richtig lesen konnte, hatte ich jeden seiner Aufsätze gelesen, mich daran gebildet und seine Bildung bewundert: Noch heute erinnere ich mich (Kindheitserinnerungen sind unbezwinglich) an fast jedes seiner Feuilletons so deutlich wie an die ersten Gedichte Rilkes und Hofmannsthals, die ich damals auf der Schulbank las. Keine Autorität galt mir höher als die seine, kein Urteil wesentlicher und wirklicher.

Und so war es eigentlich ganz natürlich, dass ich, gerade dem Gymnasium entlaufen, an niemand anderen dachte, um ihm eine Novelle, die ich geschrieben hatte, vorzulegen, als ihm, dem für mich entscheidenden und geliebten Richter. Nun kannte ich ihn nicht persönlich und hatte auch keinen rechten Weg zu ihm, so wählte ich mit der glücklichen Naivität und dem nicht mehr wiederkehrenden Mut der Jugend den allereinfachsten Weg, nämlich ihn in der Redaktion aufzusuchen, wo er als Feuilletonredakteur seines Amtes waltete.

Bezaubernde Höflichkeit

Ich hatte seine Sprechstunde erkundet, ich glaube, es war nachmittags von zwei bis drei Uhr, so ging ich glatt und einfach eines Tages zu ihm hin. Zu meinem Erstaunen wurde ich sofort vorgelesen in ein sehr enges, einfenstriges, nach Staub und Druckeröl dunstendes Zimmerchen und war plötzlich, ohne dass ich mich innerlich zusammengerichtet hatte, vor ihm, der höflich aufstand und mir einen Sessel neben dem Schreibtisch anbot. Die ihm natürliche und wirklich bezaubernde Art seiner Höflichkeit hat mich in diesem ersten Augenblick und bei jeder Begegnung mit ihm immer von neuem gewonnen. Sie kam aus französischer Schule, bekam aber an seiner majestätischen Gestalt wirklich etwas von der Höflichkeit von Königen oder hohen Diplomaten: nicht nur vom Geist, sondern gleichsam



Kindheitserinnerungen: Autor Zweig.



«Entscheidende Weltidee»: Herzl mit seinen Kindern Hans, Trude und Pauline, 1890.

aus seinem körperlichen Wesen mochte ihm der Gedanke einer Führerrolle gekommen sein. Man subordonierte sich ihm unwillkürlich rein aus dem Gestaltmässigen seiner Natur.

Er lud mich sehr freundlich ein, Platz zu nehmen, und fragte mich: «Was bringen Sie mir?» Ich stammelte recht und schlecht, dass ich ihm eine Novelle vorlegen wollte. Er nahm sie, zählte die handgeschriebenen Seiten bis auf die letzte, sah dann gespannt die erste Seite an, lehnte sich zurück. Mit einem gewissen Schreck merkte ich, dass er in meiner Gegenwart sofort zu lesen begann. Die Minuten dauerten mir lange, ich füllte sie bewusst, indem ich von der Seite her vorsichtig sein Gesicht betrachtete.

Es war makellos schön. Der weiche, schwarze, wohlgepflegte Vollbart gab ihm ein klares, fast rechteckiges Mass, dem auch die reine, klar in die Mitte gestellte Nase nicht widersprach und nicht die hohe, leicht gerundete Stirn. Aber dieses vielleicht fast zu ebenmässige, beinahe zu bildhafte Gesicht wurde vertieft durch die weichen, mandelförmigen Augen mit ihren schweren, schwarzen, melancholischen Wimpern, uralte Augen des Orients in diesem sonst französischen, à la Alphonse Daudet arrangierten Gesicht, welches leicht parfümiert gewirkt hätte oder Typus Frauenarzt oder «schöner Mann», ohne diesen Seelenaufschlag tausendjähriger Melancholie.

Er schien es zu merken, dass ich ihn betrachtete, denn einmal beim Blättern sah er mich scharf, aber nicht streng an: Er war es gewohnt, betrachtet zu sein, vielleicht liebte er

es sogar. Endlich schlug er die letzte Seite um und tat eine merkwürdige Geste, er schüttelte die Blätter zurecht, legte sie zusammen, schrieb etwas mit blauem Bleistift darauf, legte sie links in eine Schublade. Dann erst, nach dieser umständlichen, offenbar auf Spannung berechneten Geste (ein wunderbar Theatralisches verliess ihn nie), wandte er sich mir zu und sagte mit dem Bewusstsein grosser Ankündigung: «Die Novelle ist angenommen.»

Das war viel, unerhört viel sogar, denn zu jener Zeit galt das Feuilleton noch als ein Heiligtum, einzig Vollwertigen oder Angegrauten zugänglich, und nur der junge Hofmannsthal hatte ein-

«Wir Juden haben seit zweitausend Jahren gar keine Praxis, etwas Reales in die Welt zu setzen.»

mal den geheiligten Bann durchbrochen. Herzl fragte mich dann noch allerhand, was ich studiere, aber zu Gespräch blieb nicht viel Zeit, und er entliess mich mit dem Wunsch, ich möge ihm doch wieder etwas vorlegen. Er hat dann jene Novelle wirklich bald veröffentlicht und mehr noch getan, gleichfalls unvermutet, indem er in einem seiner nächsten Feuilletons plötzlich darauf hinwies, es seien jetzt wieder junge Leute in Wien, von denen allerlei zu erwarten wäre, und dabei sofort meinen Namen nannte.

Es war das erste Mal, dass ganz spontan, aus einem urtümlichen Vertrauen, jemand mir öf-

fentlich Mut zusprach, und vielleicht kein Augenblick innerhalb einer literarischen Laufbahn ist so entscheidend und so unvergesslich wie ein solcher erster unvermuteter Impuls. Ich habe es immer seitdem als eine Verpflichtung empfunden, dass es gerade Theodor Herzl gewesen, der als Erster zu mir (mehr aus Instinkt als aus dem vorhandenen Werke) Zutrauen hatte, und ich bin ihm immer noch genauso dankbar wie in jener überraschenden ersten Stunde.

Ich durfte ihn dann öfter sehen, nicht zu oft freilich, denn ich studierte in Deutschland, und wenn ich nach Wien kam, hielt mich Respekt zurück, ihm seine Zeit zu nehmen, aber es kam selten vor, dass er mich im Theater sah, ohne auf mich zuzutreten und mit ein paar freundlichen Worten nach meiner Arbeit zu fragen. Inzwischen war aus Dankbarkeit für den Menschen mir auch die Idee vertraut geworden, die ihn mehr und mehr beschäftigte.

Widerstand an der unerwarteten Seite

Ich begann die zionistische Bewegung zu verfolgen, ging auch hie und da als Zuhörer zu den kleinen Versammlungen, die meist im Unterkeller von Kaffeehäusern abgehalten wurden, und begegnete auf der Universität öfter und öfter dem edelsten seiner Schüler, Martin Buber. Aber eine rechte Bindung wollte mir nicht gelingen, mich liessen die Studenten fremd, denen die Satisfaktionsfähigkeit noch irgendwie den Kern des Judentums zu bilden schien, und den Diskussionsabenden entfremdete mich die heute wohl nicht mehr vorstellbare Art der Respektlosigkeit, mit der sich gerade die ersten Schüler zu Herzls Person stellten.

Die östlichen warfen ihm vor, er verstünde nichts vom Judentum, er kenne nicht einmal seine Gebräuche, die Nationalökonomien betrachteten ihn als Feuilletonisten, jeder hatte seinen eigenen Einwand und nicht immer der respektvollsten Art. Dieser Mangel an geistiger Subordinationsfähigkeit hielt mich instinktiv von jenem Kreise fern. Ich wusste, wie gerade damals vollkommen ergebene, selbst gegen ihre eigene Meinung wortlos mithelfende Menschen und besonders junge Leute Herzl wohlgetan hätten, und dieser zänkische, rechthaberische Geist der heimlichen Revolte gegen Herzl entfremdete mich sofort der Bewegung, der ich mich nur um Herzls willen neugierig genähert hatte.

Als wir einmal über das Thema sprachen, gestand ich es ihm offen ein. Er lächelte etwas bitter und sagte: «Vergessen Sie nicht, wir sind seit Jahrhunderten an das Spielen mit Problemen, an den Streit mit Ideen gewöhnt. Wir Juden haben ja seit zweitausend Jahren historisch gar keine Praxis, etwas Reales in die Welt zu setzen. Die unbedingte Hingabe muss man erst lernen, und ich selbst habe sie noch heute nicht gelernt, denn ich schreibe noch immer zwischendurch Feuilletons und bin noch immer Feuilletonredakteur der *Neuen Freien Presse*, während es meine Pflicht

wäre, keinen Gedanken ausser dem einen zu haben, keinen Strich für irgend etwas anderes auf ein Blatt Papier zu tun. Aber ich bin schon unterwegs, mich da zu verbessern, ich will die unbedingte Hingabe erst selbst lernen, und vielleicht lernen da die anderen mit.»

Ich weiss noch, dass diese Worte auf mich tiefen Eindruck machten, denn das hatte uns alle unbewusst irritiert, dass Herzl sich so lange nicht entschliessen konnte, seine Stellung bei der *Neuen Freien Presse* aufzugeben – wir meinten, um seiner Familie willen. Dass dem nicht

«Ich brauchte irgendeinen jungen Menschen, der mit mir denkt und aus mir herausdenkt.»

so war und er sein eigenes Privatvermögen der Sache geopfert hatte, erfuhr die Welt erst viel später, und wie sehr er selbst unter diesem Zwiespalt gelitten hatte, erwies mir nicht nur dieses Gespräch, sondern auch viele Aufzeichnungen in seinen Tagebüchern.

Ich sah ihn dann noch mehrmals, aber von allen Begegnungen ist mir nur eine als wichtige erinnerlich und unvergesslich, vielleicht, weil sie die letzte war. Ich war im Ausland, nicht anders als brieflich mit Wien in Verbindung gewesen, endlich traf ich ihn eines Tages im Stadtpark. Er kam offenbar aus der Redaktion, ging sehr langsam und ein wenig in sich gebeugt; es war nicht mehr der alte schwingende Schritt. Ich grüsste höflich und wollte vorüber, aber er kam rasch emporgestraft auf mich zu, bot mir die Hand: «Warum verstecken Sie sich? Sie haben das gar nicht nötig.» Dass ich so oft ins Ausland flüchtete, rechnete er mir hoch an. «Es ist unser einziger Weg», sagte er. «Alles, was ich weiss, habe

ich im Ausland gelernt. Nur dort gewöhnt man sich, in Distanzen zu denken. Ich bin überzeugt, ich hätte nie den Mut zu jener ersten Konzeption gehabt, man hätte sie mir zerstört, solange sie noch im Keimen und Wachsen war. Aber Gott sei Dank, als ich sie herbrachte, war schon alles fertig, und sie konnten nicht mehr tun als das Bein aufheben.»

Er sprach dann sehr bitter über Wien; hier hätte er die stärksten Hemmungen gefunden, und kämen nicht von aussen, von Osten besonders und nun auch von Amerika, neue Impulse, er wäre schon müde geworden. «Überhaupt», sagte er, «mein Fehler war, dass ich zu spät begonnen habe. Viktor Adler, der war mit dreissig Jahren Führer der Sozialdemokratie, in seinen besten, ureigentlichsten Kampftagen, und von den Grossen der Geschichte will ich gar nicht reden. Ich brauchte irgendeinen jungen Menschen, einen leidenschaftlichen und klugen, der mit mir denkt und aus mir herausdenkt. Ich habe zuerst auf F. gehofft, aber der ist zu weich, zu unpolitisch. Wenn Sie wüssten, wie ich leide im Gedanken an die verlorenen Jahre, dass ich nicht früher an meine Aufgabe herangekommen bin. Wäre meine Gesundheit so gut wie mein Wille, dann stünde alles gut, aber Jahre kauft man nicht mehr zurück.»

Ich begleitete ihn noch lange des Weges, und er sprach viel von den Schwierigkeiten, die man ihm entgegenstellte, nicht so sehr erbittert, sondern eher resigniert: Er schien es schon gewohnt, immer wieder Widerstand zu finden gerade an der unerwarteten Seite. Ich versuchte ihm irgend etwas Wohltuendes zu sagen und erzählte ihm von der Auswirkung, die seine Idee im Auslande gefunden habe, von der Anzahl Menschen, die nur den einen Wunsch hätten, ihm die Hand zu drücken, und wies ihn dann dar-

auf hin, ob er nicht selber fühle, wie weit er über sich hinausgewachsen sei aus diesem Wien, aus diesem Österreich, irgendwohin bis in die fernsten Zonen der Welt. Aber er lächelte nur trüb und sagte: «Ja, ihr, ihr jungen Leute, euch scheint Erfolg und Ruhm immer schon alles. Da» (und er wies plötzlich auf seinen schönen und wirklich schon stark durchsilberten Bart), «da, nehmen Sie mir die weissen Haare aus meinem Bart und meinem Haar, und ich schenke Ihnen meinen ganzen Ruhm.» Ich begleitete ihn noch lange, fast bis zu seinem Hause. Dort blieb er stehen und gab mir die Hand und sagte: «Warum kommen Sie nie zu mir? Sie haben mich nie zu Hause besucht. Telephonieren Sie vorher an, ich mache mich schon frei.» Ich versprach es ihm, fest entschlossen, das Versprechen nicht zu halten, denn je mehr ich einen Menschen liebe, desto mehr ehre ich seine Zeit. Ich war fest entschlossen, nicht zu ihm zu kommen.

Tumult am Friedhof

Aber ich bin dennoch zu ihm gekommen und schon wenige Monate später. Die Krankheit, die damals ihn zu beugen begann, hatte ihn plötzlich gefällt, und nur zum Friedhof mehr konnte ich ihn begleiten. Vor genau fünfundzwanzig Jahren. Ein sonderbarer Tag war es, ein Tag im Juli, unvergesslich jedem, der ihn miterlebte. Denn plötzlich kamen auf allen Bahnhöfen der Stadt, mit jedem Zug bei Tag und Nacht aus allen Reichen und Ländern Menschen gefahren, westliche, östliche, russische, türkische Juden, aus allen Provinzen und kleinen Städten stürmten sie plötzlich herbei, den Schreck der Nachricht noch im Gesicht; niemals spürte man deutlicher, was früher das Geströite und Gerede unsichtbar gemacht, dass hier einer grossen Bewegung der Führer gefallen war. Es war ein endloser Zug. Mit einmal merkte Wien, dass hier nicht nur ein Feuilletonist gestorben war, ein Schriftsteller oder mittlerer Dichter, sondern einer jener Gestalter von Ideen, wie sie in einem Land, in einem Volk nur in ungeheuren Intervallen sich sieghaft erheben.

Am Friedhof entstand ein Tumult, zu viele strömten plötzlich zu seinem Sarge, weinend, heulend, schreiend in einer wild explodierenden Verzweiflung, es wurde ein Toben, ein Wüten fast; alle Ordnung war zerbrochen durch eine Art elementarer und ekstatischer Trauer, wie ich sie niemals vordem und nachher bei einem Begräbnis gesehen: Und an diesem ungeheuren, aus der Tiefe eines ganzen Millionenvolkes stosshaft aufstürmenden Schmerz konnte ich zum ersten Mal ermessen, wie viel Leidenschaft und Hoffnung dieser einzelne und einsame Mensch durch die Gewalt eines einzigen Gedankens in die Welt getragen.

Stefan Zweig (1881–1942) gehört zu den erfolgreichsten Schriftstellern des 20. Jahrhunderts. Seine «Erinnerung an Theodor Herzl» erschien erstmals 1937.

ABSTIMMUNGS-ARENA
Moderation: Reto Brennwald

zur AHV 21: Können wir unsere Renten sichern?

FOKUSKMU
Alle sind Wirtschaft.






Mattea Meyer Nationalrätin SP/ZH	Bruna Campanello Geschäftsleitung Unia	Ruth Humbel Nationalrätin Die Mitte/AG	Diana Gutjahr Nationalrätin SVP/TG
-------------------------------------	---	---	---------------------------------------

Täglich vom 29. August bis 4. September ab 17.10 Uhr auf





Täglich vom 5. bis 11. September ab 17.00 Uhr auf





Sponsoringpartner www.fokus-kmu.tv

LITERATUR UND KUNST

Herausgegeben von Daniel Weber

Die wahren Stars
im Festspielsommer
sind die Schweizer
Alpenfestivals.
Christian Berzins, Seite 64



Unerreichbar für die grummelnden Stimmen der Männerwelt.

Rosa Bonheur, Cattle and sheep in an Alpine landscape, undated – Arkadien, dieses sagenumwobene Stückchen Erde voller prächtiger Natur, eingebettet in einer alles umfassenden Harmonie, war stets ein verlorener Garten Eden, eine poetische Kopflandschaft bloss, frei von Zwängen und voll von Freiheit. Arkadien war Hoffnung auf den Einklang des Menschen mit der Welt, die auf dem Boden des unheimlich komplizierten Einfachen gedeiht.

Viel wird gerade rar in diesen Zeiten der beginnenden Schwere, es sind Tage, in denen das Idyll in immer weitere Ferne rückt, uns entrückt, auch wenn wir versuchen, es festhalten zu wollen mit aller Kraft, die der schwache Mensch auf-

zubringen vermag. Idylle wird so weltfern, dass sie zur unerreichbaren Kostbarkeit wird.

Rosa Bonheur (1822–1899), eine Französin, eine der ersten Frauen, die unbeirrt im Selbstbestimmten lebte, in einem kleinen, inneren Idyll, zusammen mit ihrer Freundin in einem Schlösschen unweit von Paris, dem Château de By, unerreichbar für die grummelnden Stimmen der Männerwelt und die Stürme der Zeit. Bonheur war, anders als Idyllen es sind, unantastbar, ihre Tiermalerei war so erfolgreich, dass ihre Kritiker und Neider verstummten, ihre Bilder hingen, in einer Zeit, in der Frauen höchstens Blumen malen sollten, in Kaiser- und Königshäusern und in den grossen Museen.

Die Frau, die Zigarren rauchte, sich die Haare kurzschneid, im Herrensattel ritt, schuf die kraftvollsten Tierbilder, die jemals den Weg auf eine Leinwand fanden, und vermittelte die Illusion, dass das Idyll auch anders sein könnte als nur flüchtig, dass es voller unvergänglicher Kraft ist.

Mit etwas Fortune wird die beginnende Schwere der Zeit eine weitere Kostbarkeit wiederbeleben, jene der Demut gegenüber der Schöpfung, und dann, vielleicht, spriessen lauter kleine Arkadien und drängen all die wachsenden *locos terribiles* in die Ferne und bringen das verlorene Gleichgewicht zurück.

Michael Bahnerth

Nur das Unverhoffte zählt

Lawrence Durrells «Alexandria-Quartett» führt eine Metropolis vor Augen, die es in all ihrer flirrenden Sinnlichkeit und kosmopolitischen Vielfalt längst nicht mehr gibt.

Oliver vom Hove

Lawrence Durrell: Das Alexandria-Quartett. Aus dem Englischen von Maria Carlsson und Walter Schürenberg. Kampa. 1288 S., Fr. 69.90

In der Antike war die Hafenstadt Alexandria ein Zentrum der hellenistischen Kultur. Der Leuchtturm dort zählte zu den sieben Weltwundern, und die Bibliothek galt, ehe sie niederbrannte, als die bedeutendste ihrer Zeit. Über drei Jahrtausende war Alexandria eine multikulturelle Zentrifuge, in der sich die Völker mischten. Ihr mythisches Fluidum wurde in vielen Sprachen besungen, zuletzt am nachhaltigsten von dem Griechen Konstantinos Kavafis.

In den 1950er Jahren widmete der Ire Lawrence Durrell der ägyptischen Metropole am Mittelmeer gleich vier Romane, die thematisch zusammenhängen, doch auch einzeln gelesen werden können. Seine Tetralogie begann er 1957 mit «Justine» und setzte sie 1958 mit «Balthazar» und «Mountolive» fort; als Epilog erschien 1960 «Clea». Jeder Band trägt im Titel den Namen der jeweiligen Hauptgestalt.

Überkreuzende Liebschaften

«Eine Erkundung der modernen Liebe», nannte der Autor selbst sein monumentales Erzählwerk. Alle vier Romane eint vor allem Durrells sprachlich und atmosphärisch überreiche Huldigung an die zweitgrösste Metropole Ägyptens. Als «Hauptstadt der Erinnerung» wird sie im ersten Roman, «Justine», eingeführt. Dort wird gleich in den ersten Zeilen ihr sinnliches Flair beschworen: «Das Licht bricht sich im Gelb der Zitronen. Eine Luft voll Ziegelstaub – süsslich riechendem Ziegelstaub – und dem Geruch der heissen, mit Wasser gelöschten Pflastersteine. Helle, dunstige, erdgefesselte Wolken, aber nur selten Regen. Im Sommer überzieht die Meeresfeuchte die Luft mit einem leichten Firnis. Alles liegt dann wie unter einer Schicht aus Gummi.»

Als ein Schmelzriegel der unterschiedlichsten Kulturen offenbarte sich dem Erzähler in den frühen 1940er Jahren, dem Zeitraum

der Handlung, die weisse Stadt: «Fünf Rassen, fünf Sprachen, ein Dutzend Religionsbekenntnisse. Aber mehr als fünf Geschlechter. Das sexuelle Angebot ist verwirrend vielfältig. Niemand würde die Stadt je für einen glücklichen Ort halten.»

Damit ist viel von dem vorweggenommen, was die turbulenten erotischen Verwicklungen und Verirrungen in Durrells grossangelegtem Erzählkosmos ausmacht. Über weite Strecken dient ein verarmter irischer Schullehrer und

«Das sexuelle Angebot ist verwirrend vielfältig. Niemand würde die Stadt je für einen glücklichen Ort halten.»

angehender Schriftsteller namens Darley, den es (wie den Autor) nach Alexandria verschlagen hat, als zurückblickender Ich-Erzähler; das Werk, an dem zu schreiben er sich abmüht, wird am Ende das «Alexandria-Quartett» sein.

In «Justine» wird der jugendliche Liebesfreibeuter Darley von heftiger Leidenschaft zu einer berückend schönen libanesischen Jüdin erfasst, die mit Nessim, einem reichen ägyptischen Kopten, verheiratet ist. Diese Justine umgibt ein Geheimnis. Sie wird beschrieben als «eine erregende Frau, die alle in ihren Bann schlägt». Männererfahren, zieht sie alle Register einer rätselhaften Verführerin, die sich selber als Verführte sieht. Fortwährend lässt sie

mit ihrer moussierenden Laune die Männer ratlos zurück. «Sie ist so untreu, wie sie schön ist», muss Darley bald erkennen. «Sie nimmt die Liebe hin wie Pflanzen das Wasser, leicht und gedankenlos.»

Darley, der zugleich eine Beziehung zu der griechischen Tänzerin und Prostituierten Melissa unterhält, kommt zur Einsicht, dass «bei Justine der Besitzerstolz des Mannes unwesentlich wurde». Rückblickend erkennt er: «Ich war behext von dem Gedanken, dass ich sie eines Tages ganz kennen würde; jetzt jedoch weiss ich, dass sie keine Frau im herkömmlichen Sinn war, sondern vielmehr die Inkarnation der Frau, die nichts mit unserer Gesellschaft verband.»

In «Justine» wird psychologisch vielschichtig eine gescheiterte Liebesgeschichte aus dem Erleben des Ich-Erzählers Darley geschildert. In «Balthazar» wird die Perspektive erweitert: Nun erzählt der homosexuelle Arzt Balthazar seine Sicht des Geschehens. Durch diese Drehung der Perspektive wird – wie auch in den beiden nächsten Bänden – die Relativität der erzählten Wahrheit bekundet. Damit erweitert Durrell seine Erzählweise zur Mehrdimensionalität; er bietet gewissermassen kinetische Kunst, die in epische Form überführt wurde.

«Wenn die eine Liebe stirbt, wächst an ihrer Stelle eine andere heran», heisst es in «Mountolive», dem dritten Roman. Er stellt gleichsam die auf die Seite der Politik gewechselte Variation auf das «Justine»-Thema dar. Darin gerät ein puritanisch geprägter Brite namens David Mountolive in jungen Jahren in die Fänge der alexandrinischen Leidenschaften, hier verkörpert durch Leila, die Frau des immens reichen Bankiers Hosnani und Mutter der Söhne Nessim und Narouz. Mountolives Liebe zu der verheirateten Koptin bleibt verhalten. Sie beschränkt sich, als er in London in den diplomatischen Dienst eintritt, auf einen leidenschaftlichen Briefwechsel: «Seine englische Erziehung hemmte ihn bei jedem Schritt», heisst es über ihn. «Er konnte nicht glücklich sein, ohne sich schuldig zu fühlen.» In den beginnenden 1940er Jahren kehrt Mountolive



«Und für das Design haben wir den ersten Preis bekommen...»



Rätselhafte Verführerin: Anouk Aimée im Film «Alexandria – Treibhaus der Sünde»(1969).

als englischer Botschafter nach Ägypten zurück und wird prompt in politische Machenschaften verstrickt, von denen auch seine alternde Geliebte Leila betroffen ist.

«Liebe ist immer eine Verschwörung», heisst es nun. Das ist im Fall von Leilas Schwiegertochter Justine wörtlich zu nehmen: Denn die nymphomane Sphinx entpuppt sich als kühl taktierende Verschwörerin, die gemeinsam mit ihrem koptischen Ehemann Nessim an waffenstarken Umsturzplänen gegen das britische Mandat in Palästina beteiligt ist.

Im Übrigen wechseln die erotischen Verhältnisse auch hier mit Beharrlichkeit, die Liebschaften überkreuzen sich, und die Lage wird dadurch für den Leser mitunter unübersichtlich. Gleichwohl wird manches, was in den vorangegangenen beiden Bänden rätselhaft

verschlüsselt erschien, nun in einen realistisch motivierten Erzählrahmen gestellt.

Unschwer ist festzustellen, dass die meisten Männer in Durrells Romanen in einem prekären Verhältnis zu ihrer geschlechtsspezifischen Lebenswelt stehen. Alle sind sie, sofern heterosexuell veranlagt, in die falschen Frauen verliebt, die zumindest innerlich ihren tradierten Vorstellungen von Weiblichkeit längst entlaufen sind. Jeder dieser Männer leidet an Eifersucht, Gefühlsüberdross, erotischen Träumen und selbstgefälligen Zukunftssillusionen. Die Protagonistinnen hingegen vertrauen der Ambiguität ihrer Gefühle und Lebensumstände, sind offen für die zyklischen Erscheinungen der Verhältnisse und Leidenschaften. Die körperliche Liebe wird als Lebenselixier und unmittelbarste existenzielle Sinnerfahrung empfunden. Ihr Gefühls-

verstand weiss um das Gesetz der Liebe: Nur das Unverhoffte zählt.

Die Liebe erst zu erkennen, wenn sie geendet und die Leidenschaft sich verflüchtigt hat – das scheint das Verhängnis des Hauptprotagonisten Darley zu sein. Doch für ihn bringt der Schlussband «Clea» einen Weg der Befreiung, als die Titelfigur, eine Malerin, dem vereinsamten Darley bei einem Bombenangriff auf die Stadt vorschlägt, sich nicht in den

Leichtfüssig wird über Klippen und Klüfte tieferer Gedankenabgründe hinweggesprungen.

Schutzräumen im Keller zu verstecken, sondern im Bett. Dort gibt sie sich ihm erstmals hin – es entsteht das, was der Autor zunächst «Improvisationen des Herzens» nennt, doch später, nach einer Lebensrettungsaktion für Clea und dem gemeinsamen künstlerischen Aufbruch, eine Liebe ohne Rückhalt.

Schwelgerisch-reiche Metaphorik

In dem «Alexandria-Quartett» ist ein Erzähler wiederzuentdecken, der vor der Fülle der Lebenserscheinungen nicht kapituliert, sondern sie wie ein Maler mit grosser Stilpalette in einem wahren Farbenrausch auf die Sprachleinwand seiner Romane zu bannen gesucht hat. Es ist das Hauptwerk eines Autors, der, 1912 als Sohn eines in britischen Kolonialdiensten stehenden Iren in Indien geboren, stets auf Englisch geschrieben, aber kaum je in Grossbritannien gelebt hat. Vielmehr hielt sich Durrell bis zu seinem Tod 1990 nahezu ausschliesslich im mediterranen Raum auf. Dort verfasste er auch seine farbstarken Reisebücher über einzelne griechische Inseln, in jener Prosa, die für seinen Freund Henry Miller stets «den Duft, das Wunder und die Ewigkeit der Landschaft» mit sich führt, aus der sie entstanden ist.

Assoziationsreich, in schwelgerisch-reicher Wortwahl und Metaphorik, welterfahren wird im «Alexandria»-Romanzyklus erzählt. Leichtfüssig wird über Klippen und Klüfte tieferer Gedankenabgründe hinweggesprungen. Dabei werden die unterschiedlichsten Themen und Facetten angeschnitten, von individuellen, gesellschaftlichen, religiösen bis zu philosophischen und politischen Fragen.

Das «Alexandria-Quartett» führt das Bild einer Metropolis vor Augen, die es in all ihrer flirrenden Sinnlichkeit, kosmopolitischen Vielfalt und nach Europa ausgerichteten Blicklinie längst nicht mehr gibt. Dem Leser bleibt ihre mit grossem epischem Atem beschworene sinnliche Imagination, berauschend lebendig und beängstigend vergänglich. Das magische Bild zeigt: So weit ausgreifend, so luxuriös ist einst erzählt worden!

Zugvögel sind Spitzensportler

Veronika Straass

Scott Weidensaul: Auf Schwingen um die Welt. Aus dem Amerikanischen von Sebastian Vogel. Hanser. 416 S., Fr. 39.90

Ziehende Wildgänse am Frühlingshimmel sind zweifellos ein faszinierender Anblick. Und für manchen werden sie sogar richtungsweisend für das weitere Leben. Scott Weidensaul erinnert sich bis heute daran, wie er als kleiner Junge andächtig den Heerscharen von Gänsen zusah, die an einem Tag im Spätwinter über das Haus seiner Eltern in Richtung Norden zogen. Der alljährlich wiederkehrende «Grosse Gänsetag» löste in ihm eine Leidenschaft aus, die ihn bis heute nicht losgelassen hat: Seit nun über vierzig Jah-



Weltumspannend: Phänomen Vogelzug.

ren erforscht Weidensaul das Zugverhalten von Vögeln, beringt sie, markiert sie mit Kleinstsendern, folgt ihren Zugrouten mittels raffinierterster Technik, trägt mit Gleichgesinnten und im Austausch mit internationalen Forschungsinstituten Daten über sie zusammen und arbeitet unermüdlich daran, das Faszinosum Vogelzug zu enträtseln.

Weidensaul nimmt den Leser mit auf seine Fangexpeditionen ans Gelbe Meer, auf die Bahamas, nach Alaska, an den Golf von Mexiko – kurz, überall dorthin, wo Vögel, ihrem inneren Kompass folgend, über den Himmel ziehen. Er beschreibt Landschaften und Szenerien so anschaulich, dass sie sich vor dem inneren Auge des Lesers auftun, er schildert Sinneseindrücke so

überzeugend, dass man meint, alles selbst sehen, riechen und hören zu können.

Auch wer schon einiges über den Vogelzug wusste, wird in diesem Buch eine Menge Neues erfahren. Wir Durchschnittsleser würden kaum vermuten, wie weit etwa die physiologischen Anpassungen gehen, die im Organismus eines Zugvogels vor seiner Reise ablaufen. Die langbeinigen ungefähr taubengrossen Pfuhschnepfen beispielsweise verfallen Wochen vor dem Abflug in einen wahren Fressrausch und schlagen sich auf den Wattflächen Alaskas mit Wattwürmern und anderen Happen den Bauch voll, bis sie nach rund zwei Wochen ihr Gewicht verdoppelt haben.

Wachsender Herzmuskel

Eine reisefertige Pfuhschnepfe besteht fast zur Hälfte aus Fett. «Nach menschlichen Massstäben würde ein reisefertiger Vogel nicht in den Himmel gehören, sondern in die Notaufnahme», schreibt Scott Weidensaul. Doch das Gegenteil ist der Fall: Die adipösen Schnepfen sind fit wie nie. Vor dem Abflug schaltet ihr Stoffwechsel noch einmal um und lässt die Flugmuskulatur auf die doppelte Masse anwachsen. Auch der Herzmuskel wächst auf das Doppelte an, und die Lungenkapazität nimmt zu. Gleichzeitig schrumpfen Magen und Darm, die unterwegs nur überflüssiger Ballast wären, auf einen Bruchteil ihrer ursprünglichen Ausdehnung. Ausserdem produzieren die Schnepfen jetzt vermehrt rote Blutkörperchen und verbessern damit signifikant die Sauerstoffaufnahme aus der Atemluft. So vorbereitet, können sie entspannt in einer Reishöhe von 3000 bis 3500 Meter Höhe dahinziehen, wo unsereins längst nach Luft schnappen würde.

Pfuhschnepfen sind wohl die Rekordhalter im Nonstop-Flug. Sie fliegen von ihrem Brutgebiet in Alaska 11 500 Kilometer weit über den offenen Pazifik bis in ihr Winterquartier nach Neuseeland. Sieben bis neun Tage lang sind sie ununterbrochen ohne Pause in der Luft. Müssen sie nicht mal schlafen? Ja, das müssen sie, und sie schaffen es mit einer genialen Anpassung: Wie viele andere Zugvögel schlafen sie im Flug. Jeweils eine Gehirnhälfte nimmt sich eine kurze Auszeit, während die andere wach bleibt und den sicheren Weiterflug garantiert. Beneidenswerterweise sind sie trotz des katastrophalen Schlafmangels keineswegs übermüdet und unkonzentriert, sondern besonders wach und reaktionsschnell.

Verglichen mit den Leistungen eines reisenden Zugvogels, nehmen sich diejenigen von Spitzensportlern bescheiden aus. «Ein Elitesportler bei maximaler Anstrengung erreicht ungefähr das Fünffache seines Stoffwechsel-Grundumsatzes», schreibt Weidensaul. «Ein Küstenvogel dagegen kommt auf das Acht- oder Neunfache, und das tagelang hintereinander ohne Nahrung, Wasser oder Ruhephasen.»

Das weltumspannende Phänomen Vogelzug ist ein feinstabgestimmtes System aus physio-



Was danach geschah: Robert De Niro und

logischen Anpassungen, nahrungsreichen Rastgebieten und ergiebigen, genau passenden Winterquartieren. Gerade die Langstreckenzieher unter den Zugvögeln fliegen nicht irgendwohin, wo es warm und nahrhaft ist, sondern zielsicher auf genau die kleine Insel, an den Küstenstreifen, in das Waldareal, das sie schon in den Jahren zuvor angesteuert haben. Verändert sich ihr Reiseziel zum Schlechteren, wird es sehr schnell sehr bedrohlich.

Die gute Nachricht unter vielen schlechten: Dank neuer technischer Möglichkeiten lassen sich die Gründe für den Bestandsrückgang vieler Arten heute genauer bestimmen als je zuvor. Sind sie erst einmal ermittelt, lassen sich Gegenmassnahmen einleiten. Auch über solche Projekte weiss Weidensaul zu berichten.

Ja, es gibt sie, die Silberstreifen am Horizont eines Himmels, über den hoffentlich auch unsere Kinder und Enkel noch Vogelschwärme ziehen sehen werden.



Vogelperspektive



Val Kilmer in «Heat» (1995).

Süchtig nach Verbrechen

Benjamin Bögli

Michael Mann: Heat 2

Harper Collins Publ. USA. 480 S., Fr. 44.90

Michael Mann, einer der wenigen Autorenfilmer Hollywoods, hat im nicht mehr ganz jugendlichen Alter von 79 Jahren sein erstes Buch veröffentlicht. Er sah sich auch als Romancier seinem angestammten Beruf verpflichtet und gab dem Buch einen Filmtitel: «Heat 2». Mann ist jener Mann, der «Miami Vice» erfand und damit als einer der Ersten in den achtziger Jahren zeigen wollte, dass Krimiserien nicht bloss leichtverdauliche Häppchenkost sein müssen, sondern auch ernsthafte Unterhaltung bieten können.

Westernhaft kernig

Die Faszination für dieses Milieu liess ihn nicht mehr los. Mann, der Anfang der sechziger Jahre als Literaturstudent belletristische Feinheiten analysiert hatte, fand seine kreative Bestimmung in der filmischen Darstellung von krimineller Grobschlächtigkeit, die er mit psychologischer Tiefe abschmeckte. Er war es zum Beispiel, der seine Fans mit der allerersten Verfilmung eines Hannibal-Lecter-Romans von Thomas Harris, «Manhunter» (1986), verzauberte. Und eben auch mit «Heat», seinem fast dreistündigen Kultkrimi von 1995. Unter anderem brachte er darin die schon damals legendären

Hollywoodschauspieler Robert De Niro und Al Pacino zum ersten Mal in einer gemeinsamen Szene auf die Leinwand.

Diese Geschichte erzählt Michael Mann nun in Buchform weiter. Was passiert also, wenn ein Hollywoodregisseur, der normalerweise auf eine riesige Filmcrew angewiesen ist, seine Vision plötzlich im Alleingang umsetzt? Ein Sololauf wurde es schliesslich doch nicht ganz. Schützenhilfe bekam der fast achtzigjährige Neoschriftsteller von der erfahrenen Thriller-Autorin Meg Gardiner. Vom Aufbau her erinnert der Roman an den zweiten «Godfather». Mann und Gardiner blicken zurück, treiben die Geschichte aber auch weiter. «Heat 2» beginnt unmittelbar nach dem Showdown des Films von 1995, als Chef-Cop Vincent Hanna (Al Pacino) nach einem epischen Katz-und-Maus-Spiel Gangsterboss Neil McCauley (Robert De Niro) erschießt.



In der Folge erfährt der Leser mehr über die Vergangenheit der beiden und das, was nach McCauleys misslungenem Bankraub passierte.

Mann ist ein Voyeur der Unterwelt, er versucht auch als Autor Chronist der amerikanischen Gangsterlandschaft zu bleiben. Wie ein Junkie saugt er die kriminelle Atmosphäre auf, beschreibt sie, so gut er kann, und gibt sie durch seine Figuren wieder. Schliesslich kam die Initialzündung zum «Heat»-Stoff, von dem Mann schon in den siebziger Jahren besessen war, von einer wahren Begebenheit.

Im Roman beschreibt Michael Mann Hanna an einer Stelle so: «Je intensiver die Fahndungen verliefen, desto ruhiger wurde er, [...] je gefährlicher die Verbrecher waren, je schwerwiegender die Tat, desto besser wurde er.» Michael Manns Sprache ist kurz und pointiert, seine Dialoge

sind westernhaft kernig. Er liebt es, der Leserschaft Maschinen, Werkzeuge oder Waffen bis ins kleinste Detail vors innere Auge zu führen.

Deswegen funktioniert ausgerechnet das Episch-Romanhafte, das als eine der grossen Stärken des Filmemachers Mann gilt, im Buch überhaupt nicht. Die markigen Sätze, die Manns Vernarrtheit ins Krimimilieu wiedergeben, klin-

Weil nun wirklich alles passieren kann, nimmt die Spannung des Romans schlagartig zu.

gen zwar cool, tragen aber zu wenig. «Heat 2» ist streckenweise völlig beliebig – eine Eigenschaft, die auch Manns Filme manchmal etwas zäh erscheinen lässt. Weil er stimmungsvoll, überraschend, mit viel Pathos und ausgezeichneten Darstellern inszeniert, macht er aus diesem Defizit aber Filmkunst. Fällt die visuelle Fulminanz weg, fehlt etwas. Mehr Innenleben für die Figuren wäre die Lösung gewesen.

Virtuose der Bösewichtsklassen

Was «Heat 2» aber rettet, ist der unwiderstehliche Inhalt, der auch schon dem Film zugrunde lag. Mann spielt virtuos mit den Bösewichtsklassen. Das «Heat»-Universum von oben nach unten: unbestechliche Polizisten, harmlose Leichtkriminelle oder solche, die die Unterwelt unfairerweise einsaugt, schwerkriminelle Gangster, vor denen man irgendwie Respekt hat, und dann noch die Niederträchtigen ohne jeglichen Sympathiebonus. Und jeder kämpft gegen jeden. Der kriminalistische Urknall von «Heat» geht im Roman auf die achtziger Jahre zurück. Polizist Hanna, damals noch in Chicago, jetzt in Los Angeles, ging einem Fall nach, der ihn in Kalifornien wieder einholt, weil er im Zusammenhang mit McCauleys Banküberfall steht.

Das Kabinettstück gelingt Mann im hinteren Teil des Buchs. Er entwirrt das verbrecherische Dickicht so geschickt, dass sich die drei Protagonisten plötzlich und ziemlich unverhofft in einem atemberaubenden Showdown mitten in Los Angeles wiederfinden: Cop Vincent Hanna, Chris Shiherlis (ein McCauley-Verbündeter, damals im Film von Val Kilmer dargestellt) und Otis Wardell (ein neuer Player und Sensenmann erster Güte). Dazwischen befindet sich eine unbescholtene junge Frau, die durch einen Zufall in den tödlichen Sog gerät. Weil nun wirklich alles passieren kann, nimmt die Spannung des Romans schlagartig zu. Und Action beschreiben kann Michael Mann noch besser als filmisch inszenieren. Das soll etwas heissen.

Apropos: Mann liess durchblicken, dass er vorhat, «Heat 2» auch ins Kino zu bringen. Er sei noch voll im Saft. Zuerst aber beendet der Amerikaner sein neuestes Werk: einen Film über Enzo Ferrari, den er soeben in Rom gedreht hat.

Vorbild England

Rolf Hürzeler

Ian Mortimer: Im Rausch des Vergnügens.
Aus dem Englischen von Karin Schuler.
Piper. 496 S., Fr. 39.90

Der junge Lord Cholmondeley will es genau wissen und ist bereit, dafür zu bezahlen. Er setzt 500 Guineen gegen seinen waghalsigen Freund, Lord Derby. Dieser muss laut der Wettvereinbarung «in einem Ballon tausend Yard über der Erde eine Frau bumsen». Unklar ist heute, wer die Wette zu Beginn des vorletzten Jahrhunderts gewonnen hat. Aber sie illustriert trefflich die Lebensweise der britischen Oberschicht im späten 18. und 19. Jahrhundert.

Andere Menschen plagten andere Sorgen: «Solche Schwärme von Kindern habe ich nirgendwo sonst gesehen. Auch nicht so elende, in Lumpen gekleidete Gestalten, die Haut verkrustet mit Russ und Dreck», schrieb der Dichter Robert Southey nach seinem Besuch in Birmingham 1802.

Wilder Ritt

Das sind zwei Momentaufnahmen aus dem neuen Buch «Im Rausch des Vergnügens» des britischen Historikers Ian Mortimer. Er nimmt die Leserschaft auf einen wilden Ritt durch die Epoche von 1790 bis 1830 mit. Regency nennen

Nur nach Aufforderung durfte man essen und zu jedem Gang lediglich einen Schluck Wein trinken.

sie die Engländer nach dem Prinzregenten und König George IV. Er musste für seinen Vater die Amtsgeschäfte besorgen, weil dieser dem Wahnsinn verfallen war.

Nicht nur Grossbritannien, ganz Europa stand im Umbruch. Zuerst sorgten die französischen Revolutionswirren für neue Verhältnisse, dann die Napoleonischen Kriege. Die Schweiz



Zeiten des Umbruchs: Strikte Normen im Alltag, Zügellosigkeit im Bordell.

erlebte den Wandel vom Ancien Régime über die Helvetik zur Restauration und zu den Bestrebungen zu einem Bundesstaat.

Wie üblich in Zeiten des Umbruchs orientierten sich die Menschen an geradezu absurden Normen und Anstandsregeln. So hielt man sich in den Oberschichten an strikte Essens- und Trinkgewohnheiten mit hierarchischen Tischordnungen. Nur nach Aufforderung durfte man essen und zu jedem Gang lediglich einen Schluck Wein trinken. Dazu musste man allerdings den Augenkontakt mit seinem Gegenüber suchen. Alles andere war taktlos.

Taktlosigkeiten beging niemand ungestraft. So stand etwa die Ehre der Gentlemen hoch im Kurs, besonders unter den Offizieren. Autor Mortimer führt das Drama des Marineoffiziers James Macnamara an, der im April 1803 seinen Neufundländer im Hyde Park ausführt. Der Hund gerät an den Liebling von Oberst Robert Montgomery. Die Szene eskaliert, und die beiden schiessgeübten Offiziere einigen sich auf ein Duell. Es endet für Macnamara tödlich, sein Neufundländer muss ohne Herrchen weiterleben.

Die Gesellschaft war strenger geordnet als die heutige, aber durchlässiger, als man denkt, wie Historiker Mortimer schreibt: «Die Chancen, zu den Superreichen aufzusteigen, sind nicht schlecht.» Was zur Folge hat, dass ehrgeizige Unternehmer adlige Familien materiell überrunden, ohne allerdings je deren gesellschaftliches Ansehen zu geniessen. Noch war die Herkunft wichtiger als Bürgerfleiss oder Ideenreichtum. Dennoch war die Zeit der

grossen Innovationen angebrochen, von den sanitären Anlagen in den Häusern bis zu den Dampfmaschinen, die zuerst dem Gütertransport dienten.

Vieles andere aus jener Zeit kommt uns heute bekannt vor. Dazu gehört der grossartige Einfallreichtum des Staates, um seinen Bürgern Geld abzuknöpfen. Denn der Fiskus war wegen des Unabhängigkeitskriegs in Nordamerika und des Kriegs gegen Napoleon stets klamm, die Verschuldung enorm. Von Dachziegeln über Pferde bis zu Damenhüten – alles und jedes wurde besteuert, mit dem entsprechenden bürokratischen Aufwand. Oftmals lief der Eifer der Steuervögte ins Leere: So führte die Haarpudersteuer für Gentlemen dazu, dass die Perücken eine Weile nicht mehr bestäubt wurden und später aus der Mode fielen. Sinnvoller dagegen erscheinen aus heutiger Sicht die damals zweckgebundenen Abgaben wie Wegzölle, die zu einer Verbesserung des maroden Strassennetzes beitrugen.

Das Leben in Grossbritannien war damals zwar offenkundig härter als heute. Zumal nur wenige Menschen das 40. Lebensjahr erreichten. Dennoch galt das Königreich als beispielgebend für die damalige Zeit. Der Schweizer Unternehmer Hans Caspar Escher bereiste das Land intensiv und notierte seine Beobachtungen. So konnte er es kaum fassen, als er im August 1814 auf dem schottischen Clyde bei Glasgow «sechs Dampfschiffe gleichzeitig entdeckte». Dieser Anblick könnte ihn dazu inspiriert haben, später in seiner Heimat in ähnliche Maschinen zu investieren.





Terror der Rechthaber

Walter Hollstein

Ulrike Ackermann: Die neue Schweigespirale. WBG Theiss. 176 S., Fr. 34.90

Der Streit um Gender, Rassismus oder Cancel-Culture eskaliert. Aber nicht nur das: Er spaltet zunehmend auch unsere Gesellschaft. Einer kleinen Minderheit von zumeist sehr jungen Rechthabern an den Universitäten steht die grosse, aber schweigende Mehrheit gegenüber. Die Politikwissenschaftlerin Ulrike Ackermann belegt eindrücklich mit Zahlen, wie gering das Interesse der Öffentlichkeit an diesen Fragestellungen ist. Anders sieht es inzwischen in der veröffentlichten Meinung aus; mehr und

«Einer lautstarken Minderheit ist es über die Jahre gelungen, die Grenzen des Sagbaren enger zu ziehen.»

mehr Medien greifen die Forderungen der radikalen Minderheiten auf und übernehmen sie, wie zum Beispiel die Gendersprache und ihre absurde Rechtschreibung.

Ackermann wirft in diesem Zusammenhang den radikalen Minderheiten «totalitäre» Bestrebungen vor; sie zwingen die grosse Mehrheit unter ihre Definition von Kultur, Spra-

che und Moral. Diesen Vorwurf belegt sie sehr materialreich – vor allem anhand dessen, was an den deutschen Universitäten vor sich geht; sie beschreibt aber auch vergleichbare Entwicklungen in Frankreich oder den USA und dokumentiert, wie der «totalitäre» Ungeist von den Hochschulen zu den Meinungshütern in Politik und Medien dringt.

«Einer lautstarken Minderheit ist es über die Jahre gelungen, Debattenräume bei uns einzuschränken und die Grenzen des Sagbaren enger zu ziehen.» Der moralische Druck der Political Correctness und der Cancel-Culture habe zu einer Schweigespirale geführt, «die immer mehr Menschen vorsichtig werden lässt mit dem, was sie öffentlich sagen». Diese Schweigespirale habe mittlerweile auch die politischen Parteien erreicht und verfälsche die politische Diskussion.

Narzisstische Fokussierung

Ulrike Ackermann zeigt diese fatale Entwicklung detailliert auf und weist vor allem eindrucksvoll darauf hin, was das im Einzelnen für die Aushöhlung von Demokratie und pluralistischer Gesellschaft bedeutet. So bleiben die entscheidenden Fragen der Gesellschaft von Zukunft, Gerechtigkeit oder Energieversorgung bei diesem elitären Zwiegespräch der Rechthaber und Besserwisser auf der Strecke und damit das, was die Mehrheit wirklich betrifft. Statt einen demokratischen Dialog zu führen, würden gesellschaftlich abgehobene Grüppchen ihre Einzelinteressen vertreten und – für die Gesamtgesellschaft auf fatale Weise – auch durchsetzen.

Der amerikanische Philosoph Mark Lilla hat schon vor einigen Jahren herausgearbeitet, dass diese «elitäre» Entwicklung zu einer subjektivierten Politik verleitet. Es gehe immer mehr um Selbstentfaltung, Selbstbehauptung und Selbstfindung. Somit sei der politische Horizont junger Leute, die in dieser Atmosphäre aufwachsen, auf Themen beschränkt, die die zufällige Definition ihrer Identität betreffen. Dies habe nur konsequent zu einer narzisstischen Fokussierung kleinster Grüppchen geführt.

Was ist Gesellschaft, und was macht sie aus? «Mit Gesellschaft im prägnanten Sinn», so definieren Max Horkheimer und Theodor W. Adorno und das Frankfurter Institut für Sozialforschung, «meint man eine Art Gefüge zwischen den Menschen, in dem alles und alle von allen abhängen; in dem das Ganze sich erhält nur durch die Einheit der von sämtlichen Mitgliedern erfüllten Funktionen, und in dem jedem Einzelnen grundsätzlich eine solche Funktion zufällt, während zugleich jeder Einzelne durch seine Zugehörigkeit zu dem totalen Gefüge in weitem Masse bestimmt wird.» Diese demokratische Grundüberlegung bleibt im totalitären Diskurs der universitären Schrehälse auf der Strecke.



Die Bibel Wolf und Lamm

Und der Wolf wird beim Lamm weilen [...] und ein junger Knabe leitet sie (Jesaja 11, 6).

– Seit der Mensch Viehzucht und Landwirtschaft betreibt, beschäftigt ihn die Abwehr von Dieben und Raubtieren. Unter den Raubtieren wurde der Wolf zum prominenten Feindbild, vermutlich, weil er über vierzig Kilometer pro Nacht zurücklegen und überall plötzlich auftauchen kann. Hinzu kommt, dass die Wölfe unter den Weidetieren oft sinnlose Blutbäder anrichten. Die Vision des Propheten, dass der Wolf friedlich beim Lamm wohnt, ist eine provokative Heilsbotschaft. Sie reicht weit über den Wolf hinaus: Gott wird alle Feindseligkeiten beseitigen und sein Friedensreich aufrichten. Die Vorstellung vom Lamm neben dem Wolf mag manchen Lesern als grotesk erscheinen. Aber die Hoffnung auf einen rundweg friedlichen Zustand hat schon Abermillionen von Menschen in der Bedrückung getröstet. Der Wolf ist ja auch ein Sinnbild für Menschen, die Zerstörung anrichten. Man denke an den Wolf im Schafspelz (Matthäus 7, 15).

In der modernen Kultur, die ohne Gott auskommen will, verwandeln sich prophetische Visionen in weltliche Programme. Der Wolf wird zum friedlichen Mitgeschöpf erklärt, von dem keine Gefahr ausgeht. Durch die gleiche rosarote Brille schauen viele Zeitgenossen auf die zweibeinigen Wölfe im Schafspelz. Der Mordversuch gegen Salman Rushdie passt in eine lange, geflissentlich verdrängte Reihe von Ereignissen, bei denen der politische Islam seine Wolfsnatur enthüllte. Dass Traumwelten verlockend sind, zeigt auch der Fall Putin. Über ihn gab die Nobelpreisträgerin Swetlana Alexijewitsch 2015 in der NZZ ein vernichtendes Urteil ab und forderte für die Ukraine massive Verteidigungswaffen. Aber die westlichen Eliten lieben ihre Fantasien mehr als die Realität. Daher rührt wohl ihre Neigung zum Kitsch.

Peter Ruch

Aus der Ruhe in den Tumult der Musik

Die Schweizer Alpenfestivals sind die Stars im Festspielsommer. Ein Besuch in Gstaad, Ernen und Davos.

Christian Berzins

Menuhin Festival: Gstaad. Bis 3. September

Davos Festival: Davos. 6. bis 20. August

Musikdorf Ernen: Ernen. Bis 11. September

Früher fragte ich mich, warum die Menschen in die Berge fahren, um dort Mahler-Sinfonien zu hören. Warum sie sich in schlecht gelüftete Kirchen oder auf windige Dorfplätze setzen, wenn es doch zu Hause in den Städten klimatisierte, von Stararchitekten gebaute Konzertsäle gibt. Kathedralen des Klangs! Warum, um Himmelswillen, sollte man sich gar in ein Festivalzelt setzen, auf das der Gewitterregen prasselt?

Als ich Mitte Juli aus der Kirche Saanen, vor deren knarrenden Bänken im Hauptprogramm des Gstaad Menuhin Festivals gewarnt wird, trat und via Kirchgass den Berg hinauf zum Hotel stieg, wusste ich einmal mehr, warum ich dort mittlerweile viel lieber sitze als im KKL. Die Alte Strasse wurde ein Weg in die Ewigkeit, dröhnte doch das eben Gehörte glücklich nach: Immer wieder «Dies Irae» (Tag des Zorns) und schliesslich das erlösende «dona nobis pacem!»: gib uns Frieden.

Schlacht am Buffet

Da pochten tatsächlich die Schläge eines Requiems, einer Totenmesse, nach, doch die Befriedigung war unglaublich, die Interpretation überragend: Dirigent René Jacobs hatte die Fermate auf der zweiten Silbe von «pacem», «Frieden», kurz vor dem Schlussston so lange stehen lassen, bis die letzte Kirchenmaus gemerkt hatte: Der da vorne meint das ernst, der spielt nicht nur. Etwas Grossartigeres konnte der Eröffnung eines heiteren Sommerfestivals, wo die Leute vermeintlich sowieso nur zum Cüplitrinken herkommen, nicht passieren. Schon drinnen in der Kirche glaubte man, dass diesen Ton die ganze Welt gehört hatte.

Mir ist heute klar, welch Glück es ist, dass ein Festival wie jenes in Gstaad beziehungsweise den umliegenden Kirchen 1957 von Jahrhundertgeiger Yehudi Menuhin gegründet

wurde: Es brauchte idyllische Orte, wo viel Geld auf den Lokalbänken liegt, damit unsere Alpenfestival entstehen konnten.

Heute brauchen wir diese Alpenfestivals, um zu begreifen, wie grossartig diese Musik ist, die da im Flachland unten tagein tagaus von September bis Juni die Konzertsäle unserer Städte beschallt. Oben in der Idylle in Gstaad wirkt ein Paukenschlag in einer Messe Haydns so stark wie eine ganze Bruckner-Sinfonie unten im KKL in Luzern. Oben tritt man aus der Ruhe in den Tumult der Musik, dort entfacht ein «Dies Irae» aus Mozarts Totenmesse einen Seelensturm.

Kein Wunder, sind am Menuhin Festival die Konzerte in den Kirchen bestens besucht, allein das einst auftrumpfende Zelt in Gstaad schwächelt auf hohem Niveau. Wie auch immer: Das Glück in Gstaad dauert noch bis in den September, ebenso im Gomser Zauberdorf Ernen. Dort leitet Francesco Walter seit 1998 das Festival mit dem behäbigen Titel «Musikdorf Ernen».

Gewisse Wege macht der Umstand kürzer, dass Walter auch Gemeindepräsident ist. Der Kunst nützt es jedenfalls: In Ernen wird beinahe zwei Monate lang konzertiert. Und mittlerweile hat Walter die Leichtigkeit ge-

Oben in der Idylle in Gstaad wirkt ein Paukenschlag so stark wie eine ganze Sinfonie unten in Luzern.

wonnen, Programme zu wagen, die sein Publikum herausfordern, bisweilen überfordern. Prompt erhält er dann an der Kasse die Quittung. «Nicht schlimm», sagt er gelassen. Fertige, star-satte Abende einkaufen, und damit die Reihen füllen sollen andere. Walter weiss: Seine famose Musikerschar kommt nur nach Ernen, wenn sie herausgefordert wird. Hier entstehen die Abende neu, das merkt man in jedem Ton – auch wenn bisweilen einer schiefgeht. Und Klassiker gibt es immer noch genügend.

Etwa Mozarts «Kleine Nachtmusik». Die fünf Streicher in der Kirche Ernen wollen damit nicht süffisant durch die Saiten lächelnd ge-



Das Toben der Musik und die Stille danach:

fallen, sondern sie nehmen sich gleich zu Beginn dynamische Freiheiten heraus, betonen Wendungen mutig oder auch mal skurril.

Das war an einem Samstagabend Anfang August, in der Kirche Ernen sassen um 18 Uhr rund 150 Leute. Noch weiss keiner, dass dieser Abend ein Höhepunkt des Festspielsommers werden will. Es folgt eine Uraufführung, dann eine famose Bearbeitung von Schönbergs erotisierendem Streichsextett «Verklärte Nacht». Um 19.45 ist Konzertende beziehungsweise Pause, denn um 20.45 Uhr kommt Schuberts Oktett. Das Gratis-Konzert auf dem Dorfplatz wird zum rauschenden Fest. Die einen sitzen auf Stühlen, die anderen haben es sich auf der Bühne eines Freilichttheaters bequem gemacht, Gewisse sich noch ausgestattet mit einem Glas Aprikosenschnaps aus der Zauberküche von Klaus Leuenberger aus dem Restaurant St. Georg. Zwischen den Konzerten drängte sich alles in dessen kleine Gaststube am Hauptplatz, schlug tapfer die Schlacht am Buffet der famosen Köstlichkeiten.

500 Leute wohnen in Ernen, 11 000 in Davos. Dort aber hat mit Marco Amherd ein anderer



Ernen im Kanton Wallis.

Walliser die Fäden am Davos Festival in der Hand – oder der Zürcher Matthias von Orelli, Festival-Präsident, ist so klug, ihn an sehr langen Zügeln zu lassen.

«I did not have sexual relation with that women», liest man in stechendem Gelb und hellem Rot auf einem Plakat schon in Landquart. Obacht, da geht etwas! Und das beste: Programm und Spielstätten verschwimmen in Davos, lassen sich nicht mehr voneinander trennen. Man fährt auf die Schatzalp, sitzt in prächtig-alten Kirchen, auch mal in Hotel- und Kongresshaus-Sälen – und nicht zuletzt im Kirchner-Museum. Allein schon diese Orte machen dieses Festival unverwechselbar.

Am Freitagnachmittag kaum im Bahnhof Davos Platz angekommen, stehe ich eine Stunde später erneut in der Bahnhofshalle. Nicht, um wieder abzureisen, da mich die städtische Davoser Alpen-Geschäftigkeit in die Idylle nach Ernen oder Gstaad fliehen liessen. Und wenn es so wäre, egal: In Davos nimmt man es dieser Tage mit der Wahrheit nicht allzu ernst. Märchen werden erzählt, Lügen aufgetischt und musikalische Traumwelten erschaffen. «Flun-

kern» hiess das Thema diesen Sommer. Ich bin zurück im Bahnhof, um an einem prächtigen Klein-Spektakel teilzunehmen, steht doch da tatsächlich eine Bratschistin mutterseelenallein auf einer Bühne in der Halle und beginnt das Prélude aus Bachs 6. Cellosuite zu spielen. Mit freudiger Kennermiene beäugt von jenen, die sich eine rare Sitzgelegenheit ergattert haben. Aber Mila Krasnyuk taucht so wunderbar in diese ferne Bach-Welt ein, dass sogar der Bahnarbeiter im orangen Gwändli kurz innehält, sich dann aber doch auf seine Arbeit konzentriert und unbeirrt die Toiletten kontrolliert. Sei's drum. Zwei Wanderer suchen sich einen Platz und lauschen, was da kommen wird.

Tradition unkonventioneller Konzepte

Die Sopranistin Hélène Walter gibt nun den Grundton an, drei Dutzend Zuhörer nehmen ihn auf und schon baut Walter darauf den Psalm «Spriritus Sanctus Vivificans» – «Der Heilige Geist ist Leben erzeugendes Leben» auf, den Hildegard von Bingen (1098–1179) komponiert hat.

Der Heilige Geist des Davos Festivals ist der erwähnte Marco Amherd. Er schöpft aus einem Heer von jungen Musizierenden sowie fixen Ensembles, die er täglich zwei Wochen lang in seine verspielten Programme einbaut und kunstvoll verknüpft. Neuste Musik, 20. Jahrhundert, Frühbarock – Amherd jongliert damit virtuos. Hier herrscht Schöpfer- nicht Krämergeist. Der Festivaluntertitel «Young Artists in Concert» ist Programm – und an unseren zwei Tagen durchaus auch Hypothek. Der 1988 geborene Musiker – Dirigent, Organist und Dozent – ist allerdings selbst noch ein Young Artist, erst seit Herbst 2019 Intendant in Davos.

Das Bahnhofskonzert ist Teil des «Entdeckertages», der vom Hauptsponsor Swiss Life getragen wird. Am Abend steht im Kongresszentrum das Hauptkonzert für nur gerade 20 Franken an. Im Programm mit dem Titel «Mythos Davos» taucht auch Schuberts Lied «Lindenbaum» auf, von dem der todessehnsüchtige Romanheld Hans Castorp in Tho-

Das Strahlen auf den Gesichtern lässt das Jakobshorn spätnachts in goldenem Licht erscheinen.

mas Manns «Zauberberg» nicht genug kriegen kann. Doch Thomas Mann ist für einmal nur Fussnote, andere, die am Mythos Davos gesponnen haben, treten ins Zentrum: Albert Einstein, Christian Morgenstern und Greta Thunberg kommen dank Schauspieler Max Mühlhof zu Wort; Ravel, Beethoven, Clara und Robert Schumann werden von den jungen Musizierenden wacker gespielt.

Amherd führt die Tradition der unkonventionellen Konzepte weiter, immer aber im engen Kontakt mit dem Publikum und dem Musizierenden: So oft es geht, leitet er mit Lausbubengesicht wortreich ins Programm ein, um dann gleich dem Pianisten oder der Cembalistin die Noten umzublättern.

Amherd weiss, dass die Verbindung zwischen konzeptuellen Programmen, künstlerischer Qualität und einer Portion Selbstironie stets eine Gratwanderung ist. Das Strahlen auf den Gesichtern aber, wenn zum Schluss des famosen Chorkonzertes mit dem Jugendchor des «Norske Soliskor» gemeinsam das Schlusslied gesungen wird, lässt das Jakobshorn spätnachts nochmals im goldenen Licht erscheinen, über dem die Sternschnuppen tanzen.

P.S.: In Gstaad gibt es auch im Januar ein Festival, die Sommets Musicaux: Gutes Schuhwerk wird empfohlen, da der Weg zur Kirche Saanen eisig sein kann. Der Rest – das Glück, das Toben der Musik und die Stille danach – ist gleich wie im Sommer.

Christian Berzins ist Musikkritiker bei CH Media



„Herzlichen Glückwunsch! Sie haben eine Traumreise für zwei Personen im Wert von 30 000 Euro gewonnen ...“

Fernsehen

In der Küche von andern ist gut kochen lernen

René Hildbrand

Kochshows: auf allen Sendern.

In fast allen TV-Programmen und auf vielen Youtube-Kanälen wird täglich mit Leidenschaft und Kreativität gebrutzelt und gebraten. Zwar gibt es immer mehr Kochmuffel, weil sie nie richtig gelernt haben, Essen zuzubereiten, oder keine Zeit dafür finden. Während sie Dosen öffnen, verweilen sie hingegen immer öfter vor Kochshows. Die meisten dieser – teils abendfüllenden – Formate laufen seit Jahren sehr erfolgreich: von der «Küchenschlacht» bis zu «Das perfekte Dinner», «Einfach und köstlich», «Grill den Hensler» oder «Kitchen Impossible». Es kann viel Spass machen, Spitzenköchen über die Schulter zu schauen und danach selber den Kochlöffel zu schwingen.

Ein mir bekannter Deutschlehrer guckt sich in Kochshows regelmässig Saucen ab. Er sagt, diese seien für die Kochkunst, was die Grammatik für die Sprache. Zwischen Essen und Ernähren können Welten liegen. Gut kochen ist ein schöpferischer Vorgang, man muss sich dem Vorgang mit ganzem Herzen widmen. Dann ist es Entspannung. Essen spielt im Leben eine (ge-)wichtige Rolle, gut gemacht ist es Genuss und Balsam für die Seele. Über dem vollen Bauch lächelt ein gemütliches Haupt.

Nicht alle Kochsendungen sind das Gelbe vom Ei. Nicht jeder TV-Küchenchef gewinnt mit seinen Lorbeerblättern einen Lorbeerkranz. Nicht alle bewahren in der heissen Küche einen kühlen Kopf. Auch lässt sich der Bauch nicht mit Kochtipps aus dem Fernsehen abspesen. Aber manche Menschen lernen kochen, wenn sie mit eigener Fantasie nachkochen. Erfindungsgabe ist die Königin der Kochrezepte. Guten Appetit!

Film

Pastorale, mit Krimi und Lovestory getrüffelt

Wolfram Knorr

Where the Crawdads Sing (USA, 2022)

Von Olivia Newman. Mit Daisy Edgar-Jones, Taylor John Smith, Harris Dickinson, David Strathairn.

Erst haut die Mama ab, dann gehen vier ihrer Kinder fort. Eines bleibt zurück; ihm wird geraten, sich vor Pa in Acht zu nehmen, der ist Säufer und gewalttätig. Kya heisst die im Stich Gelassene und ist gerade mal sechs. Soll sie selber sehen, wie sie mit dem Prügelvater zu Rande kommt. Der macht sich dann auch aus dem Staub. Eine tolle Familie. Aber halt! Wir befinden uns hier nicht in einer Idylle, wo Kleinkind mit Lamm nach dem Schmetterling grabscht und Mama Krug und Brot in den Garten bringt! Wir sind in der Wildnis, im Marschland von North Carolina, Anfang der 1950er Jahre. Die Wälder feucht und kalt, das Wasser schlammig, das Leben Zerfall. Ideal für lichtscheues Gesindel. Aber gemach, Kya droht keine Gefahr. Sie ist mit der Wildnis, deren Fauna und Flora auf Du und Du – und wächst zu einer exotischen, glutäugigen, langbeinigen Schönheit heran.

Die angloamerikanische Literatur liebt ihre Helden, die sich jenseits der zivilen Gesellschaft, bewähren, liebt ihren Robinson Crusoe, Mowgli, Huckleberry Finn et cetera. Die Linie liesse



Restauratives Weltbild: Daisy Edgar-Jones in «Where the Crawdads Sing».

sich gar bis zu J. D. Salingers Kulthelden Holden Caulfield fortsetzen. Kya, aus der Feder der amerikanischen Schriftstellerin und Biologin Delia Owens, ist eine Kreation dieses literarischen Prinzips – das Buch wurde ein Megaseller. «Der Gesang der Flusskrebse», in Dutzende Sprachen übersetzt, zwölf Millionen Mal verkauft, schrie nach einer Verfilmung. Denn Autorin Owens hat in ihrer Eigenschaft als Zoologin nicht nur einen

Roman über die Schönheit der Natur, deren Tiere und Pflanzen geschrieben, sondern diese Pastorale auch mit einem Krimi und einer Lovestory getrüffelt, ein Spannungsgerüst reingewürgt.

Eher Disneyland als North Carolina

Das Ergebnis ist ein Mix aus verführerischen Naturstimmungsbildern und – leider – reaktionärem Quatsch. Da Spielfilme (die Kasse machen sollen) mit Natur-Hege-und-Pflegerei, so gekonnt sie auch dargeboten werden, sich kommerziell auf unsicherem Terrain bewegen, hat die Produktion von unter anderen Reese Witherspoon (Regie: Olivia Newman) die Story sicherheitshalber – nach dem Motto: Alle Lektürefans wollen auch den Film sehen – auf den Quatsch eingedampft, also auf Kya (Daisy Edgar-Jones)

Scheeles Grinsen, geiler Blick – und sie verfällt dem Zwerghahngockel!

zwischen zwei Männern in einem Marschland, das eher Disneyland ähnelt als North Carolina.

Der eine Mann ist Tate (Taylor John Smith), der Gute, ein sensibler Blonder, der die Marschschönheit, ein scheues Reh wie einst Liane aus «Das Mädchen aus dem Urwald» (1956), liebevoll einfängt und ihr Lesen und Schreiben beibringt (!). Daraus entsteht grosse Liebe. Aber Sex will er erst, wenn was aus der Beziehung wird. Die versaut er erst mal, weil er zum Studium irgendwohin muss und sich nie meldet. Die Venus Natura kann zwar dank ihm lesen und schreiben, aber bekommt von ihm nix zu lesen und weiss nicht, wohin sie ihm was schreiben könnte.

Der andere Mann ist Chase (Harris Dickinson), der Böse. Wie ein gefräßiges Sumpfreptil schleicht er sich an Kya heran. Ein Halbblinder mit Krückstock erkennt in ihm sofort das Sexmonster: scheeles Grinsen, geiler Blick – und sie verfällt dem Zwerghahngockel! Ist das zu fassen? Ja: Erfahrungen machen! Er will nämlich mehr und mehr; da reicht es ihr, und sie haut ihm eine rein und droht ihm Schlimmes an. Dann wird er gefunden, tot, im Schlamm; nur Kya kann die Schuldige sein, wird angeklagt.

Nun taucht der gute Onkel auf (ihr Verteidiger). Es folgt ein kurioser Prozess (dabei beherrscht Hollywood Prozessfilme aus dem Effeff), und Kya wird freigesprochen. Inzwischen hat sie sich zur hochbegabten Tierzeichnerin und Buchautorin gemeldet. Da ist auch Tate wieder da. Begründungen? Fehlanzeige. Das Drehbuch schrieb Lucy Alibar, Tochter eines Strafverteidigers, die sich ein wenig über Prozessverläufe hätte informieren können. Nichts fällt aus den Rahmenbedingungen der 1950er Jahre und ihrem restaurativen Weltbild: Der Mann ist Jäger, die Frau das Wild. Die Figuren, von Charakteren kann man nicht sprechen, sind Piktogramme, und die Natur ist auch eines.

Die rasche Verbreitung des Romans ging mehrheitlich auf Reese Witherspoon zurück, die in ihrem beliebten Kabel-Buchklub «Hello Sunshine» kurz nach Erscheinen des Buchs schon eine Jubelhymne anstimmte. Delia Owens, die ihr Romandebüt «Der Gesang der Flusskrebse» in hohem Alter schrieb, bediente sich der Rezeptur der Naturliteratur.

Ein legendärer Vorläufer war der Deutsche Hermann Löns (1866–1914), der mit seinen Naturschutzbüchern («Auf der Wildbahn») gleichfalls erfolgreich war. Das Schwache fällt, das Aas wird vertilgt – so sein Motto; die Natur hält sauber in ihrer Stube. Bei Delia Owens hält die auch sauber – aber noch deutlicher die menschlichen Beziehungen. Alles Unsaubere wird ohne Begründung rausgefegt: Die Familie, die dem Aufstieg des edlen Wildfangs in herrlicher Natur im Weg ist; der Geliebte, für die Dauer geduldet, in der Kya ihre Erfahrungen mit billigem Sex macht. Kürzlich ist Owens selbst unter Verdacht geraten, am Tod eines Wilderers in Sambia beteiligt gewesen zu sein. Mit ihrem Mann war sie als Tierschützerin aktiv. Das amerikanische Magazin *The Atlantic* behauptet, 1996 sei sie in den Todesfall eines Wilderers verwickelt gewesen. Pikant: Auch in ihrem Roman geht es um einen unaufgeklärten Todesfall.

Pop

Klangwalze von enormer Wucht

Thomas Wördehoff

Beyoncé: Renaissance.
Sony Music

Die eigentliche Sensation ist, dass das Warten ein Ende hat. Sechseinhalb lange Jahre – im Pop eine Ewigkeit – musste die Welt auf das Nachfolgealbum des legendären «Lemonade» warten. Mit «Renaissance» steht also die Wiedergeburt von Beyoncé Knowles-Carter an. Und der Aufwand ist beträchtlich. Allein für die sechzehn Titel hat die Produktion bis zu neunzehn Cracks aus Tontechnik und Sounddesign aufgeboden – wohlgemerkt: pro Track.

Anspielungsreiches Oszillieren

Und auch bei den Autoren liess sich «Queen Bey» nicht lumpen: Bei der Mini-Oper «Alien Superstar» etwa werden neben Beyoncé noch 23 weitere Urheber aufgeführt – eine wohlweisliche Würdigung all jener Acts, deren Aufnahmen Material für Samples lieferten (die Liste reicht von Peter Rauhofers «Danube Dance» bis hin zum Disco-Urvater Giorgio Moroder). Für «Renaissance» hat Beyoncé schlappe siebzehn Fremdkompositionen ausgewertet – ein Sample musste allerdings schon

entfernt werden, nachdem sich die Hip-Hop-Interpretin Kelis widerrechtlich zitiert fühlte. Das Ergebnis sind sechzehn makellos gefertigte Hochglanz-Tracks vom Feinsten.

Bei Track 8, das Stück heisst ausgerechnet «Plastic Off The Sofa», geht's dann los.

«Renaissance» ist ähnlich wie «Lemonade» weniger eine Zusammenstellung von Songs, sondern ein Kompendium funkender Klangobjekte, gehalten von hypnotisch treibenden Basslines und synthetischen Beats, die in grandios montierten Samples aufgehen (und die

ostinaten Rhythmus ein tranceähnlicher Zustand, dem man sich gern überlässt. Und Sounds werden zu Bildern: Ganz beiläufig mutieren synthetische Echokammern, die zunächst als winzige Klangpartikel eines 3-D-Mosaiks durch sämtliche Kanäle schwirren, unvermittelt zu abstrusen Gebilden mit Megafonstimmen.

Dieses akustische Sci-Fi-Theater kann einen unentrinnbaren suggestiven Sog entwickeln, der sich aus schnell wechselnden Bildern, Stimmen und dem konstanten Beat dieser rasenden Erzählfetzen speist. Und doch, es gibt ihn auch, diesen einen Moment auf «Renaissance», der daran erinnert, dass ausserhalb der Headphones und dieses Kosmos aus Vision, Kompetenz und Perfektion noch Platz ist für Leben und Schmutz.



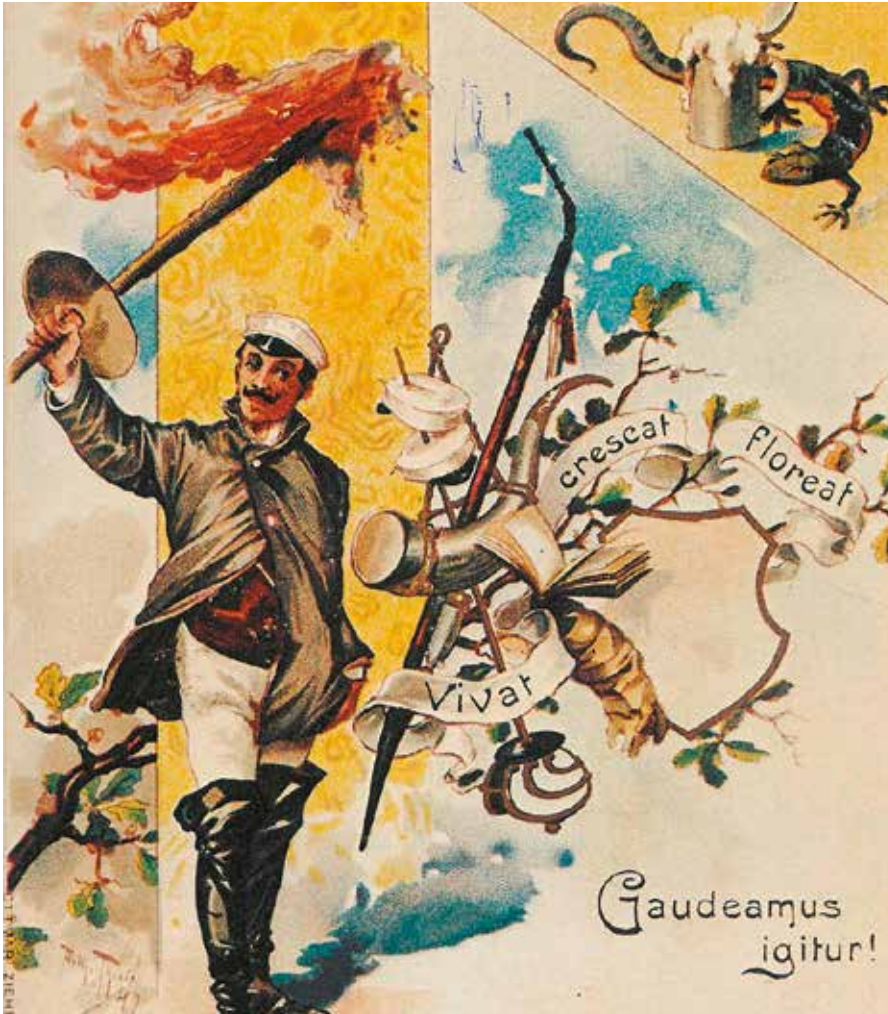
Hochglanz-Tracks vom Feinsten: Beyoncé.

meisten Tracks kunstvoll miteinander verlöten). Über allem: Beyoncé's Stimme, mal solo, mal als Chor, mal in die Nähe von Aretha inszeniert, mal in die Nähe von Donna Summer – da spielt sich ein anspielungsreiches vokales Oszillieren in allen nur möglichen Facetten ab. Aber wie erlebt man nun dieses fiebrige musikalische Hightech-Spektakel? Das unaufhörliche Effektgewitter kann beim ersten Durchlauf durchaus stressen. Wer im Bereich von US-Slangs unsicher ist, ist erst einmal verloren, denn das schicke Booklet bietet zwar 23 dekorative Posen von Beyoncé, aber keine Lyrics.

Beim zweiten Hören ist die enorme Wucht dieser Klangwalze allerdings schier überwältigend. Der Text ist nebensächlich («Why I suggest you don't fuck with my sis'» und so weiter), aber irgendwann ergibt sich aus dem

Bei Track 8, das Stück heisst ausgerechnet «Plastic Off The Sofa», geht's dann los: intimes Vorgeplänkel mit Beyoncé, die einen untreuen Typen ansingt, den sie trotzdem liebt, so was in der Art. Der Song nimmt jäh an Fahrt auf, und da ist der Sound, der alles ändert: ein echtes Instrument, ein Bass, brillant gespielt von Patrick Paige II.

Und dieser warme Klang, auf den der Körper sofort mit einem Lächeln reagiert, erinnert daran, was an diesem wirklich beeindruckenden Album fehlt: das bisschen Unmittelbarkeit, die vage Möglichkeit, dass Irrtümer Wunder bewirken können. Bei «Renaissance» ist alles Plan, nichts wird dem Zufall überlassen. Doch dieser herrliche Wohlklang haucht dem Album einen Track lang Leben ein.



«Hoch lebe das Ganze, es sei immer in Blüte!»: Postkarte von 1898.

Gesang Gaudeamus igitur!

Kurt Steinmann

Gaudeamus igitur: Studentenlieder. Youtube

Christian Wilhelm Kindleben? Sagt Ihnen der Name etwas? Vermutlich nicht. Der 1748 in Berlin geborene evangelische Theologe Kindleben war Herausgeber des ältesten deutschen Liederbuches, das 1781 in Halle an der Saale gedruckt wurde. Die meisten der darin enthaltenen 64 Lieder sind in Vergessenheit geraten – ausser das «Gaudeamus igitur», die studentische Hymne schlechthin, deren heutige Fassung auf Kindleben zurückgeht.

In einer Hitparade studentischen Liedguts würde das «Gaudeamus» weltweit obenauf schwingen, so eingängig ist die sieghaft auftrumpfende Melodie, so lebensbejahend die Carpe-diem-Philosophie der sieben Strophen. Und wenn erst noch die durch edlen Reben- oder Gerstensaft gelockerten Stimmbänder einer stolzen Korona das Lied in eine sternfunkelnde Nacht hinausschmettern, tönt es mächtig und

festlich. Auch weniger Sangeskundige können mühelos mithalten, etwa so wie bei «Grosser Gott, wir loben dich».

Manchmal ärgerlich

Nun aber wollen wir den Text dieses akademischen Hits etwas genauer inspizieren. Es wird sich herausstellen, dass der Text des «Gaudeamus» heute in mancher Hinsicht nicht unproblematisch ist. Selbst wenn wir zubilligen, dass Libretti gegenüber ihrer musikalischen Interpretation oft etwas arg naiv, simpel und manchmal ärgerlich sind.

*Gaudeamus igitur,
iuvenes dum sumus;
post iucundam iuventutem,
post molestam senectutem
nos habebit humus!*

Also wollen wir uns freuen,
solange wir noch jung sind;
nach erfreulicher Jugend,
nach beschwerlichem Alter
wird uns die Erde haben!

Gewiss wollen wir uns auch noch freuen, wenn wir nicht mehr so jung sind. Dem Text ist

zugutezuhalten, dass man im alten Rom bis 45 ein «iuuenis» war, doch auch nach 45 Lebensjahren will man sich freuen. Dass Lebensfreude auf die jungen Jahre beschränkt sein soll, ist ein altes Vorurteil. Ebenso wenig ist die Mär vom lastvollen Alter gültig. Man sehe sich die lebenslustigen, fitten Senioren und die oft gelangweilten, gestressten und depressiven Jugendlichen von heute an!

*Ubi sunt, qui ante nos
in mundo fuere?
Vadite ad superos,
transite ad inferos,
hos si vis videre.*

Wo sind jene, die vor uns
auf der Welt gewesen?
Geht zu denen oben,
geht zu denen drunten,
wenn du sie sehen willst.

Die gestellte Frage ist banal, und sie wird auch gleich beantwortet: Sie sind im Himmel oder in der Hölle. Interessant ist die im platonisch-ciceronianischen Geist geäusserte Überzeugung vom postmortalen Sehkontakt mit den Verstorbenen.

*Vita nostra brevis est,
breui finiatur,
venit mors velociter,
rapit nos atrociter,
nemini parceretur.*

Unser Leben ist kurz,
in Kürze wird es enden,
der Tod kommt schnell,
reisst uns grausam hinweg,
niemand wird verschont werden.

Dass das Leben *sub specie aeternitatis* kurz ist und keinen verschont, ist eine Binsenweisheit, und seit je diente die dunkle Folie des Todes als Mahnung zum Lebensgenuss. Sehr oft aber kommt der Sensenmann ganz und gar nicht schnell, sondern fährt seine Ernte erst nach langem Siechtum des leidenden Menschen ein.

*Vivat academia,
vivant professores,
vivat membrum quodlibet,
vivant membra quaelibet,
semper sint in flore!*

Hoch lebe die Universität,
hoch leben die Professoren,
hoch lebe jedes Mitglied,
hoch lebe das Ganze,
es sei immer in Blüte!

Die von Etatkürzungen gebeutelten, immer mehr in die Zwangsjacke normierter Studien-

modelle gezwängten Universitäten können ein «Vivat!» gewiss gebrauchen. Heute aber müsste der Wunsch lauten: Es komme wieder in Blüte! Von Blüte ist bei den Universitäten nämlich nichts zu spüren. Verschulung, Vermassung, Nivellierung allenthalben.

*Vivant omnes virgines
faciles, formosae,
vivant et mulieres,
tenerae, amabiles,
bonae, laboriosae!*

Hoch sollen leben alle jungen Frauen,
die freundlichen, schönen,
hoch leben die Ehefrauen,
die zarten, liebevollen,
die guten und arbeitsamen!

Der sangesfreudige Scholar unterscheidet fein säuberlich zwei Arten von Frauen, auf die er – wie galant – ohne Unterschied einen Hochruf ausbringt. Zuerst auf die «virgines», was nicht unbedingt «Jungfrauen» heissen muss, obwohl doch im Geheimen an diesen mythenumrankten Vorzug gedacht sein mag. Mit dem Wunsch bedacht werden allein die «freundlichen» – man könnte auch übersetzen: die «willigen» oder «nachgiebigen» – und die «schönen», wobei das lateinische «formosus» eigentlich «reich an Formen» heisst, was ein Schlaglicht auf die ästhetischen Erwartungen des Studiosus wirft.

Hingabe und Fleiss

Die weniger gefügigen, vielleicht sogar gelegentlich widerredenden jungen Frauen, die mit körperlichen Reizen weniger gesegnet sind, werden der Gnade des studentischen Hochrufes nicht zuteil. Bei den verheirateten Frauen, allesamt Noras im Puppenheim, zählen liebevolle Hingabe und Fleiss als massgebende Kriterien, von Schönheit ist jetzt nicht mehr die Rede. Das Frauenbild des «Gaudeamus» ist bedenklich, doch wird das Lied heutzutage selbst von farbentragenden Kommilitoninnen inbrünstig dahergesungen.

*Vivat et res publica
et qui illam regit,
vivat nostra civitas,
Maecenatum caritas,
quae nos hic protegit!*

Hoch lebe auch der Staat
und wer ihn regiert,
es lebe unsere Bürgerschaft,
die Zuneigung der Mäzene,
die uns hier beschützt!

Gegen ein «Vivat!» auf den Staat und seine Führung ist natürlich nichts einzuwenden, auch wenn der Singular des Verbs doch eher auf einen Monarchen als auf eine durch den Volkswillen

legitimierte Regierung schliessen lässt. Hübsch ist, dass die «Protektion» der Mäzene, sprich der Altherren, nicht unerwähnt bleibt, ist doch die Aussicht, durch diese bestandenen Herren in der Karriereentwicklung gefördert zu werden, ein recht starkes Movens zum Beitritt zu einer Studentenverbindung.

*Pereat tristitia,
pereant osores,
pereat diabolus,
quivis antiburschius,
atque irrisores.*

Nieder mit der Traurigkeit,
nieder mit den Hassern,
nieder mit dem Teufel,
mit jedem Feind der Burschen
und mit allen Spöttern!

Dass der Teufel und die Hasser mit der starken Schmähung des «pereat» bedacht werden, freut alle Wohlmeinenden. Etwas bedenklicher ist der Ausschluss derer, die von der Seuche der Traurigkeit angesteckt sind, also derjenigen, die nicht auf Geheiss lustig sein können, der Grübler und Zweifler und der Spötter, die das «Gaudeamus» textlich nicht ganz harmlos finden.

Und als hätte der Autor der Strophen es geahnt, dass dereinst wüste Feinde der Geselligkeit singende Verbindungsstudenten als «Nazi-Sänger» (Tübinger Flugblatt zum traditionellen Mai-Singen) verunglimpfen würden, hat er in das «Nieder mit ihm!» auch alle Korporationsfeinde eingeschlossen.

Übersetzung der lateinischen Zeilen: Kurt Steinmann

Nachruf

Fredy Studer (1948–2022)



Mal proletisch, mal poetisch: Drummer Studer.

Fredy Studer war ein Mann mit vielen Talenten. Ein Schlagzeuger, der viele Elemente in sich vereinigte: die binäre Power des Rock, den schwebenden, sogenannten ternären Swing des Jazz; ausgehend von seinen juvenilen Initiatio-nen (Jimi Hendrix! John Coltrane!), überhaupt weitgespannte Interessen von westlicher Avantgarde einerseits (Ligeti, Stockhausen, Varèse, und, versteht sich, der freien Improvisation zwischen «Black Music» und europäischem Free Jazz) bis zu ethnischen Musikulturen andererseits – das eine für den in einem Luzerner Arbeiterhaushalt Aufgewachsenen so exotisch wie das andere, entlegener jedenfalls als seine Leidenschaft für «Groove Music».

Dieser grosse Drummer (der Jazz-Slang nennt seine Art «heavy») war kein Intellektueller. Er war ein ebenso liebenswürdiger wie hartnäckig eigenwilliger Innerschweizer. Seine Musik war mal gefitzelt, mal gefetzt, mal proletisch, mal poetisch. Immer aber wollte er sie «zum Fliegen bringen».

Studers Name ist eng mit der von ihm 1972 mitbegründeten Luzerner «Electric Jazz Free Music»-Gruppe OM verbunden (Urs Leimgruber, Christy Doran, Bobby Burri), die *heavy grooves* aus dem Rock mit der radikalen Kühnheit der freien Improvisation verband. Aber für alle Gruppen seiner vielseitigen, nie «geplanten» Karriere gilt eine Formel, die er für sein Trio mit Hans Koch und Martin Schütz prägte: «Hardcore Chambermusic». Fredy Studer war ein mächtiger, aber auch ein subtiler Drummer, mit viel Lust am Widerstand und grossem Misstrauen gegenüber jeder Art von Mainstream.

Die bittersten Ironien schreibt das Leben, also der Tod. Am Tag, als mich das Rezensionsexemplar der Jubiläums-CD «OM 50» (Intakt CD 388) erreichte, hörte ich von Fredy Studers jähem Tod. Eine geplante Tournee muss nun ausfallen. Fredy war das Herz von OM, der Brennpunkt, in dem alle darin mächtig fliessenden Energien gebündelt waren. *Peter Rüedi*

LA CASA DEL HABANO

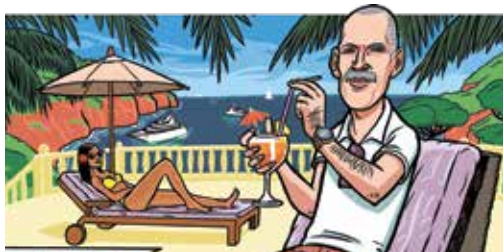
La excelencia del fumar.

Samuel Menzi

Bleicherweg 18, CH-8002 Zürich
Tel. 044 202 12 11
www.la-casa-del-habano.ch

Öffnungszeiten:
Di–Fr 10.00–18.00 / Sa 10.00–16.00 Uhr

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

Meine Cousine

Mark van Huissingling

Meine Verwandtschaft ist zahlenmässig überschaubar, und die Mitglieder leben in verschiedenen Ländern. Spätestens seit die meisten eigene Familien haben, verbringen wir kaum mehr Zeit miteinander. Das war der Haftungsausschluss. Sowie die Ankündigung, dass diese Spalte heute weniger leicht ausfällt, als die Spitzmarke «Wunderbare Welt» nahelegt.

Meine Cousine war mir am nächsten und wohl meine Lieblingsverwandte. Das hing damit zusammen, dass wir gleich alt sind, geboren 1965. Und unsere Mütter ein enges Verhältnis pflegten. Natürlich wäre mir ein Junge als *Gspänli* lieber gewesen, doch für ein Mädchen war sie recht brauchbar. Vor allem aber war ihre Anwesenheit auf dem Bauernhof, wo wir gemeinsame Frühlings- und Herbstferien verbrachten, immer noch besser, als das einzige Kind weit und breit zu sein (und alleine spielen zu müssen).

Später, als wir Teenager waren, sahen wir uns nicht mehr auf dem Hof, stattdessen ungefähr einmal im Jahr bei ihr zu Hause oder bei uns. Aus der früheren Spielgefährtin wurde eine Mitbewerberin – wer hatte was schon erlebt, gemacht, gekauft et cetera? Auf den zwei erstgenannten Gebieten hatte ich keine Chance: die erste Zigarette, der erste Rausch, das erste Mal Sex ... Meine Cousine hängte mich ab, mit Leichtigkeit. Bloss bei Kleidung und Langspielplatten lag ich vorne. Doch diese Kategorie kompensierte die vorherigen kaum, was die Bedeutung angeht. In der Schweiz hatte man halt mehr Geld, drum besass ich mehr Dinge. Kommt dazu, dass meine Cousine sich nicht viel aus Mode machte respektive ihr Fiorucci, Benetton, Fruit of the Loom und ähnliche Marken egal waren, sie trug Batikröcke. LPs sammelte

sie ebenfalls keine, stattdessen ging sie auf Konzerte und verkehrte mit *local hero*-Musikern.

Als junge Erwachsene verloren wir uns aus den Augen. Weil wir nicht mehr teilnehmen mussten an Familienschläuchen. Ich war ein Popper, hätte gerne Karriere gemacht, am liebsten in einer Bank oder wenigstens auf der Versicherung. Wohingegen meine Cousine, vermutlich als Einzige der Familie, ein wenig verrückt unterwegs war. Beziehungsweise wie es Endo Anaconda in «Furt» über seinen Antihelden poetischer ausdrückt: «Der Hene föhrt es bessers Läbe, zärtlech, frei verträimt u wild.»

Dann wurde sie – wir hätten das nicht gedacht – Mutter, ihr Sohn hat *special needs*, wie man sagt. Sie nahm die Herausforderung respektive Lebensaufgabe an. Und führt seither ein «gewöhnliches» Leben; ihr Junge, mittlerweile zwanzig Jahre alt, ist weitergekommen und hat eine bessere Lebensqualität erreicht, als ihm vorausgesagt wurde (später hatte sie zudem eine gesunde Tochter).

Vergangenen Sommer – am Abend bevor in Deutschland, gar nicht weit entfernt, von wo sie lebt, Wassermassen vom Himmel fielen und die grosse Flut verursachten – traf ich sie zum ersten Mal seit Jahren wieder. Sie erzählte, dass sie glücklich sei. Und dass sie Krebs habe. Dass sie aber voraussichtlich im Herbst, oder im Winter spätestens, aus dem Gröbsten raus sein werde. Sie wirkte zuversichtlich, gefestigt, stark.

Im Hotel las ich in «On Death and Dying», dem Buch der Sterbeforscherin Elisabeth Kübler-Ross, nach. Befand sich meine Cousine in Phase eins des Prozesses (nicht wahrhaben wol-

«Sie erzählte, dass sie glücklich sei. Und dass sie Krebs habe.»

len) oder schon in Phase drei, dem Verhandeln? Oder lag sie ganz einfach richtig und würde tatsächlich bald wieder gesund?

Dieses Frühjahr, nach Chemotherapien und Operationen, sah es gut aus. Noch ein paar kleine Komplikationen, sagte sie, aber kein Problem. Im Frühsommer dann war alles ganz anders – Metastase. Keine Operationen mehr, Schluss mit Chemo, raus mit dem Port (ein Zugang, über den ein Schlauch ins Herz geleitet wird, um Wirkstoffe schneller zu verteilen sowie die Venen zu schonen). Ihr gröss-

ter Wunsch war, noch einmal für einen Tag mit der Familie ans Meer zu fahren.

Bei unserem letzten Treffen sagte sie, sie habe wohl nicht mehr viel Zeit. Das sei schade, aber irgendwie nicht schlimm. Der Satz, den Michel Houellebecq in «Vernichten» wiedergibt, fiel mir ein: «Der Tod ist für den Direktbetroffenen verhältnismässig unbedeutend.» Sie habe ein gutes Leben gehabt, nur kein langes, fasste sie zusammen. Das ist dann wohl Phase fünf nach Kübler-Ross: *acceptance*, Annahme.



UNTEN DURCH

Um fünf Uhr morgens sind alle gleich

Linus Reichlin

Wenn die Leute mich fragen, wann ich morgens aufstehe, lüge ich immer und sage: «Um 7.00 Uhr.» Das gefällt den Leuten, denn wer um 7.00 Uhr aufsteht, lebt in geordneten Arbeitsverhältnissen, ist aber kein Chef oder CEO, sondern «einer von uns». Manchmal sage ich auch: «Um 6.00 Uhr.» Aber das mögen die Leute weniger, denn es ist früher, als sie aufstehen, und es klingt schon ein bisschen nach einem Jahresgehalt von über 300 000 Franken. Um 6.00 Uhr stehen Bürgermeister mittelgrosser Ortschaften auf, mittelständische Unternehmer und Abteilungsleiter von Pharmakonzernen. 7.00 Uhr ist sozusagen weniger ambitioniert, aber eben irgendwie auch sympathischer. Es ist die Zeit, in der Verkäuferinnen, Angestellte, Lehrer aufstehen, also grundsätzlich der subalterne Mensch, der sich in seiner Jugend dafür entschieden hat, lieber eine Stunde länger zu schlafen, als Chef zu sein.

6.00 Uhr ist eindeutig forscher, durchaus aggressiver: Wer dann aufsteht, will den Tag in einen Triumph verwandeln. Wer um 7.00 Uhr aufsteht, will ihn einfach nur ohne grössere Fi-

simatenten hinter sich bringen. Das ist völlig okay: Unser Land wird von Menschen getragen, die um 7.00 Uhr aufstehen. Oder besser gesagt: 7.00 Uhr und 6.00 Uhr arbeiten Hand in Hand, um neuen Wohlstand zu schaffen und ihn zu bewahren. (So schön und prägnant kann das natürlich nur jemand ausdrücken, der um 9.00 Uhr aufsteht – aber dazu später.)

Kommen wir zu 5.00 Uhr. Wer behauptet, unsere Gesellschaft sei gespalten und es gebe immer mehr Superreiche und auf der anderen Seite immer mehr Arme, der soll einmal um 5.00 Uhr aufstehen. Dann sieht er nämlich, dass um diese Zeit sowohl der CEO der UBS wie auch der Mann von der Müllabfuhr mit einem Ächzen aus dem Bett steigen. Und beide fragen sich, wenn sie im Badezimmerspiegel ihr bleiches Gesicht mit den Schlaffalten sehen, was sie in ihrem Leben falsch gemacht haben und warum sie sich nicht einfach wieder ins Bett legen. Um 5.00 Uhr sind sie alle gleich: der Landwirt mit Schulden, der millionenschwere Vorstandsvorsitzende, der kleine Gemüsehändler und die Investment-Bankerin – um hier auch mal eine Frau zu erwähnen. Auf der psychologischen Ebene ist 5.00 Uhr jedenfalls eine existenzielle Zeit, die den ganz Großen und den ganz Kleinen vorbehalten ist – also den eigentlichen Helden unserer Gesellschaft (sorry, 7.00-Uhr-Aufsteher!).

So richtig spannend wird es aber erst, wenn man auf einer Party sagt: «Ich stehe um 4.00 Uhr auf. Und ich bin kein Bäcker.» Den meisten Leuten ist es unheimlich, wenn einer um 4.00 Uhr aufsteht. Das kennen sie selbst nur von Billigflugreisen oder Herzinfarkten. 4.00 Uhr klingt nach Autodiebstahl im Morgengrauen, nach militärischen Überfällen auf Polen und solchen Sachen. Dieser Aufstehenszeit haftet einfach etwas Unseriöses an, basta!

Meine eigene Aufstehenszeit ist allerdings auch nicht gerade Nummer eins auf der Seriositätsliste. Ich stehe um 9.00 Uhr auf. Das betrachten viele Leute schon als knapp an der Grenze zur Drogensucht. Tatsächlich sagte mal jemand zu mir: «Oh, 9.00 Uhr! Mein Bruder stand auch immer so spät auf – als er noch heroinabhängig war.» Aber machen wir es kurz: 9.00 Uhr wird von den Leuten definitiv als unmoralisch und ein wenig unsympathisch empfunden. Denn es ist völlig klar, dass um diese Zeit nur Leute aufstehen, die von Kunstfördergeldern leben, also vom Steuergeld derjenigen, die zwei

bis vier Stunden früher raus müssen. Aber man kann es auch so sehen: Einer muss doch ins Bett gehen und aufstehen können, wann er will! Einer muss doch ausgeschlafen sein! Mit anderen Worten: Einer muss doch den Überblick behalten! Ich schreibe das um 23.45 Uhr. Da seid ihr schon alle im Bett. Und ich halte Wache!



FRAUEN

Joanne K. Rowling, Frauenrechtlerin

Julie Burchill

Zwanzig Jahre lang war Joanne K. Rowling (JKR) für mich nichts weiter als die unglaublich erfolgreiche Autorin einer Serie irritierender Kinderbücher: Ich las aus Arbeitsgründen ein «Harry Potter»-Buch und schäumte tagelang. Als ich entdeckte, dass die Bücher bei Erwachsenen so beliebt geworden waren, dass der Verlag Bloomsbury Ausgaben mit Erwachsenenumschlägen herausbrachte (sie waren zwei Pfund teurer als die Kinderausgaben, was offensichtlich machte, wie bescheuert diese Erwachsenen waren), schlug ich vor, man sollte diesen angeblichen Erwachsenen das Wahlrecht entziehen, wie man das bei Verrückten und Gefangenen tut.

Doch dann begann JKR, sich für Frauenrechte starkzumachen, und während die sozialen Medien der Untergang vieler Autorinnen und Autoren sind, bedient sich JKR ihrer auf höchst erfolgreiche Art. Sie verteidigt und unterstützt Frauen finanziell, die gepiesackt oder gar gefeuert werden, weil sie sich weigern, die moderne Lüge von der transvestitischen Transsubstantiation zu übernehmen, nämlich dass ein Penis weiblich werden kann, einfach nur dadurch, dass sein Besitzer dies behauptet. Einst war sie auf eine blasse Art hübsch, jetzt ist sie dank ihrer Kühnheit zu einer Schönheit erblüht: Sie scheint vor Tapferkeit zu leuchten.

Eine so vielfältig begabte Frau wird oft von minderwertigen Männern und neidischen Frauen mit Hass überschüttet. Jetzt ist Rowling sogar in das schockierende Attentat auf Salman Rushdie hineingezogen worden: Nachdem sie in einer Twitter-Nachricht ihr Mitgefühl ausgedrückt hatte, twitterte ihr ein Islamofaschist: «Du bist als Nächste dran.» (Diese Drohung empfand Twitter nicht als Verstoß gegen seine Regeln.)

Seit langem ist sie das Ziel von, von mir so genannten, «Transhandlangerinnen», also von Frauen, die sich als Feministinnen bezeichnen, doch, sowie ein Mann ein Kleid anzieht, bereit sind, weibliche Errungenschaften von Toiletten bis Trophäen aufzugeben, und sich so zu Handlangerinnen machen. Eine von ihnen, die Romanautorin Joanne Harris, ist nun aufgefordert worden, den Vorsitz der Society of Authors aufzugeben, nachdem sie eine lustig gemeinte Pseudoumfrage bei Autorinnen, wer alles Todesdrohungen erhalten habe, getwittert hatte.

Das Tüpfelchen auf dem i ist, dass Rowling sich zu einer richtig guten Autorin gemausert hat: Ich möchte nach wie vor nicht auf engem Raum mit einem Erwachsenen zusammenkommen, der «Harry Potter» mag, aber ihre pseudonym publizierten fünf Cormoran-Strike-Bücher sind nicht nur tolle Thriller, sondern auch hervorragende Romane. Ich werde den neuen, «The Ink Black Heart», verschlingen, sobald er erschienen ist: einerseits, weil ich die Serie liebe, andererseits, weil ich weiss, dass jedes verkaufte Exemplar ein Nagel im Sarg der Cancel-Culture ist.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer



„Der Nächste, bitte!“



THIEL

Ausweg

Stauffacher: Die hohen Benzin- und Gaspreise treiben reihenweise Betriebe in den Konkurs.

Winkelried: Das haben wir nun von dieser neutralitätswidrigen Sanktionspolitik.

Melchtal: Und wer ist schuld? Der Bundesrat, der in vorseilendem Gehorsam alles macht, was die EU von ihm verlangt.

Stauffacher: Und wenn noch ein Blackout kommt, dann steht die Wirtschaft ganz still.

Winkelried: Das haben wir nun von dieser Schönwetterenergiepolitik.

Melchtal: Und wer ist schuld? Der Bundesrat, der in vorseilendem Gehorsam alles macht, was der Weltklimarat von ihm verlangt.

Stauffacher: Und dann sitzen wir zu Hause, frieren und werden krank.

Winkelried: Das haben wir nun von dieser Gesundheitspolitik.

Melchtal: Und wer ist schuld? Der Bundesrat, der in vorseilendem Gehorsam alles macht, was die WHO von ihm verlangt.

Stauffacher: Und wegen der unterbrochenen Lieferkette werden wir nicht nur frieren, sondern auch noch Hunger leiden müssen.

Winkelried: Das haben wir nun von dieser Landwirtschaftspolitik.

Melchtal: Und wer ist schuld? Der Bundesrat, der in vorseilendem Gehorsam alles macht, was die WTO von ihm verlangt.

Stauffacher: Die Weltmächte haben uns fest im Griff.

Winkelried: Wir sind wieder einmal umzingelt.

Melchtal: Was können wir tun?

Stauffacher: Wir müssen endlich wieder ausbrechen aus dieser Situation.

Winkelried: Wie soll das gehen?

Melchtal: Einer muss aufstehen und etwas tun, sonst gehen wir noch alle vor die Hunde.

Stauffacher: Einer muss sich opfern.

Winkelried: Männer! Haltet mein Bier und meine Zigarette! Ich will euch eine Bresche zum Sozialamt schlagen.

Andreas Thiel

HÄUSER/BENJAMIN BÖGLI

Sozialistischer Glamour

Einst lockte Jugoslawiens Herrscher Tito westliche Prominenz ins nun frisch renovierte «Grand Hotel Brioni Pula» an die Adria.



Neues Leben: das «Brioni» in Pula.

Die Lage ist verführerisch. Mitten im kühlenden Pinienwäldchen thront das «Grand Hotel Brioni» leicht erhöht über dem Meer. Das Haus auf der kroatischen Halbinsel Istrien ist wie gemacht für Postkarten und Instagram-Konten. Es war eines der Prestigeobjekte Titos damals in Jugoslawien. Dem kommunistischen Machthaber gelang es, im Kalten Krieg sein Land vom Sowjetimperium abzugrenzen und gleichzeitig mit dem Westen Geschäfte zu machen sowie Urlauber zu empfangen. Den modernistischen Bau eröffnete er 1972. Die Bezeichnung des Hotels hat mit den Brioni-Inseln zu tun, die sich gleich nebenan befinden und auf denen sich Tito jedes Jahr sechs Monate lang aufhielt. Filmstar Sophia Loren soll ihn zum Namen inspiriert haben.

Abba und Gaddafi

Titos Absicht war es denn auch, in den 227 Zimmern die Gäste des berühmten Filmfestivals zu beherbergen, das seit 1954 unter freiem Sternenhimmel im schmucken Amphitheater der istrischen Stadt Pula stattfindet. Bald gab es Direktflüge von New York nach Pula. Der sozialistische Glamour und Titos Casinolizenz zogen Promi-

nenz wie Boney M., Abba oder Oberst Gaddafi an den traumhaften Ort.

Tito starb 1980. Während des Zerfalls Jugoslawiens und des Kommunismus fiel auch dem «Brioni» allmählich der Lack ab. In den achtziger Jahren wurde es von einem Fünfsternehaus auf ein Zweisternehotel herabgestuft. Neues Leben hauchte dem Bau, der plötzlich wieder zeitgemäss wirkt, nun die vor allem im Osten tätige Arena Hospitality Group zusammen mit dem amerikanischen Hotelriesen Radisson ein. Für 34 Millionen renovierten sie die Anlage und eröffneten im Mai dieses Jahres das «Grand Hotel Brioni Pula». Es hat alles, was zu einem modernen Luxushotel heute gehört – ein Doppelzimmer ist ab 390 Euro pro Nacht erhältlich.

Kaum Reminiszenzen

Aber gibt es im neuen «Brioni» noch Elemente aus Titos Zeit, welche die Renovation überlebt haben? «Ich denke, vielleicht die Handläufe im Treppenhaus», sagte Geschäftsführer Alex Zivkovic in der *Financial Times*. Natürlich blieb die Aussicht auf die türkisfarbene Adria und ihre dramatischen Sonnenuntergänge ebenfalls unverändert.

Walter Steiner

Holzschnitzer und Vogelmensch: Der 71-Jährige war als Skispringer in den siebziger Jahren der Konkurrenz meistens eine Skilänge voraus. Heute lebt er in Schweden.

Weltwoche: Was denken Sie, wenn Sie sich an den 11. Februar 1972 – an den Tag des olympischen Wettkampfs auf der Grossschanze – erinnern?

Walter Steiner: Grundsätzlich war es schon fantastisch für uns, Japan zu erleben. Das Land der aufgehenden Sonne war damals wie eine andere Welt. Mit etwas Glück konnte ich die Silbermedaille gewinnen – das war ein grandioser Erfolg. Nach den Winterspielen fanden in Planica die ersten Skiflug-Weltmeisterschaften statt. Dort holte ich überlegen Gold. So wusste ich nachträglich auch, dass in Sapporo sogar der Sieg möglich gewesen wäre. Trotzdem bin ich äusserst dankbar für diesen Erfolg. Schliesslich verfehlten starke Springer wie Hans Schmid in Sapporo oder Hansjörg Sumi 1980 in Lake Placid trotz hervorragender Ausgangslage das Podest. Vor allem Schmid beklagte in Japan grosses Pech. Im zweiten Durchgang wurde er von einer Windböe erfasst und im wahrsten Sinn des Wortes vom Podest fortgeblasen. Ihm

hätten 100 Meter zum Sieg gereicht. Ich flog 103 Meter.

Weltwoche: Aber am Schluss fehlten Ihnen nur 0,1 Punkte auf den polnischen Sieger namens Fortuna. Ärgerte Sie dies nicht?

Steiner: Nein, überhaupt nicht. Ich war vom Glück begünstigt. Schliesslich lag ich nach dem ersten Durchgang nur an 13. Stelle. Und ich profitierte grundsätzlich als Schweizer von einer dankbaren Ausgangslage.

Weltwoche: Was bedeutet Ihnen Sapporo fünfzig Jahre später noch?

Steiner: Ich hatte immer eine Hassliebe zu Weltmeisterschaften und Olympischen Spielen – weil mir bewusst war, dass nicht zwingend der Beste der gesamten Saison auch bei diesen Wettkämpfen gewinnt. In Sapporo geschah exakt dies. Doch ich war mit Silber überglücklich – und später kehrte ich nochmals in die Olympiastadt zurück und stellte einen neuen Schanzenrekord auf.

Weltwoche: Mit Simon Ammann haben Sie drei Jahrzehnte später einen würdigen Nachfolger aus derselben Region gefunden. Herrscht im Toggenburg eigentlich besonders gutes Flugwetter?

Steiner: (Lacht) Simon Ammann ist ein Phänomen. Und er konnte auch von einem hervorragenden Team profitieren – von Andreas Küttel als kongenialen Partner und von Spitzentrainern wie Gary Furrer oder Berni Schödler.

Weltwoche: Seit 1990 leben Sie in Schweden. Weshalb sind Sie ausgewandert?

Steiner: Zunächst lebte ich vier Jahre in den USA und baute ein Skisprung-Team auf. Leider erlebte ich die Erfolge selber nicht mehr mit – dass die Amerikaner aber an den Winterspielen in Vancouver 2010 Gold und Silber in der Nordischen Kombination gewannen, war wohl auch unserer Aufbauarbeit zu verdanken. Die Springer machten quasi in meinem Sinn weiter. Gerne hätte ich eine ähnliche Entwicklung in der Schweiz angestossen. Ich hatte ein Projekt in Kandersteg vor Augen. Aber der Verband konzentrierte sich auf Einsiedeln. So entschloss ich mich, ins schwedische Falun auszuwandern. Dort arbeitete ich vor allem als Therapeut in einem Gesundheitsheim. Ausserdem war ich an der Nordischen WM 1993 als Schanzenexperte engagiert. Später nutzte ich meine Fähigkeiten als Holzschnitzer, um alte Gebäude zu renovieren. So erhielt ich den Job als Restaurator bei der Landeskirche.

Weltwoche: Was machen Sie heute?

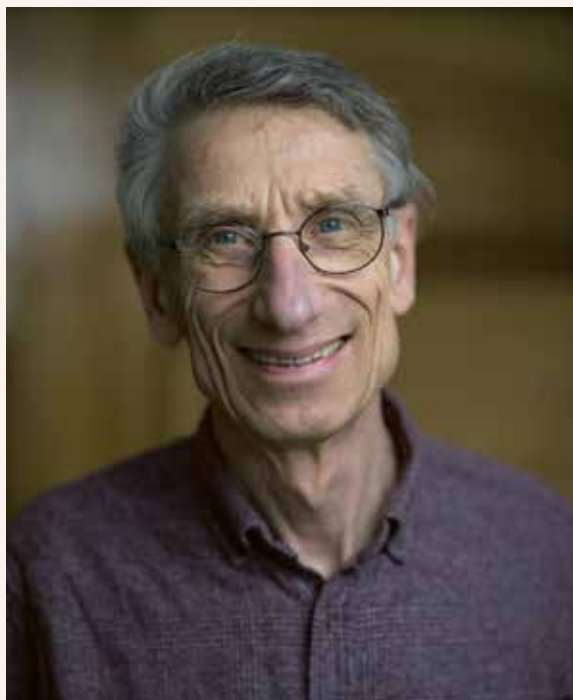
Steiner: Ich bin zufriedener Pensionär. Ich fahre sehr viel Velo und Rollski. Mit fünfzig begann ich wettkampfmässig mit dem Langlaufsport. So gewann ich zwei WM-Titel bei den Veteranen. Aber seit der Verband diktiert hat, dass man mit verkürzten Stöcken starten muss, habe ich es aufgegeben. Die Gesundheit geht vor. In Schweden gefällt es mir aber noch immer ausgezeichnet. Es hat weniger Leute als in der Schweiz. Ich liebe die Natur – und vor kurzem habe ich wieder mal etwas geschnitzt. Aber es freut mich auch immer wieder, in die Schweiz zu kommen. Und ich hoffe, dass ich dies in Zukunft wieder regelmässiger machen kann.

Thomas Renggli



«Vom Glück begünstigt»: Sportler Steiner, 1972 und aktuell.

Der Wildhauser Walter Steiner, Jahrgang 1951, gewann Olympiasilber auf der Grossschanze in Sapporo und wurde zweimal Skiflug-Weltmeister. Regielegende Werner Herzog setzte ihm 1974 mit seinem Dokumentarfilm «Die grosse Ekstase des Bildschnitzers Steiner» ein Denkmal.



Höchste Konzentration

Restaurant Focus Atelier, Park Hotel Vitznau, Seestrasse 18, 6354 Vitznau. Sonntags und montags geschlossen. 18 Punkte, 2 Sterne

Kürzlich stand mir der Sinn nach einem Essen, das ohne jeglichen ideologischen Überbau nicht mehr zum Ziel haben sollte, als einfach gut zu schmecken. Als einen der Küchenchefs, die diesen an sich bescheidenen Anspruch würden erfüllen können, hatte ich Patrick Mahler ausgewählt. Im «Park Hotel Vitznau» mit direktem Vierwaldstättersee-Anstoss hat er in seinem kleinen «Focus Atelier» mit sechzehn Sitzplätzen eine Küche etabliert, die man in jeder Beziehung als luxuriös bezeichnen kann, was Produkte, Aufwand und vor allem den Geschmack angeht.

Schon in der fantastischen Krustade, einem hauchdünnen, zylinderförmigen Gebäck in der Grösse einer kleinen Zwetschge, die zu Beginn



des Abends aufgetragen wurde, steckt so viel Arbeit, dass es anderswo für mehrere Gänge gereicht hätte: Unter anderem Hummermousse, Johannisbeeren, Brioche und gezupfte Schneekrabbe werden sorgfältig aufeinander geschichtet.

Nicht zuletzt mit dem Gewürzbaukasten der japanischen Küche – Ponzu, Dashi oder Miso – gibt Mahler seinen Gerichten gern grosse Tiefe. Die fünfte geschmackliche Dimension neben süss, sauer, bitter und salzig wurde 1908 von

Professor Kikunae Ikeda in Kombu-Algen isoliert und spielt in der japanischen Küche eine zentrale Rolle. Längst haben hiesige Köche entdeckt, dass sich damit der Gast gewissermassen mit Wohlgeschmack umhüllen lässt. Zu viel davon kann allerdings zu einer Ermüdung des Gaumens führen, weshalb die Japaner der Harmonie grosse Beachtung schenken.

Kaisergranat der höchsten Qualitätsstufe mit Pilz-Dashi, punktgenau gegarter Zander mit Kaviar und Vin jaune/Beurre blanc, gerösteter, mit Honig und Sojasauce glasierter Maitake-Pilz oder A5-Wagyu-Entrecôte mit Ponzu-Vinaigrette, Ochschwanz-Raviolo und Pilzschaum sind kulinarische Werke auf höchster Aromenkonzentrationsstufe. Am Ende lehne ich mich Umami-gesättigt zurück und habe mein Ziel für den Abend erreicht.

David Schnapp ist Autor beim «GaultMillau-Channel».

WEIN/PETER RÜEDI

Toujours Gamay!

Pierre-Marie Chermette: Moulin à Vent Les Trois Roches 2019. 13,5%. Divo, Winterthur. Fr. 22.80. www.divo.ch

«Ist der Ruf erst ruiniert, lebt es sich gänzlich ungeniert»: Das gilt gewiss nicht für das Ansehen einer Weinregion, die einmal aus dem Wohlwollen der globalen Kundschaft gefallen ist. Noch immer stellt sich beim Wort «Beaujolais» ein Odeur ein, der aus den Köpfen nicht rauszukriegen ist, wie sehr sich im Landstrich des südlichen Burgunds, in den Hügeln westlich der Saône zwischen Mâcon und Lyon, die Verhältnisse seit dem ebenso überwältigenden wie für das Image desaströsen Marketing-erfolg des industriell gefertigten Beaujolais nouveau auch geändert haben mögen.

Zwar ist inzwischen der Erfolg des jeweils am dritten Donnerstag im November präsentierten Techno-Weins (durch Erhitzung beschleunigte Gärverfahren, durch Zuchthefen normierter Geschmack etc.) weltweit im Sinken (mit Ausnahme Japans vielleicht, wo anspruchsvolle Weine als Begleiter der lokalen Küche



ohnehin einen schweren Stand haben). Die Einsicht indes, dass von kreativen Winzern der Appellation seit geraumer Zeit nicht nur passable, sondern gelegentlich grosse Weine kommen, verbreitet sich nur sehr allmählich, selbst unter aufgeschlossenen Weinliebhabern.

Daran sind die Vettern aus den weltberühmten Lagen der Côte d'Or nicht ganz unschuldig. Seit Philipp II., genannt «der Kühne», Herzog von Burgund, im Herbst des Mittelalters in seinem Machtbereich das Pflanzen der Sorte Gamay zugunsten der Pinot noir verboten und erstere ins Beaujolais-Exil vertrieben hat (wo sie noch immer die überwiegende Leitsorte ist), mokieren sich, ebenfalls bis heute, Pinot-Snobs mit dem Kürzest-Reim «Jamais Gamay» über

die in Wahrheit verwandte (Pinot Gouais blanc), auch auf kargen Böden (z. B. im Wallis) sehr anpassungsfähige Rebe.

Genug der Historie, rein ins freudige Präsenz. Die Weine des im Süden des Beaujolais, den «Terres dorées», ansässigen, aber auch *en famille* in den Crus des Nordens, in Appellationen wie Saint-Amour, Brouilly, Fleurie und Moulin-à-Vent, tätigen Pierre-Marie Chermette sprechen für sich. Hier und jetzt, aber auch noch in zehn Jahren.

Zum Beispiel der Moulin à Vent «Les Trois Roches», eine Cuvée von drei Parzellen von insgesamt 4,5 Hektaren. Er ist ein grosser Wein mit viel roter Frucht, Würze und floralen Noten und einem mineralischen Touch (vom Granit-Terroir, bilde ich mir ein), auch etwas Rauch; mit weichen Tanninen, rassig, saftig, rund am Gaumen, lang im Abgang. Ein Wein mit grosser Frische (vorausgesetzt, wir erlauben ihm in diesem tropischen Sommer die idealen 14 bis 16 Grad) und enormer, nicht pompös vorgetragener Substanz. Belebend wie ein *vin de soif*, substanzvoll wie ein *vin à garder*. *Toujours Gamay!*

Weg des Lichts

Kaum ein Elektrofahrzeug steht mehr für den technologischen Zukunftsglauben als der Mercedes-AMG EQE 43.



In einem buchstäblich mitreissenden Tempo setzt der Autohersteller Mercedes-Benz seine Elektrifizierungsstrategie in fahrbare Ergebnisse um. Die Kunden können heute schon in allen Preissegmenten und verschiedenen Kategorien auswählen: Einigermassen niederschwellige Angebote wie die kompakten SUVs EQA und EQB sind ebenso im Portfolio wie der Gross-Van EQV oder die luxuriöse Limousine EQS, die bei der Reichweite neue Standards setzt.

Daran schliesst der neue EQE an, der formal und technologisch nah am grösseren (und teureren) EQS gebaut ist. Beide basieren auf der «elektro-exklusiven Mercedes-Architektur der Luxus- und Oberklasse (EVA2)», wie es heisst. Die Form folgt bei beiden Modellen konsequent der Funktion: Mit seinen auffälligen Rundungen ist der EQE konsequent nach Gesetzen des Luftwiderstands konstruiert, die spezielle Front oder der Heckdiffusor optimieren die Luftströme, und daraus resultiert ein sehr guter cw-Wert von 0,22. Beim EQS ist diese Kennziffer aufgrund der längeren Karosserie mit 0,20 noch etwas besser.

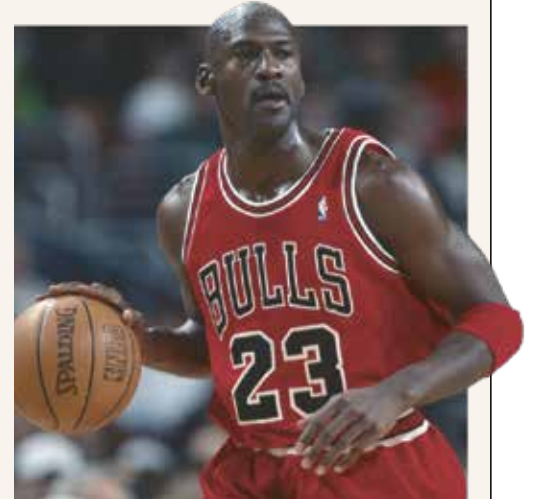
Mit 476 PS, 858 Newtonmeter maximalem Drehmoment und einer Reichweite von zuverlässigen 450 (Autobahn-)Kilometern im sommerlichen Alltagsbetrieb ist der Mercedes-AMG EQE 43 4Matic ein ebenso praktischer wie fortschrittlicher Begleiter. Eine Woche lang fuhr ich damit überall hin, wo ich konnte – nach Bad Ragaz an die «GaultMillau Garden Party», nach Vitznau zu einem angenehmen Abendessen oder ins Büro –, wahlweise komfortabel oder dynamisch, immer leise und in einer Atmosphäre fortschrittlicher Zuverlässigkeit.

Mercedes hat sich grosse Mühe gegeben, den EQE in Bezug auf die Verarbeitung oder die Materialisierung zweifelsfrei im Premiumsegment zu positionieren. Allerdings sollte man das bei einem Anschaffungspreis von deutlich über 150 000 Franken auch erwarten können. Der wohl nicht zentralste, aber irgendwie emotionalste Aspekt dieses Autos ist aber vielleicht seine Inszenierung als eine Art fahrende Lichtskulptur. Die Scheinwerfer projizieren beim Öffnen des Wagens eine Begrüssungssequenz in die Nacht, im Innenraum ist der Fahrer von einem LED-Leuchtband umfasst, das auf Wunsch seine Farbe ständig von Intensivrosa zu Knallblau oder anderen Nuancen verändert. Und auf Autobahnfahrten bei Dunkelheit sind die serienmässigen «Digital Light»-Scheinwerfer in der Lage, Hinweistafeln präzise anzuleuchten, oder sie werfen beim Spurwechsel einen Teppich aus Licht auf den Asphalt, der die Fahrtrichtung vorgibt. In Baustellen wiederum wird gut sichtbar ein Bagger auf die Strasse projiziert.

Das alles hat gar nicht mal besondere praktische Aspekte, aber es ist eine ungemein ästhetische, elegante Art, einem als Autofahrer gewissermassen den Weg in die Zukunft zu leuchten.

Mercedes-AMG EQE 43 4Matic

Motor/Antrieb: 2 E-Maschinen (PSM), vollvariabler Allradantrieb; Leistung: 476 PS (350 kW); max. Drehmoment: 858 Nm; Beschleunigung (0–100 km/h): 4,2 sec; Höchstgeschwindigkeit: 210 km/h; Batterie (nutzbar): 90,6 kWh; max. DC-Ladeleistung: 170 kW; Reichweite (WLTP): 462–533 km; Verbrauch (WLTP): 19,7–22,5 kWh/100 km; Preis: Fr. 121 100.–, Testauto: Fr. 156 926.–



OBJEKT DER WOCHE

«Air» Jordans Glückszahl

Michael-Jordan-Leibchen

Geschätzter Wert: 3 bis 5 Millionen Dollar

Um die Zahl 23 ranken sich etwa so viele Mythen wie um Loch Ness und um «Elvis lebt» zusammen. Angefangen hat die Geheimnistuerei mit Beat-Schriftsteller William S. Burroughs und seiner Kurzgeschichte «23 Skidoo» von 1967, die wenige Jahre später zur satirischen Verschwörungstrilogie der Hippie-Autoren Robert Anton Wilson und Robert Shea, «The Illuminatus!», führte. 23 gilt dort als Zahl des Unglücks.

Erst dem amerikanischen Basketballer Michael Jordan gelang die Rehabilitierung der verschmähten zwei Ziffern, als er bei den Chicago Bulls in den achtziger und neunziger Jahren mit der Rückennummer 23 zum Superstar der Basketball-Liga NBA aufstieg. Der heute 59-jährige gewann damit sechsmal die amerikanische Meisterschaft. Die NBA nennt ihn den besten Basketballspieler aller Zeiten.

Jordan trat 1993 überraschend zurück, gab zwei Jahre später aber sein Bulls-Comeback. Zwischenzeitlich hatte er sich als Baseballer versucht. Bei seiner Rückkehr aufs Basketballfeld trug er seine Baseball-Trickot-Nummer 45. Seine Fans verlangten die 23 zurück. «Air» Jordan gab nach. Das Auktionshaus Sotheby's versteigert am 6. September nun das Leibchen, das Jordan in seinem letzten NBA-Final trug, in dem er mit den Bulls 1998 seinen letzten Meistertitel gewann.

Man erwartet einen Erlös zwischen drei und fünf Millionen Dollar.

Benjamin Bögli



Glückliche Gesichter:
Teilnehmerpaar in Fahrt.



Kooperationspartner Ford:
Paraden-Begleitfahrzeug.



Schönstes Wetter:
Tessiner Harley-Fan-Meile.



Vom Norden in den Süden: Zwischenstopp
beim Hotel «Chedi» in Andermatt.



Start zur Töff-Parade:
Lugano im Harley-Fieber.

BEI DEN LEUTEN

Harley-Volksfest in Lugano

Die Tessiner Tourismusmetropole empfing
60 000 Harley-Begeisterten.

Gabriel Lotti

Wenn Harley ins Tessin ruft, setzen Zehntausende ihre blitzenden Maschinen in Gang und nehmen den Weg über die Alpen unter die Räder. Die 60 000 Besucher der «Swiss Harley Days» werden in Lugano als Grosse Erfolg gewertet.

Die Anreise geriet zum Wechselbad: Auf der Gotthardpassage regnete es zum Teil wie aus Kübeln, zeitweise hagelte es. Kein Wunder, legten viele einen Stopp in den Innerschweizer Bergen ein. Das «Chedi» in Andermatt verwandelte sich für eine Nacht in eine Harley-Davidson-Bastion. «Wir hatten von Hagel bei unter 10 Grad bis Sonne bei über 33 Grad so ziemlich alles», erzählt **Iwan Steiner**, Chef von Harley-Davidson Schweiz, der den Grossanlass organisierte.

Auf der Südseite konnten die Monturen in der Tessiner Sonne getrocknet werden, die Maschinen poliert, in freudiger Erwartung der dreitägigen Party. Diese geriet zu einem Volksfest für Töfffreunde. Tourismusedirektor **Alessandro Stella** empfing die zahlreichen Gäste. Und aus der Region zog der Anlass viele Neugierige an, die bei Probefahrten Teil der Harley-

Gemeinschaft werden konnten. «Es ist schön, wie freundlich wir in Lugano empfangen wurden», sagt Harley-Chef Steiner. Die Ortswahl für einen Anlass dieser Art gestaltet sich naturgemäss schwierig.

Die eigentliche Parade war ein Festival motorisierter Schönheiten, die den Ideenreichtum ihrer Besitzer unterstrichen. Sänger **Bastian Baker** war auch dabei. Er absolvierte die Fahrt auf seiner Sportster S mit Begeisterung. Und selbst der Schreibende stimmte mit dem typischen Harley-Sound einer durchzugsstarken Sport Glide in das Motorenkonzert ein. Auch die Tessiner Polizei fuhr bei der Parade mit und hatte ansonsten wenig zu tun – die Stimmung war ausgelassen-freundlich und spottete damit der Klischees von wilden Töff-Gangs. Es gab Live-Musik für jeden Geschmack.

Für zusätzliche Fahrfreude sorgte Ford als Mobilitätspartner. Die amerikanische Marke war mit Show-Fahrzeugen vor Ort und hatte mit dem Ford Ranger diverse Harleys nach Lugano gebracht. «Ford steht, wie Harley-Davidson, für Freiheit und Abenteuer», sagt Marketing-Managerin **Uta Eichstetter**.



«Freundlicher Empfang»:
Harley-Schweiz-CEO Iwan Steiner.



Harley-Vielfalt:
Motorräder zum Testen.



Auf zur Parade:
Ein Töff-Fan ist bereit.



Besucher aus ganz Europa:
Feststimmung am Abend.



Eindruckliche Präsenz:
Töffparaden-Spitze bei Lugano.



Gastgeberstadt mit Musikgehör:
Die Konzerte dauerten bis Mitternacht.

Das grosse Oxymoron



Diversität als Führungsprinzip: Dirigent Barenboim.

Die Diversität ist derzeit der Imperativ in der Unternehmensführung. Die soziale Vielfalt ist keine apologetische Verklärtheit eines woken Kapitalismus, sondern reine Empirie. Teams aus Mitgliedern unterschiedlicher sozialer, ethnischer, geschlechtlicher und kultureller Herkunft liefern schlicht die besseren Resultate. Diversity ist auch in der Hochkultur angekommen, sie war denn auch das Leitmotiv

der diesjährigen Ausgabe des Lucerne Festival. Zu erleben war das West-Eastern Divan Orchestra unter der Leitung des argentinisch-israelischen Stadirigenten Daniel Barenboim, der zusätzlich auch in Besitz der spanischen und der palästinensischen Staatsangehörigkeit ist. Augenfällig: Das super diverse und junge Orchester spielte ausgerechnet «Má vlast» («Mein Vaterland») von Bedrich Smetana, eine Art ver-

tonte Nationalromantik Tschechiens. Elias Canetti beschrieb den Dirigenten einst als anschaulichen Ausdruck von Macht. Unter anderem, weil er steht, als Einziger im Saal. Der 79-jährige Barenboim sass.

David Schärer ist Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation und «Werber des Jahres».

FRAGEN SIE DANIA / ALLES, WAS SIE SCHON IMMER ÜBER SEX WISSEN WOLLTEN

Liebe Dania, immer wieder liest man, dass die besten Liebhaberinnen und Liebhaber aus Italien kommen. Ist da was dran, gibt es tatsächlich regionale Unterschiede?

P.I., St. Gallen

Das Gerücht hält sich hartnäckig, dass italienische Frauen und Männer heissblütiger und lustvoller sind als Menschen aus anderen Ländern. Deswegen seien sie auch die besseren Liebhaberinnen und Liebhaber. Um dieser Vermutung auf den Grund zu gehen, werden immer wieder weltweite Studien gemacht. Man findet tatsächlich auch immer wieder Ergebnisse, die genanntes Gerücht bestätigen: Südländerinnen und Südländer haben mehr Sex.

Doch was können wir mit solchen Resultaten überhaupt anfangen? Schlussendlich ist es doch egal, ob Menschen in gewissen Ländern oder Kulturen mehr Sex haben



als in anderen. Was zählt, um besseren Sex zu haben, ist schliesslich nicht die Quantität, sondern die Qualität. Und was qualitativ besseren Sex ausmacht, ist, dass wir in erster Linie uns selber gut kennen, dass wir wissen, was wir geniessen, und dass wir dies auch einfordern können.

Flirten, verführen

Was uns südliche Nachbarn aber effektiv voraus haben, ist, dass sie in der Öffentlichkeit

offener sind: Sie zeigen mehr Haut, flirten, verführen. Dass man während vieler Monate draussen sein kann, sich leicht und unkompliziert kleiden kann, in Cafés und auf Plätzen verweilen kann, vereinfacht dies natürlich.

Doch: Sieht man sich einfach mal die sexuellen Störungen an, dann sieht es bei den Italienerinnen und Italienern gleich aus wie bei uns. Es ist also nicht immer alles Gold, was glänzt.

Dania Schifftan ist Sexologin, Autorin und Psychotherapeutin in Zürich. Ihr jüngstes Buch «Keep It Coming – Guter Sex ist Übungssache» erschien letztes Jahr bei Piper.

Mailen Sie uns Ihre Fragen an danial@weltwoche.ch

Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Thomas Wolfensberger

Der Chef der Peach Property Group, eines Schweizer Unternehmens, das Immobilien in Deutschland kauft, um dort Wohnungen zu vermieten, über die Lage in Zeiten steigender Zinsen.

Eigentum verpflichtet», sagt man in Deutschland. Was für Thomas Wolfensberger eine ganze Menge Verpflichtung bedeutet – der von ihm seit fünfzehn Jahren geführten Firma Peach Property Group mit Hauptsitz in Zürich gehören rund 27 500 Mietwohnungen in deutschen Städten. «Moderne und bezahlbare Wohnungen», sagt der Fünfzigjährige. Die Zufriedenheit der Mieter stehe im Mittelpunkt.

Die Ausrichtung der Firma, die 2001 von der Familie Wolfensberger gegründet wurde, war anfangs eine andere gewesen: Sie entwickelte Luxuswohnungen, beispielsweise am Zürichsee oder in Berlin. Seit 2010 werden die Aktien an der Zürcher Börse gehandelt – bei Redaktionsschluss betrug die Marktkapitalisierung rund 600 Millionen Franken –, seit 2015 investiert man hauptsächlich in Bestandesliegenschaften im Ruhrgebiet und anderswo in Deutschland.

Typ Glas, halbvoll

Für Thomas Wolfensberger, genannt «Tutti», ist die Geschäftsführung nicht weniger aufregend geworden, seit das Unternehmen hauptsächlich in Hunderte von Mehrfamilienhäusern mit Durchschnittswohnungen investiert. Im Gegenteil, erzählt er während eines Mittagessens im Restaurant «Purpur» in Zürich. Der Aufbau einer digitalen Bewirtschaftungsanwendung sei spannend gewesen. Und habe ihm, der seine Laufbahn mit dem Herstellen einer Bankensoftware begonnen hatte, entsprochen. «Wir betreiben fünfzehn regionale Service-Center, die unseren Mieterinnen und Mietern als Anlaufstelle dienen. Zudem haben wir ein System entwickelt, dank dem Unterhaltsarbeiten und Reparaturen innert weniger Arbeitstage erledigt werden können, auch mit Hilfe künstlicher Intelligenz – es gibt wohl nichts Vergleichbares in Deutschland», sagt er.

Ergebnis davon seien nicht bloss die erwähnten zufriedenen Mieterinnen und Mieter, sondern auch ein «hochskalierbares Produkt», das die Bewirtschaftung weiterer Wohnungen, die Peach Property zukaufen werde, weiter vereinfache.



«Es gibt wohl nichts Vergleichbares in Deutschland»: Geschäftsmann Wolfensberger.

Was sich auf die erzielbare Rendite förderlich auswirke, sagt er. Das leuchtet ein. Findet zurzeit im Kurs der Peach-Aktie aber keinen Niederschlag – diese ist seit Anfang Jahr um rund vierzig Prozent gesunken. Was Wolfensberger, den ich als Glas-halbvoll-Typen kennengelernt habe (ich habe vor fünfzehn Jahren die Kundenzeitschrift der Peach Property Group geleitet), nicht sehr beunruhigt. Er weist darauf hin, dass die Aktien der Peergroup, anderer in Deutschland tätigen Immobiliengesellschaften, gleich viel oder mehr verloren haben, seit die Zinsen gestiegen sind (was damit zusammenhängt, dass Anleger sinkende Gewinne erwarten). Und dass Peach Property auch nach dieser Korrektur noch immer der erfolgreichste Immobiliertitel sei,

den Anlegerinnen und Anleger an der SIX kaufen konnten (Betrachtung über die vergangenen zehn Jahre). Er hat sogar gute Nachrichten: Die Baukosten steigen in Deutschland zurzeit überproportional, was auch die Bewertung von Bestandesliegenschaften erhöhen soll.

Knifflige Schlussfrage: Höhere Immobilienpreise führen, früher oder später, zu höheren Mieten. Widerspricht das nicht der Peach-Leitidee von zufriedenen Mietern in modernen und bezahlbaren Wohnungen? Nein, denn Mieter seien bereit, vertretbar höhere Mieten zu bezahlen, wenn sie mit ihren Wohnungen zufrieden sind. «Und im Schnitt sind wir noch immer deutlich unter den Marktmieten.»

Mark van Huissing

Im Zug ging Yann Tissot das Licht auf

Martin Hirzel, oberster Industrieller der Schweiz, ist im Waadtland auf einen Unternehmer mit grossem Potenzial gestossen. Dieser erzählt uns, wie er auf seine Geschäftsidee kam.

Beat Gygi

Fünfzehn Mal mehr Helligkeit bei vier Mal geringerem Gewicht und einem Stromverbrauch, der um 30 Prozent unter dem der Konkurrenz liegt. «Her damit!», denkt man sogleich, super Licht, sofort produzieren, für alle! Der 44-jährige Yann Tissot ist dran, aber so zackig geht es nicht. Seine Firma Less in Renens wurde jetzt gerade zehnjährig, und Tissot, Gründer, CEO und Verwaltungsratspräsident, sagt: «Ich neige nicht zu Selbstzufriedenheit, aber wer hätte seinerzeit gedacht, dass wir nach zehn Jahren in diesem sehr wettbewerbsintensiven Bereich immer noch im Geschäft sein würden?»

Der Aufbau eines Unternehmens von Grund auf werde oft als Spass dargestellt, aber es sei zunächst ein unglaublicher Weg mit Höhen und Tiefen. «Es gab so viele Gründe für ein mögliches Scheitern, dass ich jeden einzelnen unserer Schritte als Mini-Erfolg betrachte.» Zum Beispiel, eine Idee zu haben, ein Geschäft daraus zu machen, damit profitabel zu sein und «unsere Fasern auf einem ersten Auto zu sehen».

Helligkeit und Effizienz

Fasern auf einem Auto? Was macht Less? Der Name steht für *light efficient systems*, und die Produktpalette umfasst Beleuchtungslösungen, die, wie oben gesagt, x-mal effizienter sein sollen als die heutige LED-Technologie. Vereinfacht gesagt: eine Art Lichtwunder, ultradünne nanoaktive Fasern, durch die Laserlicht strahlt, Leuchtfäden, so dünn wie Haare, brillanter als Lämpchen. Fasern auf dem Auto: neue Spielarten von Beleuchtungsformen, Lichtdesign, quasi optischen Kicks am Fahrzeug.

Warum eigentlich das Auto, dieses umkämpfte Geschäftsfeld? Tissot erklärt: «Wir wollten den Markt für Displays aufmischen und landeten schliesslich bei der Ausstattung von Automobilen, was wir als unglaubliche Chance sehen.» Enorme Stückzahlen locken. «Klar, zuerst begannen wir unser Geschäft in unserer Nähe, mit Uhrmachern als Kunden, die eine sehr gleichmässige Lichtquelle zur Verbesserung ihrer Qualitätskontrolle benötigen.» Ähnlich in der Pharma- und



«Belastbarkeit und Leidenschaft»: Präsident Hirzel.

Martin Hirzel, 52, ist Präsident von Swissmem, dem Schweizer Maschinen-, Elektro- und Metallindustrieverband. Über Yann Tissot sagt er: «Unternehmertum ist eine Geisteshaltung. Sie umfasst den Mut, Risiken einzugehen. Das ist ein Charakterzug von Yann Tissot. Er hat in zehn Jahren sein Start-up zu einem Industrieunternehmen aufgebaut. Dabei hat er Belastbarkeit und Leidenschaft vereint. Sein Mut und seine harte Arbeit zeigen: In der Schweiz kann man Hightech-Unternehmen gründen und zum Erfolg führen.»

Elektronikindustrie: Licht von höchster Präzision im Dienste der Fehlerentdeckung.

Tissot begann seine Karriere zuerst bei anderen Firmen, nach Studium und Doktorarbeit an der ETH Lausanne unter anderem bei Oerlikon Space. Wie kam er überhaupt auf die Idee mit dem neuen Licht? «Ich pendelte seinerzeit regelmässig mit dem Zug zwischen Zürich und Lausanne», sagt er. In den Zügen gab es damals noch kaum Stromstecker fürs Laden der Laptops. «Und bei mir reichte eine Akkuladung nie für die zweistündige Fahrt.» Ärgerlich. Tissot sann auf Abhilfe und fand heraus, dass die LED-Hinter-

grundbeleuchtung des Bildschirms mehr als 50 Prozent des Stromverbrauchs seines Laptops beanspruchte. «Ich dachte, wir könnten das irgendwie besser machen.»

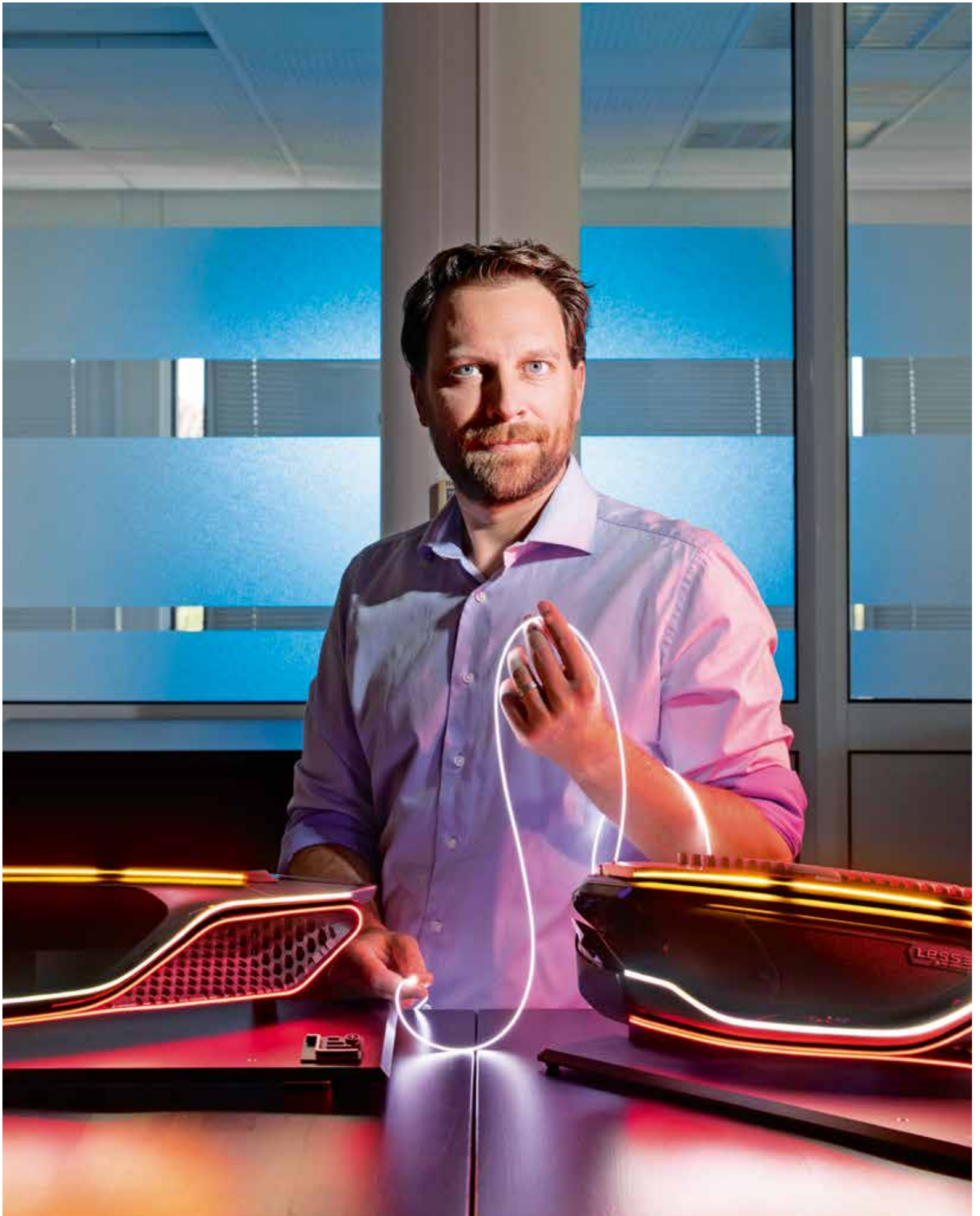
Er hatte damals mit Kunden zu tun, die an LED-Beleuchtungen interessiert, aber mit Qualität und Gleichmässigkeit dieses Lichts unzufrieden waren. Der grosse Wunsch war: Gleichmässigkeit, Helligkeit und Effizienz in kompakter Bauweise. Tissot sah seine Chance, besann sich auf seine ETH-Zeit: «Ich verband diese Themen mit den Nebenforschungen aus meiner vorherigen Doktorarbeit in Photonik, kündigte meinen Job, beantragte ein Stipendium bei der ETH Lausanne und beeilte mich, einen *proof of concept* dieses neuen photonischen Lichts zu realisieren, das auf einer nanoaktiven optischen Faser beruhte.»

Grossartiger Standort

Das Projekt kam voran, es gab mehrere Finanzierungsrunden, auch etliche Jungunternehmer- und Innovationspreise. «Bald tätigten wir die ersten Investitionen für die Industrialisierung unseres Herstellungsverfahrens für grössere Produktionsmengen. Und jetzt hat sich unser Unternehmen vom Start-up zu einem schnell wachsenden KMU gewandelt», meint Tissot. Die Firma kommt mit rund vierzig Beschäftigten auf einen siebenstelligen Jahresumsatz.

Operativ sei man nun bereit, die höheren Volumenforderungen der Autohersteller an ultradünne, ultrahelle und leichte Lichtquellen zu erfüllen. Und alle wichtigen Qualitäts- und Produktzertifizierungen seien nun vorhanden, «was unsere langfristigen Kunden beruhigt hat», fügt er an. Sind denn Industriekunden risikoscheu? Tissot: «Es ist schon so: Jeder will Innovation, aber niemand will sich verändern.»

Was würde er jungen Leuten empfehlen, die im Hightech-Sektor den Erfolg suchen? An eine ETH gehen? Oder in die USA? «Ein guter Unternehmer findet seinen eigenen Weg, ob in der Schweiz oder in den USA. Aber die Schweiz ist ein grossartiger Ort, um ein Hightech-Unternehmen zu gründen, denn hier gibt es Spitzenuniversitäten, umfangreiche akademische Unterstützung und viel Startkapital.»



«Ich dachte, wir könnten das irgendwie besser machen»: Wissenschaftler Tissot.

Lisa Eckhart, Bühnenstar

Die österreichische Kabarettistin mag Männer, die sich zieren, sie würde Baulöwe Richard Lugner gerne als Bundeskanzler sehen und glaubt, dass Nietzsche in allem recht hat.

Weltwoche: Wer ist ein Mensch, der zu wenig Anerkennung bekommt?

Lisa Eckhart: Jeder, der still ist.

Weltwoche: Wo werden Sie am liebsten gestreichelt?

Eckhart: An der Würde.

Weltwoche: Welche Ihrer wahrhaftigsten Überzeugungen würden nur die wenigsten Menschen mit Ihnen teilen?

Eckhart: Dass Nietzsche in allem recht hat.

Weltwoche: Wie viel verdienen Sie?

Eckhart: So viel, dass ich nicht mehr nach oben treten kann.

Weltwoche: Welche Eigenschaften schätzen Sie bei einem Mann am meisten?

Eckhart: Wenn er sich ziert.

Weltwoche: Wovor fürchten Sie sich?

Eckhart: Vor der Natur.

Weltwoche: Wann und warum haben Sie letztmals geweint?

Eckhart: Bei einem Streit mit meinem Mann, weil ihm die Argumente ausgingen.

Weltwoche: Wer sollte unbedingt österreichischer Bundeskanzler werden?

Eckhart: Richard Lugner.

Weltwoche: Glauben Sie an Gott?

Eckhart: Nein, aber ich glaube an die Kirche.

Weltwoche: Welche Partei wählen Sie?

Eckhart: Meine politische Einstellung ist k.u.k. – kaiserlich und kommunistisch. Dafür gibt es keine Partei.

Weltwoche: Wann hatten Sie das erste Mal Sex?

Eckhart: In den frühen Morgenstunden unter dem Einfluss von Koffeintabletten für Fernfahrer.

Weltwoche: Welche Waffe haben Sie zu Hause?

Eckhart: Einen kleinen Bunsenbrenner für die Crème brûlée.

Weltwoche: Wovon träumen Sie am meisten?

Eckhart: Von meiner Grossmutter.



«Wehrdienst für Onlineblogger»:
Autorin Eckhart, 29.

Weltwoche: Was stört Sie an Ihrer Erscheinung?

Eckhart: Der Nimbus über meinem Kopf.

Weltwoche: Mit welchem bekannten Mann möchten Sie einen schönen Sommerabend verbringen?

Eckhart: Mit Peter Sloterdijk.

Weltwoche: Nehmen Sie Drogen?

Eckhart: Nein, aber ich würde gerne.

Weltwoche: Mit welcher Figur aus der Literatur oder der Geschichte können Sie sich am meisten identifizieren?

Eckhart: Mit Candide von Voltaire.

Weltwoche: Was ist der beste Ratsschlag, den Sie je bekommen haben?

Eckhart: Nicht auf die heisse Herdplatte fassen.

Weltwoche: Würden Sie Ihrem Partner einen Seitensprung verzeihen?

Eckhart: Wenn ich nicht davon erfahre, ja.

Weltwoche: Warum sind Sie noch nicht Veganerin?

Eckhart: Ich würde sofort auf Fleisch verzichten, wenn Gemüse Schmerz empfindet.

Weltwoche: Wie werden Sie von Ihren engsten Freunden genannt?

Eckhart: Frau Eckhart.

Weltwoche: Sie dürfen ein neues Gesetz machen. Was gilt ab sofort?

Eckhart: Wehrdienst für Onlineblogger und Zivildienst für den Rest.

Weltwoche: Wann lügen Sie?

Eckhart: Wann immer die Wahrheit nicht unterhält.

Weltwoche: Wer hat Sie am meisten geprägt?

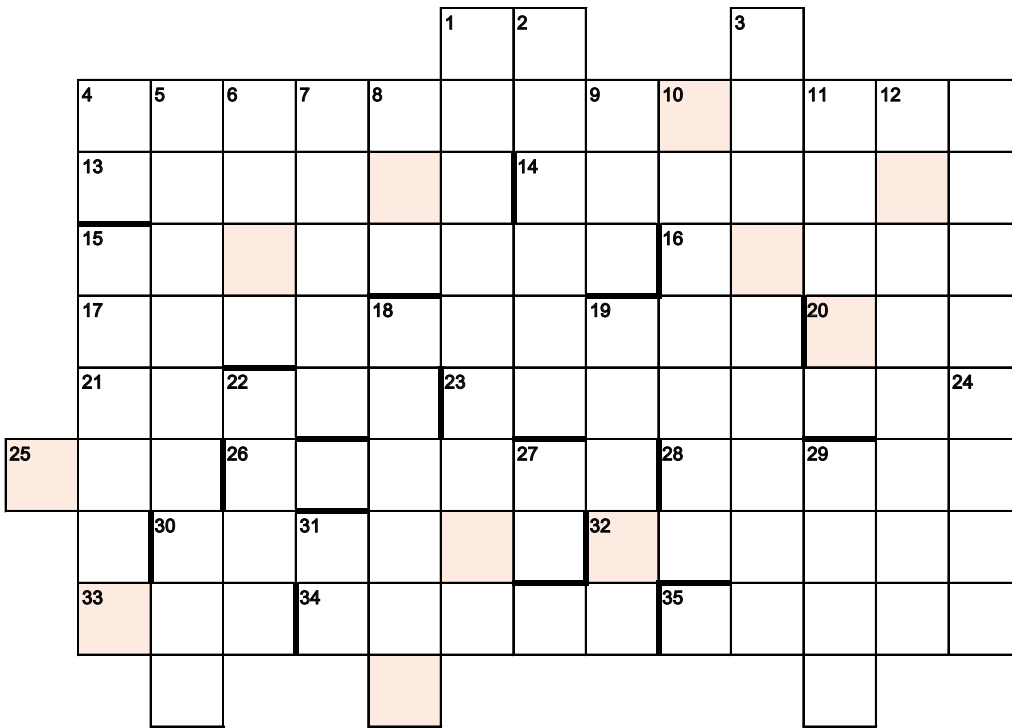
Eckhart: Der Fernseher.

Weltwoche: Wann sind Sie am glücklichsten?

Eckhart: Kurz vorm Einschlafen.



Lisa Eckhart: Boum.
Paul Zsolnay, 368 Seiten,
Fr. 38,90.



Lösungswort — Cockpitscheibenmaterial, das 1-facher Schallgeschwindigkeit standhält?

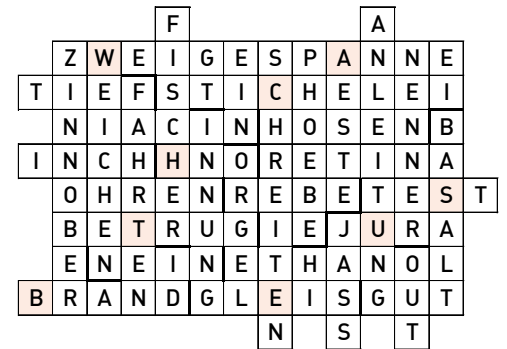
Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 mit Geistern entzücken 4 machen Diebe und sollten beim Schopf gepackt werden 13 woran manche Theorie scheitert 14 feministischer Nadelbaum? 15 Voraussetzung für erfolgreiches Catwalken 16 entspricht dem britischen Geschmack 17 wer dies tut, handelt nicht nach dem Was-du-nicht-willst-das-man-dir-tu-Prinzip 20 150 oder 1000 Kubikmillimeter 21 darin zu sitzen, ist nicht angenehm 23 lärmt von wegen Tradition oder Freiheit 25 wenn nicht vergesellschaftet mit zurück, weg oder wieder, möglicherweise defekt 26 Versöhnungsaufforderung irgendwo zwischen keine und viele 28 Lüttich in Möbelform 30 ein Ausländer, wie jeder fast überall, aber insbesondere in Südamerika 32 wird z. B. im Ashram gesucht 33 gekürzte ältere Ausgabe für Liebhaber römischer Mythologie 34 so kann Sonnenschein auch ohne Spiegel sein 35 wird je nachdem im Portemonnaie oder in der Schatzkammer aufbewahrt

Senkrecht — 1 verschwunden, aber nicht vermisst 2 bringt einen in ein bâtiment 3 ein eher konservativer Investor, zumindest aus sprachlicher Sicht 4 kurzer Sportanlass 5 erbitterter Kampf um den Nachlass? 6 Vierbeiner in Südamerika oder Zweibeiner im Schildkrötentempo 7 Bild, nachdem ein Hosenmaler am Werk war? 8 musikalischer halber Gigant 9 Beginn von Handelsaktivitäten in Fernost 10 sehr gepflegtes «Zisch ab!», am Leich unappetitlich 11 halb-elliptisch, meist entweder rund oder rechteckig 12 Wasservogelkükenerbfaktor? nein, weit entfernt 15 liegt am Mittelmeer oder im obersten Stock 18 dabei sind Schläger involviert 19 so sind gewöhnliche Zahlen und ehrliche Händler 22 ist reich an H₂O und in Mineralien enthalten 24 rund um den ...-man dafür passender Artikel 27 lässt sich mit oder ohne Pokémon spielen 29 Zentrum von Seerosen 31 das ist lateinisch und abgekürzt

© Daniela Feurer – Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 780



Waagrecht — 3 ZWEIFESPANNE 12 TIEF 14 STICHELEI 15 NIACIN 17 HOSEN 19 INCH 20 EtHNOlogie 22 RETINA (med. f. Netzhaut) 23 OHREN 24 SchREBERgärten 25 TEST 26 BETRUG (bet(engl. f. wetten)+rug(engl. f. Teppich)) 27 eine TragöDIE 28 JURA 29 (U)NEINsichtigen 31 ETHANOL 34 BRAND 35 GLEIS 36 GUT

Senkrecht — 1 FISCHER (Seegebiet in der Nordsee) 2 ANLEITUNG (Anagramm v. tun genial) 3 ZINNOBER 4 WEICHEN 5 GT (Gigatonne) 6 EIN (rückwärts: nie) 7 SCHREITEN (schrei ten!) 8 PHOEBE 9 (M)AESTereien 10 NENNER 11 Eigenständigkeit/GängeLEI 13 FAHRTEN 16 INNUNG 18 Addis Abe-BASALT-stadt 21 ORGEL 28 JASS 30 ID (Identitätskarte) 32 Hirn 33 OUT

Lösungswort — **WACHSTUBE**

EMS

WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien

RADO

SWITZERLAND

RADO.COM

MASTER OF MATERIALS



CAPTAIN COOK HIGH-TECH CERAMIC DIVER

Feel it!